

Die Pyramide

Über das Wahrzeichen von Karlsruhe

Johannes Werner, Karlsruhe

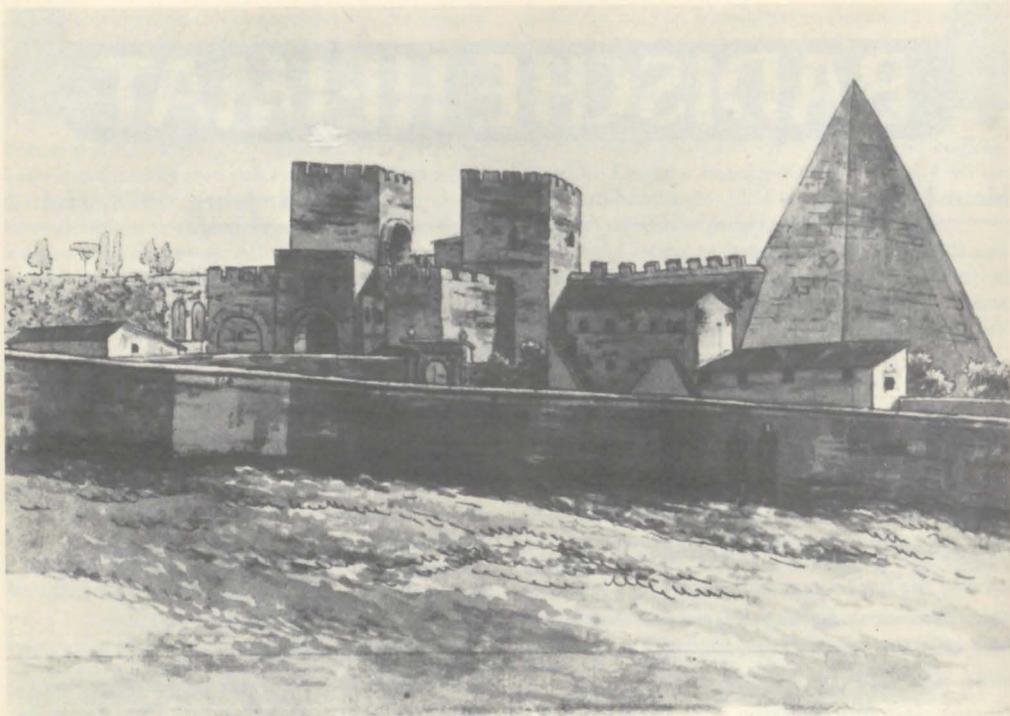
Eine Pyramide, nach einigen Urkunden, Anlässen und Mutmaßungen restauriert. (. . .) Es ist diese Zeichnung die ungeheuerste Architektur-Idee, die ich zeitlebens gesehen, und ich glaube nicht, daß man weiter kann.

Goethe, Italienische Reise

Karlsruhe – gewiß gedachte der badische Markgraf Karl Wilhelm, als er die Stadt im Jahre 1715 gründete, in ihr seine erst zeitliche, dann ewige Ruhe zu finden; und diese schien auch gesichert, als man ihn ein gutes Dutzend Jahre danach in der Konkordienkirche bestattete, einem schönen Bau, der sich im Herzen eben der Stadt und zugleich im Angesicht des Schlosses erhob. Er aber wurde schon 1807 wieder abgebrochen; die Gruft mit dem Grab des Gründers lag nun, nur notdürftig abgedeckt, inmitten des neugeschaffenen Platzes, noch ohne daß man wußte, wie ihre gestörte Ruhe in Würde wiederherzustellen wäre. Verschiedene Vorschläge wurden gemacht, keiner fand den nötigen Beifall; schließlich beschloß man, die bisherige Notlösung in einer freilich dauerhafteren Art beizubehalten, nämlich: anstelle der Pyramide aus Holz, die den Ort ohnehin bereits beschützte und bezeichnete, einfach eine aus Stein aufzuführen.¹⁾ Auf einen besseren Gedanken hätte

man kaum kommen können; auch hier erwies sich das zunächst ganz Einfache wieder einmal als das zutiefst Symbolische.

Denn die Pyramide ist der Inbegriff des Grabmals überhaupt, wohl gar dessen allgemeinste und ursprünglichste Form. „In allen Teilen der Welt, selbst in Otahiti, werden Pyramiden auf Gräbern errichtet; ein Zeichen nicht sowohl der Seelen-Unsterblichkeit als eines dauernden Andenkens auch nach dem Tode. Offenbar waren sie auf diesen Gräbern aus jenem rohen Steinhaufen entstanden, den man zum Denkmal einer Sache uralters bei mehreren Nationen aufhäufte; der rohe Steinhaufen formt sich selbst, damit er fester liege, zu einer Pyramide. Als die Kunst der Menschen, denen keine Veranlassung zum Denkmal so nahe lag als das Begräbnis eines verehrten Toten, zu diesem allgemeinen Gebrauche hinzutrat: so verwandelte sich der Steinhaufen, der anfangs vielleicht den begrabenen Leichnam auch vor dem Aufscharren wilder Tiere schützen sollte, natürlich in eine Pyramide oder Ehrensäule, mit mehr oder minder Kunst errichtet.“²⁾ So also hat Johann Gottfried Herder, der Philosoph, schon im 18. Jahrhundert jene Form erklären wollen: als den ersten und besten Ausdruck des Willens, eine Grabstätte zugleich zu bezeichnen und zu beschützen.



Porta San Paolo und Pyramide des Cestius in Rom (lavierte Federzeichnung von Weinbrenner)

Dann aber fragt es sich, wie und warum man gerade hier, in Karlsruhe, auf diese Form zurückgegriffen hat (und übrigens auch nur hier und nirgends sonst in Deutschland). Der es tat, war ja kein anderer als jener Friedrich Weinbrenner, welcher die nun nicht mehr bloß markgräfliche, sondern großherzogliche Residenz mit seinen Bauten und Plänen entscheidend prägte; und es mögen ihn in diesem Falle wie etwa auch in dem seiner katholischen Stadtkirche, für die er das Pantheon zum Vorbild nahm, Erinnerungen an Rom, die Stadt seiner Studien, beeinflusst haben. Denn dort liegt der Friedhof der Fremden (zumal aber der deutschen Protestanten, wie Weinbrenner ja selber einer war) zu Füßen eines der berühmtesten Monumente: der Cestiuspyramide. „Die stille Magie dieser Stätte ist in Worte kaum zu fassen. Zerbrochene Marmorplatten, gestürzte Grabmäler sind unregelmäßig im grünen, hohen, blütenreichen Grase ver-

streut, die einzelnen Gräber ohne Einfriedigung. Alles atmet den elegischen Geist einer antikisch geläuterten Schwermut.“³) Es scheint, daß diese Stätte auf den jungen Weinbrenner, der hier mehrmals der Beisetzung von Landsleuten beiwohnen mußte, keinen geringen Eindruck gemacht hat.⁴)

Somit war für Weinbrenner die Pyramide unmittelbar eine römische Reminiszenz – mittelbar aber damit eine ägyptische wie für jenen Prätor Caius Cestius selber, der sich besagtes Grabmal im Jahr 11 nach Christus hatte errichten lassen.⁵) Seine Zeit, die augusteische, war wohl die erste, die an die Kultur, vor allem aber an die Architektur des alten Orients anzuknüpfen suchte; eine andere, welche sich dann allerdings eher der Chinoiserie, Japonaiserie, Turcomanie verschrieb, war die Zeit des Barock und derart die von Karl Wilhelm und seinem Karlsruhe. Und in diesem Fall, wie auch in den

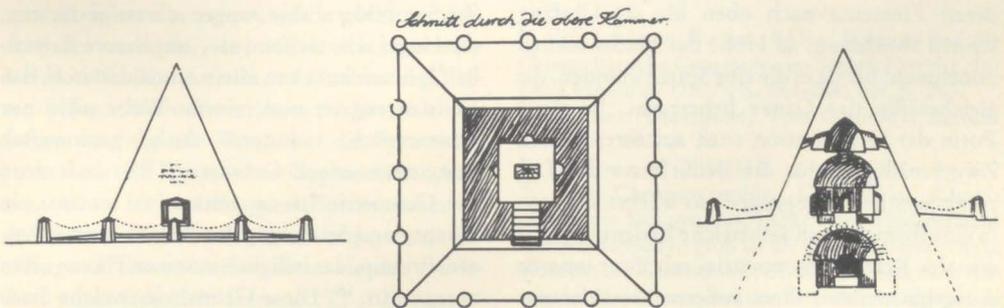
meisten anderen, ist die Wahlverwandtschaft dadurch begründet, daß man, indem man den Orient gleichsam zitierte, die eigene Lebensform bestätigen, bekräftigen und beglaubigen wollte.⁶⁾ „Das Barock ist eine Spielart des ewig Asiatischen: ein Stil der autoritärsten Herrschaftlichkeit, der absolutesten Souveränität, die über die Häupter der Menge flutet.“⁷⁾ Hier und dort, in den Reichen des Westens und des Ostens, waltete eine gleich unumschränkte Entfaltung von Prunk und Macht, also Absolutismus; sein tiefstinnigstes Symbol ist die Pyramide.

Absolutistisch ist schon die Idee – die nämlich, über einem Grab einen Berg gewissermaßen künstlich aufzumauern; auch dies hat Herder deutlich gemacht: „Leichter opferte man damals die nutzlose Mühe vieler Individuen dem Gedanken eines Beherrschers auf, der mit einer solchen Steinmasse sich selbst Unsterblichkeit erwerben und dem Wahn seiner Religion nach die abgeschiedene Seele in einem balsamierten Leichnam festhalten wollte; bis mit der Zeit auch diese wie so manche andre nutzlose Kunst zum Wetteifer ward. Ein König ahmte den andern nach oder suchte ihn zu übertreffen, indes das gutmütige Volk seine Lebenstage am Bau dieser Monumente verzehren mußte.“⁸⁾ Daß einer, allein für sich, einen solchen Aufwand⁹⁾ gebieten konnte, scheint keine Parallele zu haben – und hat sie doch in den aus fürstlicher Lust und Laune geborenen Schloß- und Stadt-

projekten des Barock. Und am sichtbarsten wird sie darin, daß man in dieser Zeit ja eine ganze Residenz aus dem Boden zu stampfen imstande war, sobald man an der alten kein Gefallen mehr fand; so zog man dann, um nur wenig zu nennen, von Stuttgart nach Ludwigsburg, von Heidelberg nach Mannheim, von Baden-Baden nach Rastatt – und von Durlach nach Karlsruhe, in eine Landschaft, die, wie Wilhelm Hausenstein schrieb, „den Namen kaum tragen konnte. Eben deshalb reizte sie den Bautrieb des barocken kleinen Pharaonen. So war man um 1700. Aus Wüsten Schlösser und Städte zaubern!“¹⁰⁾

Absolutistisch ist aber auch die Form. Der absolutistische Staat selber ist nach Denis Diderot, dem französischen Aufklärer des 18. Jahrhunderts, einer, „in welchem die Menschen von verschiedenem Range sind, und den man mit einer hohen Pyramide vergleichen kann, wo diejenigen, die auf dem Grunde liegen, auf denen die ganze sie erdrückende Last ruhet, gezwungen sind, auch sogar in ihren Klagen bescheiden zu sein“¹¹⁾. Nicht viel anders dachte Diderots deutscher Zunft- und Zeitgenosse Justus Möser: „Ein Staat läßt sich am besten mit einer Pyramide vergleichen, die alsdenn schön ist, wenn sie ihr gehöriges Verhältnis hat, unten auf einem guten Grunde ruht und nach der Spitze zu immer dergestalt abnimmt, daß das Unterste das Oberste völlig, aber auch mit der mindesten Beschwerde trägt.“¹²⁾ Mit einer sonst sehr selte-

Entwurf zur Karlsruher Pyramide (Zeichnung von Weinbrenner)





Karlsruher Marktplatz mit Pyramide (1828)

nen Genauigkeit stimmen Kunst- und Gesellschaftsform hier überein; weshalb der Philosoph Georg Simmel, als er eine ‚Soziologische Ästhetik‘ zu entwerfen versuchte, auch genau auf dieses Beispiel sich bezog: „Und mit Recht hat man die ägyptischen Pyramiden als Symbole des politischen Baues bezeichnet, den die großen orientalischen Despoten aufführten: eine völlig symmetrische Struktur der Gesellschaft, deren Elemente nach oben hin an Umfang schnell abnehmen, an Höhe der Macht schnell zunehmen, bis sie in die eine Spitze münden, die gleichmäßig das Ganze beherrscht. Ist diese Form der Organisation auch aus ihrer bloßen Zweckmäßigkeit für die Bedürfnisse des Despotismus hervorgegangen, so wächst sie doch in eine formale, rein ästhetische Bedeutung hinein: der Reiz der Symmetrie, mit ihrer inneren Ausgeglichenheit, ihrer äußeren Geschlossen-

heit, ihrem harmonischen Verhältnis der Teile zu einem einheitlichen Zentrum wirkt sicher in der ästhetischen Anziehungskraft mit, die die Autokratie, die Unbedingtheit des einen Staatswillens auf viele Geister ausübt.“¹³⁾ Also versinnbildlicht die Pyramide den Absolutismus, nachdem sie sich ihm überhaupt erst verdankt; auf dem Grab eines absolutistischen Fürsten steht sie so mit ganz besonderem Recht. Zu Sinnbildern aber taugen derartige Bauten, die Hegel sehr treffend als „ungeheure Kristalle“¹⁴⁾ bezeichnet hat, allein schon dadurch, daß sie in strengster und reinsten Weise nicht nur symmetrisch, sondern auch geometrisch („steingewordene Geometrie“¹⁵⁾) sind; denn die Geometrie ist, so seltsam es scheint, ein Haupt- und Stichwort des Barock, sein geheimes Prinzip, das lediglich in seinen Plänen offen zutage tritt.¹⁶⁾ Diese Geometrie, welche Stadt

und Park, Mensch und Natur sich unterwirft, ist Ausdruck des absoluten souveränen Willens; Ausdruck der Macht, der Ordnung und Ver-
ordnung, der Regel und des Reglements. Nichts darf so sein, wie es etwa selber sein möchte, sondern alles muß begradigt und beschnitten werden; ob Straße oder Allee, ob Haus oder Baum. Das Lebendige, Natürliche, Organische (in dessen Namen die bürgerliche Opposition des 18. Jahrhunderts dann antreten sollte) wurde in Fesseln gelegt – selten deutlicher als in der strengen und reinen Geometrie des Karlsruher Plans. Daß er, in Marmor gezeichnet, in der Karlsruher Pyramide, inmitten ihres mittleren Raumes, angebracht wurde, beweist einmal mehr die innere, nun durch den Geist der Geometrie vermittelte Verwandtschaft zwischen dem Grabmal des Gründers und der Gründung selbst.

Jene geometrische Gestalt jedoch, die der Gründer seiner Gründung verlieh, war, wie bekannt, die einer Sonne: auch dies ist ein durchaus absolutistischer Gedanke, der bis ins 19. Jahrhundert lebendig blieb. „So wie der Regent den Mittelpunkt des ganzen Staates bildet, so wie von ihm oder unter seinem Schutze alle Strahlen der Cultur ausgehen, und er von seiner geistigen Höhe die Vor- und Rückschritte beobachtet, so bildet Karlsruhes Residenzschloß, besonders dessen mittlerer Thurm, den Mittelpunkt der zwey und dreyßig Alleen und Stadtgassen.“¹⁷⁾ Ludwig XIV., der Sonnenkönig, war allen barocken Herrschern ein verpflichtendes Vorbild, auch Karl Wilhelm, dem „badischen Duodez-Roi-Soleil“¹⁸⁾; und alle beanspruchten sie das ursprünglich göttliche Zeichen der Sonne für sich, wie sie sich ja auch für weltliche Stellvertreter Gottes hielten und halten ließen. Auch dieser letzte Sachverhalt hat, sofern das folgende Wort über die Pyramiden recht hat, sein ägyptisches Gegenstück: „Ihre vergoldete, Licht einfangende Spitze recken sie dem himmlischen Sonnengott entgegen; als gewaltige Grabmonumente hüten sie den Leichnam seines irdischen Sohnes.“¹⁹⁾

Ja, „sie haben es immer ein wenig ägyptisch gehabt, die Karlsruher Landsleute mit der Pyramide“²⁰⁾; und sie haben, wohl ohne es zu wissen, in mancher Weise guten Grund dazu gehabt.

Anmerkungen:

¹⁾ Dazu, und zur ganzen Geschichte des Projekts, vgl. Arthur Valdenaire, Die Karlsruher Marktplatzpyramide. In: Die Pyramide 46/1922, S. 249–251; ders., Friedrich Weinbrenner. Sein Leben und seine Bauten. 2. Aufl. Karlsruhe 1926, S. 104–107; Albert Göckler, Alt-Karlsruhe. Von Markgraf Karl Wilhelm bis Weinbrenner. Karlsruhe o. J. (1930), S. 26–32.

²⁾ Johann Gottfried Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Textausgabe. Mit einem Vorwort von Gerhart Schmidt. Wiesbaden o. J., S. 322.

³⁾ Werner Bergengruen, Römisches Erinnerungsbuch. 4. Aufl. Freiburg o. J., S. 84.

⁴⁾ Vgl. Friedrich Weinbrenner, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von ihm selbst geschrieben. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Kurt K. Eberlein. Potsdam 1920, S. 112–116.

⁵⁾ Freilich ist auch daran zu denken, daß genau zur Zeit jener Jahrhundertwende (1798 bis 1801) Napoleon seine ägyptische Expedition unternahm, durch die er, der sich von 175 Gelehrten begleiten ließ, die Aufmerksamkeit Europas auf das alte Land am Nil lenkte (vgl. C. W. Ceram, Götter, Gräber und Gelehrte. Roman der Archäologie. Reinbek bei Hamburg 1961, S. 89–101); derselbe Napoleon, ohne den auch das badische Großherzogtum nicht zustande gekommen wäre. Jedenfalls gilt, daß „die Pyramide des Cestius (. . .) mit dem antiken Rom auch noch den Genius Ägyptens in unser Gesichtsfeld herübersetzt“ (Wilhelm Hausenstein, Europäische Hauptstädte. Ein Reisetagebuch. 1926–1932. 5. Aufl. München 1975, S. 163).

⁶⁾ Vgl. Johannes Werner, Baden, Böhmen und der Orient. Barocke Geographie im Schloß Favorite. In: Die Ortenau 57 (1977), S. 262–268; bes. S. 265.

⁷⁾ Wilhelm Hausenstein, Vom Genie des Barock. München 1962, S. 36.

⁸⁾ Herder, a. a. O. S. 322f.

⁹⁾ „Die Cheopspyramide, Chufu-chut, Chufus glänzender Sitz genannt, deckt einen Flächenraum, welcher doppelt so groß als der der St. Peterskirche in Rom ist; der Gehäusinhalt des Mauerwerks nach Abzug der Hohlräume und des Felsenkerns, welchen er

umhüllt, betrug beim unversehrten Zustande des Baues 2 352 000 Kubikmeter und 200 000 Kubikmeter dazu, als die glänzende Schale von poliertem Stein die Mauern noch deckte, welche von den Arabern zu den Bauten in den benachbarten Städten abgerissen worden. Mit den Quadern könnte man ganz Frankreich mit einer Mauer umgürten“ (Albert Kuhn, Allgemeine Kunstgeschichte . . . Geschichte der Baukunst 1. Einsiedeln u. a., 1909, S. 42).

¹⁰⁾ Wilhelm Hausenstein, Badische Reise. München 1930, S. 22.

¹¹⁾ Denis Diderot, Von der dramatischen Dichtkunst. In: D. D., Ästhetische Schriften 1. Hrsg. von Friedrich Bassenge. Frankfurt/M 1968, S. 250.

¹²⁾ Justus Möser, Patriotische Phantasien. Auswahl und Nachwort von Siegfried Sudhof. Stuttgart 1970, S. 114. – Im zitierten Kapitel (‘Der Staat mit einer Pyramide verglichen. Eine erbauliche Betrachtung’) führt der Verfasser diesen Vergleich dann Zug um Zug durch.

¹³⁾ Georg Simmel, Soziologische Ästhetik. In: G. S., Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft. Im Verein mit Margarete Susman hrsg. von Michael Landmann. Stuttgart 1957, S. 200–207; hier S. 202.

¹⁴⁾ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Ästhetik 1, 2. Hrsg. von Friedrich Bassenge. Mit einer Einführung

von Georg Lukács. 2. Aufl. Berlin und Weimar o. J., S. 348 (Bd. 1); vgl. auch S. 44 (Bd. 2). – Vgl. dazu Ernst Bloch, Geist der Utopie. Bearbeitete Neuauflage der zweiten Fassung von 1923 (=Gesamtausgabe 3). Frankfurt/M 1964, S. 32–35; ders., Das Prinzip Hoffnung 2. Frankfurt/M 1969, S. 844–847.

¹⁵⁾ Ceram, a. a. O. S. 90.

¹⁶⁾ Zu diesem und zum nächsten Abschnitt vgl. Johannes Werner, Geometrie der Macht. Der barocke Plan von Rastatt. In: Die Ortenau 56 (1976), S. 83–94; ders., Noch etwas über die Geometrie der Macht. In: Die Ortenau 57 (1977), S. 269–271.

¹⁷⁾ Theodor Hartleben, Statistisches Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und ihrer Umgebungen. Karlsruhe 1815, S. 9.

¹⁸⁾ Hausenstein, Badische Reise S. 21.

¹⁹⁾ Heinrich Lützel, Führer zur Kunst. 6. Aufl. Freiburg 1953, S. 43. – Noch mehr ist hier an die (in eine pyramidale Spitze auslaufenden) Obelisken zu denken; ihre auf die Sonne bezogene Zeichenhaftigkeit ist deutlich genug, und sie sind auch, ob als Original oder Kopie, von der europäischen Denkmalkunst unübersehbar stark rezipiert worden – wie etwa das von Weinbrenner entworfene, in nächster Nähe seiner Pyramide errichtete Karlsruher Verfassungsdenkmal beweist.

²⁰⁾ Hausenstein, Badische Reise S. 8.

Die erste Hebelbiographie

Folkmar Längin, Wessling/Obb.

Wer sich heute über Johann Peter Hebel, sein Leben, Werk und Wirken eingehend unterrichten will, greift zu der 1965 bei C. F. Müller in Karlsruhe erschienenen Biographie aus der Feder Wilhelm Zentners, des hochbetagt in seiner Wahlheimat München lebenden bekannten Hebelforschers und Hebelpreisträgers vom Jahr 1955. Dem aufmerksamen Leser dieses ausgezeichneten Buches fällt jedoch schon beim ersten Blick auf die innere Umschlagseite eine Bemerkung auf, daß zwar „eine Fülle bedeutender und geistvoller Würdigungen Hebels“ vorliegen, angefangen von Goethes tief eindringender Besprechung der Alemannischen Gedichte in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung vom 15. Februar 1805, daß wir „dagegen arm sind an monographisch-biographischen Arbeiten“ über Hebels Leben, Wirken und Schaffen. Unserer heutigen schnell-lebigen Zeit ist es kaum mehr vorstellbar, daß ein Dichter vom Range Hebels, der noch dazu als Prälat das höchste kirchliche Amt im alten Großherzogtum Baden innehatte, fast ein halbes Jahrhundert auf eine umfassende Biographie warten mußte. Unwillkürlich denkt man dabei an einen noch viel Größeren, dessen weltweite Wirkung heute kaum mehr überschaubar ist, an Johann Sebastian Bach, dessen erste Biographie 1802, volle 52 Jahre nach seinem Tode erschien: „Ueber Johann Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke. Für patriotische Verehrer echter musikalischer Kunst.“ Von Johann Nikolaus Forkel, dem Göttinger Universitätsmusikdirektor (1749–1818). Mag für die späte Entdeckung des musikalischen Genius Bach der zur Zeit seines Todes (1750) einsetzende Stilwandel als verantwortlich angesprochen werden, so ist im Falle unseres Dichters Hebel nicht recht verständlich, daß es zunächst nur bei biographischen Einleitungen zu den Werkausgaben blieb, so in der Ausgabe von 1834 von Kirchenrat

Sonntag und in einer weiteren Ausgabe 1843 von Hofgerichtsrat Preuschen, nebst einem Anhang: Zu Hebels Ehrengedächtnis, von Christoph Friedrich Kölle, dem Adjunkten des Rheinländischen Hausfreundes. 1858 folgten in der Deutschen Vierteljahresschrift „Studien über Hebel“ von Friedr. Giehne auf 54 Seiten, 1859 ein Hebelbüchlein des Schwetzingener Stadtpfarrers F. Junker, ja selbst zum 100. Geburtstag des Dichters 1860 erschienen zwar Veröffentlichungen von Briefen, denen aber nur eine biographische Skizze von Hofrath Ecker beigelegt war, die aus einer Niederschrift eines im Freiburger Kaufhaussaal gehaltenen Festvortrages bestand.

Auch in Hebels Heimatdorf Hausen im Wiesental löste das Jubiläumsjahr 1860 die Gründung der Hausener Hebelstiftung aus, welche 1862 das Hebelhaus zunächst teilweise, 1875 dann ganz erwerben konnte. Es ist heute, als Heimatmuseum eingerichtet, eine viel besuchte Hebelgedenkstätte geworden. Gleichfalls 1860 stifteten die „besten Basler“ (nach W. Altwegg) – Basel ist Hebels Geburtsstadt – das bekannte und in seiner Art einzig dastehende Hebelmähli, bei dem die ältesten „Mannen“ und Frauen Hausens gespeist werden und neuerdings auch der Hebelpreisträger des Jahres bekannt gegeben wird.

In der badischen Residenzstadt Karlsruhe, Hebels zweiter Heimat im Unterland, hatte der Gründer und erste Chormeister des Bürgervereins „Liederkranz“ Karl Ludwig Spohn schon im November 1856 im Museum eine Hebelfeier veranstaltet und eine Reihe von ihm vertonter Männerchorlieder nach Hebels Gedichten aufgeführt. Im folgenden Jahr 1857 gab Spohn ein Hebelalbum in buntem Steindruck heraus, dessen reicher Ertrag in erster Linie für das uns Heutigen vertraute Schwetzingener Grabdenkmal verwendet wurde, welches den schlichten Stein

Johann Peter Hebel.

Ein Lebensbild

von
Georg Längin.

Mit Hebel's Bildnis.

Karlsruhe.

Verlag der M. & L. W. Schmidt'schen Buchhandlung.

1875.

Titelblatt der ersten Hebelbiographie von Georg Längin 1875

ersetzte, der des Dichters Ruhestätte bedeckte. Ein verbleibender Überschuß kam den Hebelstiftungen des Karlsruher Gymnasiums zugute. Zur Einweihung dieses Grabdenkmals eilten an Hebels Geburtstag 10. Mai 1859 viele Hebel-freunde und -verehrer nach Schwetzingen, unter ihnen auch der damalige Schiltacher Pfarrer Georg Längin (1827–1897), der dabei ein selbstverfaßtes Gedicht vortrug. Als Längin 1864 nach Karlsruhe berufen wurde, zunächst als Garnisonprediger, von 1865 an als Seelsorger der Weststadtgemeinde, schloß er sich den Karlsruher Hebel-freunden an. Über die ursprünglich in der waldduftenden Morgenfrühe des 10. Mai abgehaltenen Hebelständchen des Liederkranzes, die man später auf den Vorabend des 10. Mai verlegte, schreibt noch im

Jahr 1882 der Dichter Heinrich Vierordt an Georg Längin: „... Als ich eines Abends einsam mich im Karlsruher Schloßgarten erging, vernahm ich von fern einen Männerchor; Musik klang durch die Büsche; ich trat näher, fand eine Versammlung von Leuten um das Denkmal unseres lieben Dichters Hebel und hörte Ihre Stimme, wie Sie gerade das Andenken des Unvergesslichen feierten. Wohl war es mir nichts Neues, daß Sie allezeit mit Liebe und mit Innigkeit das Gedächtnis Hebels als ein recht warmlebendiges der Gegenwart zu erhalten bestrebt waren...“ Aus diesen Ständchen wurden die noch heute in schöner Tradition fortgeführten alljährlichen Hebelfeiern, bei denen von 1868 bis 1897 der „Hebelpfarrer“ Georg Längin die Ansprache hielt und bis dahin Ungekanntes aus seinen Hebelforschungen mitteilte. Familien, deren Vorfahren mit Hebel in näheren Beziehungen gestanden waren, brachten an diesen Abenden allerlei Andenken zur Kenntnis. Auf diese Weise kam das heute allbekannte Alabasterrelief Hebels von Landolin Ohmacht (1808) aus dem Besitz der Straßburger Familie Haufe ans Licht der Öffentlichkeit. Bei der Feier 1872 brachte ein Major Nussbaumer die berühmte Kreidezeichnung Hebels von Feodor Iwanow vor, die in keinem neueren Hebelbuch fehlt. Sie befindet sich seit der Inflationszeit in der Universitätsbibliothek Basel. Weiter wurde die Frage nach Hebels Wohnungen in Karlsruhe erhoben, um eine Gedenktafel anzubringen, desgleichen wurde angeregt, eine Straße nach Hebel zu benennen, was heute als selbstverständlich angesehen wird. Der Boden für die Gestaltung einer umfassenden Monographie über Hebels Leben und Wirken schien also aufs beste vorbereitet. Sie wurde von Georg Längin geschrieben, der wie kein anderer hierzu der geeignete Mann war, und erschien 1875 bei Macklot in Karlsruhe. Über den Verfasser dieser ersten wirklichen Hebelbiographie habe ich in der Badischen Heimat in Heft 2/3 von 1952 (Seite 96–99) und in Heft 1/2 von 1965 (Seite 144–145) berichtet, so daß hier in aller Kürze nur auf die auffallenden Gemeinsamkeiten im Ablauf sei-

nes Lebens mit Hebels Lebensstationen hingewiesen werden soll.

„Ein inniges Geistesverhältnis verband Georg Längin von Jugend an mit seinem heimatlichen Dichter Hebel. Als Knabe konnte er eine große Zahl Hebelscher Gedichte auswendig und gehörte als Mann zu den besten Hebelkennern“ steht im Band V der Badischen Biographien des Heidelberger Verlags C. Winter zu lesen. Wie Hebel ist Georg Längin in einem badischen Markgräflerdorf in bäuerlicher Umgebung aufgewachsen. Er ist am 31. Oktober 1827 in der „Krone“ zu Buggingen bei Müllheim geboren, sein 150. Geburtstag ist der äußere Anlaß für diese Zeilen. Gleich Hebel kam er ans Karlsruher Gymnasium, das er 1848 mit dem Abitur verließ und an dem er später, in den 70er Jahren Religionsunterricht erteilte. Dem in Heidelberg und Halle absolvierten Theologiestudium folgen Vikarsjahre im heimatlichen Markgräflerland, in Tiengen bei Freiburg, in Schopfheim (Präceptoratsvikar) und in Grenzach bei Basel. Nach 8 Pfarrjahren in Schiltach führte ihn sein Lebensweg 1864, wie schon erwähnt, in die Residenzstadt Karlsruhe.

Im Vorwort, datiert: Karlsruhe 1874 am Todes-tage Hebels (22. Sept.) lesen wir:

Eine Biographie Hebel's bedarf kaum der Rechtfertigung; es ist von dem gefeierten alemannischen Dichter, von dem vielverehrten Verfasser des Hausfreundes noch keine solche vorhanden. Wir haben nur größere oder kleinere biographische Einleitungen zu seinen Werken und Schilderungen einzelner Seiten seiner Persönlichkeit. Siebzig Jahre sind verflossen seit der Herausgabe der alemannischen Gedichte, nahezu fünfzig Jahre seit seinem Tode: es ist die höchste Zeit, um aus den Kreisen persönlicher Bekanntschaften mit Hebel Zweifelhaftes zu entscheiden, Falsches zu berichtigen und Lücken auszufüllen. Ein reiches Material boten die anläßlich der hundertjährigen Geburtsfeier (1860) veröffentlichten Briefe und Charakterschilderungen. Der Verfasser, im badischen Markgräflerland geboren, von Jugend an mit Hebel und der alemannischen Sprache vertraut,

seit Jahren mit einer Anzahl Familien und Persönlichkeiten bekannt, die Hebel nahe stunden, seit 10 Jahren in Karlsruhe, der Stadt, wo Hebel 34 Jahre wirkte, wo seine Gedichte entstanden, von wo sein Hausfreund ausging, und wo die Erinnerung an Hebel noch vielfach frisch und lebendig fortwirkt – glaubte in der Lage zu sein, eine Zusammenstellung des Wichtigsten unter dem vorhandenen Material versuchen zu können und zu einem Gesamtbilde zu gestalten. Selbstverständlich, daß er das Bild Hebel's nicht in der Luft schweben lassen wollte, sondern ihm in der Schilderung der Heimatgegend, der Zustände der damaligen Zeit, des Karlsruhe im vorigen Jahrhundert eine reale Unterlage zu geben versuchte. Auch zum Verständnis der alemannischen Mundart und Sprachgrenze glaubte er Eini-ges vorausschicken zu müssen.

Hebel's Lebensgang ist einfach und fast schmucklos; er bietet nichts dar von romantischen Fahrten in den Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens, nichts von interessanten Verwickelungen, von tiefgehenden inneren Kämpfen, von einem tragischen Ringen mit einem unerbittlichen Geschick; nachdem einmal der mittellose Knabe durch ein gütiges Geschick in glückliche Hände gekommen war, floß sein Lebensgang ruhig und geordnet dahin, stieg er, fast ohne es zu wollen, von Stufe zu Stufe, trieb, ihm selbst fast unbewußt, sein Geist jene schönen Blüten der Dichtkunst und der Meisterschaft in volksthümlicher Darstellung, die seinen Namen weit über die engen Grenzen seines Vaterlandes hinaustrugen und ihn zu einem der beliebtesten Dichter des deutschen Volkes machten. Der Reiz seines Lebens liegt in der inneren Harmonie, die darüber ausgebreitet ist, in der Fülle des Gemüthslebens, das sich in demselben spiegelt; er liegt in dem Reichthum von unmittelbaren, frisch sich ergießenden Ideen und Gedanken, in dem unverwüstlichen, aus der geheimnisvollen Tiefe des Herzens quellenden Humor; er liegt endlich in jenen schönen Blüten edler Menschlichkeit, zu denen sich sein Geist entfaltete, die er in seinen Gedichten, in seinen Briefen und im Hausfreund ausstrahlte.

Die Kapiteleinteilung ist, dem ruhigen, geordneten Lebensgang Hebels entsprechend, schlicht und einfach:

Heimat und Elternhaus – Hebel's Studiengang – Die erste Anstellung – In der Residenz – Die alemannischen Gedichte – Der Rheinländische Hausfreund – Hebel als Prediger und Mitglied der ersten Kammer der Landstände – Zu Hebel's Ehrengedächtnis.

„Mehr als ein Vierteljahrhundert hatte Georg Längin“ wie es in einer Gedenksendung des süddeutschen Rundfunks zu seinem 125. Geburtstag am 31. Oktober 1952 (Südwestdeutsche Heimatpost) hieß, „mit feinem Gemerke für Alles, was nur mit Hebel irgendwie zusammenhing, seine Vorstudien zu dieser Lebensbeschreibung betrieben, war selbst an allen Lebensstätten Hebels gewesen und hatte zahllose Erinnerungen gesammelt bei Leuten, die den alemannischen Dichter persönlich gekannt hatten.“

Das „Lebensbild“ hat bei seinem Erscheinen großen Anklang gefunden, ein Nachruf bezeichnet es als das bedeutendste Werk Georg Längins. Sogar der Landesherr, Großherzog Friedrich I. übergab dem erfolgreichen Verfasser der ersten Hebelbiographie *„Papiere und Manuscripte von Hebel, welche sich zum Theil schon seit längerer Zeit im Besitze Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs befanden, theils vor Kurzem erst von Höchstdemselben erworben wurden, zur Durchsicht und Benützung.“* Unter dem Titel „Aus Joh. Peter Hebel's ungedruckten Papieren“ erschienen 1882 bei J. Lang in Tauberbischofsheim diese „Nachträge zu seinen Werken, Beiträge zu seiner Charakteristik.“ Herausgegeben von Georg Längin, Aus dem Vorwort: *„Mit Erlaubniß Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs übergeben wir hiemit . . . vornehmlich Concepte und Manuscripte von Gedichten, gereimten Episteln, Erzählungen, Auszüge aus Studien und sonstige Arbeiten Hebels der Öffentlichkeit. Wenn man auch nicht sagen kann, daß die poetische Literatur durch diese Veröffentlichungen eine bedeu-*

tende Bereicherung erfährt, so finden sich doch in den ersten Abtheilungen einzelne Perlen des Hebel'schen Genius, die zum Sinnigsten gehören, was er geschaffen hat.“ Die wesentlichen dieser Nachträge sind längst in die Hebelliteratur eingegangen, so daß ein näheres Eingehen auf dieselben hier unterbleiben kann.

Hingegen will ich versuchen, dem Leser dieser Zeilen einen Eindruck von Joh. Peter Hebels „Lebensbild“ zu vermitteln, das natürlich seit langem vergriffen und nur noch in Bibliotheken zugänglich ist. Da manche Einzelheiten durch die literarische Forschung der inzwischen vergangenen 100 Jahre überholt sind oder verbessert wurden, soll hier mehr auf Eigenheiten zeitgeschichtlicher und stilistischer Natur eingegangen werden, die dieser Biographie Hebels für uns Heutige einen besonderen Reiz verleihen.

Schon am Anfang des 1. Kapitels „Heimat und Elternhaus“ werden bei der Nennung der Ortsnamen die späteren literarischen Beziehungen in Klammer erwähnt, die dem Hebelkundigen sofort einleuchten.

Von Hausen aufwärts gehend, gelangt man in dreiviertel Stunden nach Zell . . . Noch tiefer im Gebirge liegt der Ort Herrischried (der Schwarzwälder im Breisgau). Weiter abwärts von Schopfheim gelangt man in fünfviertel Stunden nach Steinen, in dessen Nähe der Häffnet-Bugg liegt (die Häfnet-Jungfrau) und dann gehts über Brombach am Röttler Schloß vorbei nach Lörrach (die Vergänglichkeit). Da, wo die kleine Wiese sich mit der eigentlichen Wiese vereinigt, führt eine einsame Straße über Langenau (dem Heimatort des Statthalters von Schopfheim) nach Kandern (Gespenst an der Kanderer Straße). Von da zieht sich eine Straße an dem Dorfe Liel (der Mann im Mond) vorbei über Schliengen in das Rheinthal.

Bei „Hebels Studiengang“ (Kapitel 2) erfahren wir in einem kulturgeschichtlichen Exkurs Näheres über die Entstehung und weitere Entwicklung des 1586 in Durlach gegründeten, dann bald nach 1715 in die neue Residenz Carlsruhe verlegten Gymnasium illustre, ebenso

über die von dem Professor Tittel ins Leben gerufenen Societas Latina Marchio-Badensis, die Lateinische Gesellschaft, in welche Hebel 1776 aufgenommen wurde. Eingehend werden seine 4 dort gehaltenen lateinischen Reden besprochen, deren erste der 16jährige Jüngling in begreiflicher Schüchternheit beginnt: *Obwol euer Anblick mich zum Reden ermuntern sollte, so fallen mir doch Dinge ein, welche mich so ängstlich und aufgeregert machen, daß, wenn ich mich nicht auf eure außerordentliche Freundlichkeit verlassen dürfte, ich lieber schweigen als reden möchte! So will ich euch denn mit der ganzen Demut meines Herzens gebeten haben, daß ihr meinen Worten ein williges Ohr leiht, und wenn ihr je einmal denen, welche an dieser Stätte sprachen, mit Wohlwollen begegnet seid, so würdigt auch mich desselben!* (Übersetzt von Georg Längin).

Daß es keine Errungenschaft oder Mode unserer Zeit ist, altertümeldes fast noch barockes Amtsdeutsch zu zitieren, ersieht man aus dem 3. Kapitel „Die erste Anstellung“. Über die dem Lörracher Praeceptoratsvikariat vorausgehende Hertinger Hauslehrerzeit heißt es im Lebensbild:

Am 16. April 1782 berichtet der Pfarrer Schlotterbeck in Hertingen, und zwar nach der Sitte jener Zeit, in unmittelbarer Anrede an den Landesherm, er sei krank und bedürfe einer Aushilfe in seinem Amte. Nun habe er zwar zum Unterricht seiner Kinder den candidatum ministerii Hebel bei sich, allein dieser sei noch nicht ordiniert und könne ihm also in seinem kirchlichen Dienst keine Hilfe leisten. Er bitte deswegen für Hebel um die Ordination, zumalen denselben seine auf testimonia praesulum (=Dekane) gegründete gute Aufführung der Ordination nicht unfähig bestimme. Hierauf erhält das Specialat Sausenburg (jetzt Dekanat Schophheim) den Auftrag, „den bei dem Pfarrer Schlotterbeck in Hertingen sich als informator domesticus befindenden candidatum ministerii ecclesiastici Hebel zur Unterstüzung des besagten Pfarrers in seinen Amtsgeschäften der Vorschrift gemäß ad sacra zu ordinieren.“

Hebels acht Lörracher Jahre als Praeceptoratsvikar, sein dortiger Freundschaftskreis und seine Beziehungen zu Gustave Fecht im Pfarrhaus zu Weil sind so allbekannt und späterhin oft dargestellt worden, daß es mir genügend erscheint, Georg Längins Ansicht über den „Belchismus“ und den Proteuserbund zu erwähnen, jenen harmlosen und doch so seltsamen Geheimbund, dem er nicht viel Verständnis abgewinnen kann. Lebensbild Seite 50: *Man könnte nicht sagen, daß die Sprache der Proteuser etwas Anziehendes, Sinnvolles oder Poetisches hätte. Die Versetzungen und Umstellungen der Sylben und Buchstaben ausgenommen, denen oft viel Witz zugrunde liegt, sind die neuen Bezeichnungen der Dinge fast ohne Beziehung zu den Dingen selbst, vom Zufall geboren und so geschmacklos als möglich; überhaupt ist das Ganze eine Spielerei, für junge Leute begreiflich, für Männer in Amt und Würden sehr bedenklich, für uns aus der Richtung jener Zeit erklärlich, die solche Spielereien liebte . . . Mehr Sinn hat es, wenn Hebel vom Denglegeist auf dem Feldberg, der sich auch in alle Gestalten verwandeln konnte, schreibt, er erscheint mir bald als rheinisches Bundeshaupt, bald als hessischer Minister, als Fliegenschwarm, der mich ganz entsetzlich mißhandelt, als Regimentstambour, der mich fast zu Tode trommelt und wieder als Trägheit, Zaghaftigkeit, Cölibat und Ohrenbeichte, Freßdrang usw.*

„In der Residenz“. Eingedenk seiner Ankündigung im Vorwort, dem Bild Hebels eine reale Unterlage zu geben, holt Georg Längin weit aus in dieser 24 Seiten umfassenden Schilderung Karlsruhes im vorigen (d. h. 18.) Jahrhundert, die einem Abriß der Stadtgeschichte aus damaliger Sicht alle Ehre machen würde. Er stützt sich dabei weitgehend auf die „Briefe über Karlsruhe“ von F. B. Brunn, Berlin 1791 und 2 Schriften von Draï, „Gemälde über Karl Friedrich“, Mannheim 1828 und „Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Karl Friedrich“.

Ein kunstloses Vergnügen, welches der Winter Karlsruhe gewährt und dessen Einwohner bei-

derlei Geschlechts aus allen Ständen häufig genießen, war schon damals das Schlittschuhfahren auf dem Eise. Eine große, nahe an der Stadt liegende Wiese wird zu dem Ende unter Wasser gesetzt. Es ist ein ergötzlicher Anblick, diesen Tummelplatz winterlicher Lustbarkeit oft von mehreren Hunderten von Schlittschuhläufern bedeckt zu sehen. Dazu findet man noch verschiedene Buden mit Erfrischungen, als Weinen, Liqueuren, Punsch und dergl. auf dem Eise, um den erstarrenden Lebensgeistern wieder neue Schwungkraft zu geben.

Und, ebenfalls bei Brunn: *Mir scheint, daß die Wirthshäuser hier zu häufig von den Handwerksleuten und ihren Gesellen besucht werden; wenigstens an Sonntagen, wo sie sogar ihre Weiber mitnehmen, so daß man in allen Straßen, wo dergleichen Häuser sind, Musik und Tanz, Singen und fröhliches, ja tobendes Jauchzen hört, das oft bis um Mitternacht dauert, wenn die Patrouille, die von zehn Uhr an herumgeht, nicht stark genug ist, dem ihr gereichten Schoppen vom Guten zu widerstehen.* Über die kulturellen Verhältnisse der damals noch sehr kleinen Residenz erfahren wir: *Als selbstständige Hofbuchhandlung und Druckerei bestand damals nur die des Hofrath Macklot, von welcher gerade in der zweiten Hälfte des vorigen (=18.) Jahrhunderts eine Anzahl größerer buchhändlerischer Unternehmungen ausgingen.* Und ebenfalls bei Drais: *. . . die fürstliche Bibliothek, welche 1765 von Basel gebracht wurde, war seit 1767 zweimal in der Woche für alle Gebildeten offen*“ – eine für jene Zeit wahrhaft fürstliche Geste des Markgrafen Karl Friedrich. „*In seinen weitherzigen Bestrebungen*“, fährt Georg Längin fort, *wurde der Markgraf von seiner trefflichen, leider schon 1783 verstorbenen, ungewöhnlich begabten Gemahlin Caroline Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, aufs Schönste unterstützt und es sei gerade nach dieser Seite hin zum Schlusse der Schilderung Karlsruhes unter Karl Friedrich ein Zug der Vergessenheit entrissen, der nicht bloß ein Beweis von dem Vertrautsein dieser Fürstin mit deutscher Wissenschaft und Literatur, son-*

dern auch von ihrer Geistesgegenwart ist. Ein junger französischer Prinz, der eine Reise durch Deutschland machte, war vom Markgrafen zur Tafel geladen. Das Gespräch lenkte sich auf deutsche und französische Literatur, wobei der Franzose und seine Begleiter behaupteten, die Deutschen hätten keinen einzigen Gelehrten, der den französischen Genies nur einigermaßen an die Seite gestellt werden könnte. Um den immer lebhafter werdenden Streit zu beenden, forderte die Markgräfin den Prinzen auf, sechs seiner Genies auf eine Karte zu schreiben und sie erbot sich, sogleich sechs deutsche daneben zu schreiben. Der Franzose schrieb: Descartes, Fontenelle, Molière, Buffon, Montesquieu, Gresset. Die Markgräfin schrieb ungesäumt dagegen: Leibnitz, Haller, Lessing, Gmelin, Grotius, Gleim. Zugleich schrieb sie sechs neue Namen und verlangte, er solle nun sechs französische daneben setzen. Der Prinz küßte die Karte und gestand, daß er keinen Franzosen dagegen zu halten habe. Die weiteren 6 Namen waren: Kopernikus, Friedrich II., Luther, Hasse, Winkelmann, Klopstock.

Über die Rätsel und Scharaden, die bekanntlich im damaligen geselligen Leben und ganz speziell bei Hebel eine große Rolle spielten, hat der Verfasser des Lebensbildes seine eigene Meinung. Ich zitiere diesen Abschnitt, da er den Blickwinkel aufzeigt, aus dem heraus man vor 100 Jahren jene Epoche zu Beginn des 19. Jahrhunderts betrachtete: *Als Tiek eine Zeitlang in Karlsruhe sich aufhielt und im Erbprinzen zu Mittag speiste, waren „fabelhaft unsinnige Räthsel“ so sehr an der Tagesordnung, daß ihn das tolle Treiben bewog, sich anderwärts sein Mittagmahl zu suchen; aber da hörte er stets dieselben Räthsel, die inzwischen in Umlauf gekommen waren. Nach unserem Geschmack ist es uns für den ersten Augenblick kaum begreiflich, wie Männer von Geist und Bildung sich mit solchen Lapalien die Zeit vertreiben konnten, und das in einer Periode, wo blutige Kriege das Glück von Tausenden zerstörten und zugleich über das Wohl und Wehe von Deutschland entschieden wurde. Allein es lag in der Stimmung*

der Zeit; die gebildeten Klassen hatten sich im Anblick der traurigen staatlichen Zustände, in der Unsicherheit der Verhältnisse, bei der Uebermacht der Gewalt und der Erfolglosigkeit jedes vernünftigen Wortes den politischen Fragen abgewandt und sich um die geistigen Interessen konzentriert. – Was den Werth der Räthsel Hebel's betrifft, so sind eine große Anzahl nichts weiter als Spielereien und zufällige Improvisationen; allein daneben finden sich wieder viele, die, wie die Erzählungen des Hausfreundes, eine Frucht von Hebel's ächt volksthümlicher Darstellung sind; es spricht sich in ihnen dieselbe gesunde Natur- und Lebensauffassung aus, wie in jenen; sie zeigen seine große Fähigkeit, durch die Auffindung verborgener Aehnlichkeiten zu täuschen, das Interesse zu spannen und durch Täuschung zu belehren, wie das bei den Räthseln aus dem Volke der Fall ist; zu den gelungensten gehören diejenigen, deren Gegenstand, wie Spinnewebe und Bienenkorb, eine Schilderung des Naturlebens verlangt.

Dem Kernstück aus Hebels Lebenswerk, den alemannischen Gedichten, ist im Lebensbild eines der umfangreichsten Kapitel (34 Seiten) gewidmet. Der gebildete Leser von damals wird zunächst eingehend über die Alemannen und die Entwicklung der alemannischen Sprache (Mundart) unterrichtet, Kenntnisse, die man vor 100 Jahren kaum voraussetzen konnte. *So haben wir denn in den Mundarten keineswegs ein verdorbenes Deutsch, eine verballhornte Schriftsprache oder, wie man auch gesagt hat, eine Art Bauernsprache, sondern die deutsche Sprache auf einer früheren Entwicklungsstufe. Die Mundarten sind sämtlich lange vor der hochdeutschen Sprache dagewesen. Sie sind auch in Worten und Redewendungen nicht ärmer als die Schriftsprache, sondern umgekehrt: die Mundarten sind reicher, sie besitzen für eine Menge von Dingen drei, vier Bezeichnungen, wo die Schriftsprache kaum zwei hat, und da sie die Sprache auf einer kindlicheren Stufe darstellen, so besitzen sie in hohem Grade die Fähigkeit, zu individualisiren, zu personifiziren und das Leblose zu beleben.*

Auch auf die literarische Verwendung der Mundart vor Hebel gibt Georg Längin Hinweise, die ich in neueren Hebelbiographien nicht gefunden habe. Sebastian Sailer (1714–1777) wird erwähnt, der Obermarchtaler Pfarrer und Dichter der „Schwäbischen Schöpfung“, welche ich selbst im Jahre 1931 in einer köstlichen Aufführung des Münchner Residenztheaters sah. Genannt wird sodann der Nürnberger Dichter Gruebel, auf den Goethe aufmerksam machte. Von späteren, durch Hebel angeregten Verfassern alemannischer Gedichte werden unter vielen anderen Namen erwähnt: J. A. Fellner, auf den aber Hebel nicht gut zu sprechen ist: „Meine stille Absicht war es mit, durch die neuen Töne hie und da eine Harfe zu wecken. Aber die Fellner'sche meinte ich nicht.“ Weiter die kaum bekannten alemannischen Lieder von Hoffmann von Fallersleben, dem Niederdeutschen, aus dem Jahr 1826, von denen eine 5. „im Wiesethal vermehrte und verbesserte Auflage, nebst Worterklärung und einer alemannischen Grammatik“ 1843 in Mannheim erschien. Endlich ein „vorzügliches Gedicht in alemannischer Sprache“ im Gaudemus (1868) von Victor von Scheffel, mit dem Georg Längin eine tiefe, persönliche Freundschaft verband. Es ist der „Festgruß zur Feier von Hebels hundertjährigem Geburtstag 10. Mai 1860, den in Schopfheim zur Festfeier Versammelten.“ „Gott grüßlich all, ihr liebi Here z'Schopfe, I hanich neumis z'brichten us der Fremdi . . .“ Daß Goethes schon erwähnte Besprechung der alemannischen Gedichte Hebels ihrerseits eine recht herbe Kritik erfuhr, wenn auch Jahrzehnte später, erfahren wir gleichfalls in diesem Kapitel. *Goethe hatte 1805 gesagt: „ . . . Der Verfasser (Hebel) hat nach unserem Gefühl das Fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.“ Mit Recht bemerkt Klaus Groth diesem Urtheil gegenüber: „Dies ist schief und unwahr von einem Ende bis zum andern. Nach diesem Goethe'schen Urtheil sollte man glau-*

ben, daß die Moral von der Geschichte in jedem Hebel'schen Gedichte zum Schluß oder an noch geschmackvollerem Platze angebracht sei. Aber wo steht denn diese Moral in den Liebesliedern Hebel's, im „Hans und Vreni“, im „Hexlein“, im „Kuß in Ehren“ oder wo ist sie ausgesprochen in der „Wiese“ oder in seinen Erzählungen, im „Statthalter von Schopfheim“ oder im „Charfunkt“? Die Poesie will weder lehren noch bessern, sie will nur darstellen. (Klaus Groth, Ueber Mundarten und mundartige Dichtung. Berlin 1873). Klaus Groth hatte schon 1872 (Hebel auf dem Parnaß) gesagt; „Was Hebel geschrieben, ist durch und durch Poesie, Poesie vom reinsten Golde; es ist ihre allbezwingende Macht, die wir in ihm verspüren. Hebel schaut wie ein Kind alles mit beglückten Augen an, das Kleine und ihm Große, das Alltägliche wunderbar, das Große lieblich, das Heilige zutraulich; . . . Mit sicherem Griff nimmt er dazu die Sprache seines Stammes, da in ihr dieselbe Anschauung eines glücklichen Volkscharakters wie in einem Spiegel jahrhundertelanger Erfahrung concentrirt, sich abbildet. Da steckt das Geheimniß seiner Wirkung.“

Der Kalendermann Hebel, der Rheinländische Hausfreund und das aus diesem hervorgegangene Schatzkästlein waren schon in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts so bekannt, daß darüber auch im Lebensbild kaum Neues, nur Zusammenfassendes gesagt ist. Als Hebel von der Herausgabe des Kalenders zurücktrat, schloß er, wie es im Lebensbild heißt, eine Wirksamkeit ab, die ihm mehr als seine neue Würde (als Prälat), Gelegenheit gab, un-
gemein viel Segen und Genuß zu stiften und die ihm zu dem Ruhm des echten Dichters den nicht minder großen, des vortrefflichen, kaum erreichten Volksschriftstellers hinzufügte.

Wenn Hebel als Volksschriftsteller gewürdigt wird, so darf der Bearbeitung der biblischen Geschichte nicht vergessen werden (Längin Seite 165). 1824 bei Cotta in Stuttgart erschienen, waren die Biblischen Geschichten in den evangelischen Schulen Badens eingeführt bis zum

Jahr 1855, wo sie der orthodox-kirchlichen Zeitströmung zum Opfer fielen. Das Buch enthält allerdings mancherlei, das in Form und Anschauung veraltet ist; hier und da spielt der Ton des Hausfreundes etwas herein; nicht alle Parthien sind in gleicher Weise gelungen; häufig ist ohne Grund der Wortlaut des Bibeltextes, z. B. in den Gleichnissen, verändert. Allein abgesehen von diesen verhältnißmäßig kleinen Mängeln, tritt auch in dieser Arbeit Hebels ungewöhnliches Talent populärer Darstellung hervor, verbunden mit seinem herzlich frommen einfachen schlichten Sinne, und schwerlich dürfte die deutsch-christliche Kirche je eine gelungener, ansprechendere und kindlichere Darstellung der biblischen Erzählungen erhalten. Hebel schrieb nicht als Theologe und Gelehrter, sondern als gemüthvoller sinniger Dichter, als einfacher herzlicher Mensch und Christ und als Freund der Jugend.

Wie bescheiden gibt Georg Längin, in einer winzigen Fußnote, die von ihm 1873 herausgegebene behutsame Bearbeitung für Schule und Haus bekannt, die bei Braun in Karlsruhe erschienen war und schon im Jahr darauf eine 2. Auflage nötig machte. Nachdem zum 100. Todestag Hebels 1926 eine kleine Auswahl der biblischen Geschichten unter dem Titel „Kern des Christentums, Bergpredigt und Gleichnisse“ von Dr. Theodor Längin (1867–1947) herausgegeben worden war, ist der Urtext des Buches heute als „Biblische Erzählungen“ in wohlfeiler Taschenbuchausgabe jedem zugänglich.

Wie wir gesehen haben, hat sich der Verfasser des Lebensbildes bei aller Verehrung Hebels einen kritischen Blick bewahrt, der auch bei der Beurteilung der erhaltenen Predigten zu Tage tritt. Längin Seite 174: Was die Form der Predigten betrifft, so sind sie reich an kräftigen, anregenden und erbaulichen Stellen. Unverkennbar geht durch sie Hebel's Talent zum Schildern und Ausmalen, seine Gabe, sich hinein zu versetzen in fremde Lagen und Stimmungen. Allein im großen Ganzen machen sie für uns und unseren Geschmack den Eindruck des Ge-

dehnten, des Steifgelehrten und Trockenem; es mangelt ihnen jene ursprüngliche Frische und Kraft, jenes unmittelbare Herausquellen aus dem Reichen und Vollen, wie wir es in den Briefen, in den alemannischen Gedichten und in den Erzählungen des Hausfreundes finden.

Einen breiten Raum innerhalb des Länginschen Buches nimmt Hebel als Mitglied der ersten Kammer der Landstände ein, welcher er als Prälat der evangelischen Kirche angehörte. Ebenso erstaunlich wie sich der Dichter und Vertreter der Gottesgelahrtheit in der parlamentarischen Sphäre bewegte und zurecht fand, fordert zur Bewunderung heraus, mit welcher Genauigkeit der Hebelpfarrer Georg Längin die Protokolle der ersten Kammer aus den Jahren 1819–1825 studiert und ausgewertet hat; waren doch beide ihres Zeichens Theologen und in einfachsten ländlichen Verhältnissen aufgewachsen. Ich vermag nicht zu sagen, ob diese Protokolle nach zwei Weltkriegen noch vorhanden sind. Jedenfalls existiert das jedem alten Karlsruher vertraute Ständehaus, ein von Weinbrenner entworfenes und nach Arnolds Abänderungsvorschlag 1820–1822 ausgeführtes Gebäude an der Nordwestecke des Friedrichsplatzes, nicht mehr. Hier hatte nach anfänglicher Notunterbringung im Schloß das erste badische Parlament getagt. Der prachtvolle Bau mit der charakteristischen gerundeten Ecklösung ist im Zweiten Weltkrieg so stark zerstört worden, daß seine noch immer eindrucksvolle Ruine abgetragen wurde. Hebel hat als Berichterstatter mehrfach in die zur Verhandlung stehenden „Motionen“ eingegriffen, wobei er sich fast immer der Zustimmung des katholischen Bisthumsverwesers Freiherr von Wessenberg erfreute. Diese 24 Seiten des Lebensbildes stellen nicht nur für den an Hebel interessierten Leser, sondern vor allem für den Historiker und den Verfassungsrechtler eine Fundgrube dar für eine der interessantesten Perioden der badischen Geschichte, so daß jener Rundfunksprecher, von dem schon die Rede war, wohl recht haben mag, wenn er meinte, daß Georg Längins „großangelegte erste Hebelbiographie heute

noch als Grundlage der Hebelforschung von unschätzbarem Wert ist.“

Was zu Hebels Ehrengedächtnis im Schlußkapitel steht, wurde größtenteils schon zu Beginn meines Artikels erwähnt. Doch seien noch einige weitere Hebeliana aus der Feder Georg Längins hier aufgeführt, meist kürzere Aufsätze für Zeitungen, Gedichte oder Vorträge.

1884 Wie Hebel Prälat wurde – 1885 Etwas von Hebel dem Schulmeister – 1888 Von Hebels Straßburger Freundeskreis – 1886 Hebel auf dem Gymnasium zu Karlsruhe – 1876 Zur 50jährigen Todesfeier Hebels – 1885 Wo wohnte Joh. P. Hebel?

Auf Seite 179 des Lebensbildes Johann Peter Hebels, über das hier berichtet wurde, faßt Georg Längin in schlichter und doch bekenntnishafter Aussage zusammen, wie er Leben, Werk und Wirken des verehrten alemannischen Dichters und ersten Prälaten der evangelischen Kirche Badens sieht: *Im Ganzen wird man sagen können: wenn auch das religiöse Denken Hebel's innerhalb der damals herrschenden Vorstellungen und Ausdrucksweisen des Rationalismus sich bewegt, so darf er zum mindesten als einer der edelsten Repräsentanten desselben betrachtet werden; er theilte im wesentlichen die Mängel dieser Richtung, aber sein ästhetischer Geschmack und sein dichterischer Sinn bewahrte ihn vor Geschmacklosigkeiten und Einseitigkeiten. Vor Allem aber spiegelt sich jene bessere Seite des Rationalismus, die Hervorhebung der ethischen Grundsätze des Christenthums, wodurch diese Richtung so nachhaltig und segensreich auf das Volksleben und seine Gesittung eingewirkt hat, in Hebel's Schriften aufs trefflichste. Die alemannischen Gedichte, die Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes, wie die Predigten und vor allem die biblischen Geschichten sind eine wahre Fundgrube einer gesunden Volksmoral, darauf abzweckend, Ehrfurcht, Vertrauen und Liebe zu Gott, rechtschaffenes Wesen, Freundlichkeit, Dienstfertigkeit und Liebe zu den Mitmenschen zu pflanzen und jenen Sinn zu wecken, der auch in die Leiden des Lebens sich zu schicken weiß*

und sie als Schickungen von Gottes Vaterhand aufnimmt, in dem Bewußtsein, daß sie nothwendig zum Leben gehören. In diesem Sinne liegt allen seinen Geisteserzeugnissen jene Reli-

gion der Gottes- und Menschenliebe zu Grund, die man, was man auch dagegen sagen mag, als das Wesentlichste und Edelste am Christenthum betrachten muß.

Dr Her Vicari.

Einer Versammlung von jungen Pfarrern am 13. September 1852 in Offenburg gewidmet
von Georg Längin.

Wenn i recht Liedli singe chönn't,
Was meint er, thät i bsinge?
Ihr meint villiicht, e Schätzli gar
Mit Bäckli roth un Aengli klar?
Jo, 's thät scho liebli klinge!
Doch jetz – i weiß 'was Besseres no,
Das füllt mer's Herz und stimmt mi froh –;
I lob mir e Vicari.

Wenn d'Sunne früeih am Himmel stobt
Un 's regt si aller Orte:
Wer wandlet do dur's Mattethal
Un grüeßt so fründli überall
Mit nette, liebe Worte?
Er isch scho zütli bi der Hand
Un gegen d'Litt, nei wie charmant!
Das isch dr Her Vicari.

Jetz gobt's in d'Schuel! Hörsch, 's lütet scho,
Sie fange scho a z'lehre!
Wer tritt do zue dr Thüre'n i
Unn stellt si frisch vor d'Chinder hi,
Thuet Alles fiin erkläre?
Lueg, d'Chinder höre'n alli druf,
Und 's stuune hört fast nimmi uf!
Das isch dr Her Vicari.

Do dampft scho d'Suppe uffem Disch
Un frisch heiß't: jetz zum Esse!
Wer bringt de mächtigst Appetit?
Lueg, 's reicht em au si Fläschli nit!
Wer will's mit Jedem messe?
Er het hüt au viel Müeibe gha,
Drum derf er au si Schöppli ha!
Das isch dr Her Vicari.

Do stobt der Sunntig jung un schön
I d' Chilche strömt 's ganz Städli;
Si singe scho, si orgle scho,
Wer stobt im schwarze Rock au do
Un liest so nett d' Gibetli,
Un predigt erscht – es isch e Pracht,
Daß alle 's Herz vor Freude lacht –
Das isch dr Her Vicari.

Wer so mit Luscht si Arbet thuet,
Dem wird me si au lohne:
Do liege Thaler blank un frisch,
Ganz nagelneu scho uffem Disch,
I glaub 's sin gar Dublone!
Wer het sich gli di schönste gno?
Un flugs im Beutel sin si scho!
Das isch dr Her Vicari.

Un wenn i no an Zuekunft denk,
Es freut mi unverhohle,
Wenn's Wibli an dr Süite sitzt
Un wenn me z'Obe 's Gärtli spritzt –
Soll's einer schöner moole!
Drum sag i au us voller Brust,
Drum rüef i au mit Herzeslust:
E Hoch em Her Vicari!

In Schwetzingen und anderswo

Talitha Foerster, Leingarten

Flieder und Nachtigallensang umweben ein badisches Städtchen. Als Kleinod prangt seine Residenz mit dem Rokokogarten. Heute verlaß' ich den festlichen Park, seine umbuschten Tempel von Apoll, Merkur und Minerva. Zur Stunde tanzen die fürstlichen Wasserspiele für Sonntagsgäste. Helle Skulpturen schimmern aus Laubengängen, grüßen an Teichen: etliche pathetisch, wenige heiter. Spaziergänger bewundern Moschee, Badhaus und Naturtheater, das römische Wasserkastell und den Aquädukt. – Wer's noch nicht erraten hat, dem offenbaren Kammermusik und Spargel das baden-württembergische Schwetzingen.

Ich wandere indessen mein Hildagäßchen entlang zum Grabe eines Mannes, der seit 1826 in dieser Erde ruht. Wunderlicher Gegensatz zum Schloßpark drüben: die Gasse mit dem bescheidenen Grünplatz des Altenheims. Ihre Trauerweide beschirmt die Gedenktafel Johann Peter Hebels, einst Gastfreund in Schwetzingen, hier vom Tode überrascht.

In Schülerzeiten begegnete mir das „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds“. Da las ich vom Husaren in Neisse, vom Zundelfrieder und Herrn Kannitverstan. Waren es die grammatischen Übungen am Lesestück oder die kindliche Ungeduld, die mir den Zauber dieser Geschichten vorenthielten? Heute weiß ich mehr vom Kalendermann. Ich kenne seine alemannische Heimat im Hausener Wiesental.

Herr Johann Peter war kein Literat, sondern Schulmann und Geistlicher, Ministerialbeamter in großherzoglichen Diensten. Warum bestimmte man ihn zum Kalendermacher, was verlockte einen Karlsruher Würdenträger zu Mundartgedichten?

Es ist ein weiter Weg, der vom Heimatdorf Hausen über Basel, Karlsruhe, Erlangen und Lörrach zu Hebels Karlsruher Lehrauftrag führte. Als Kind hatte er früh Vater und Mutter

verloren, übersiedelte nach Basel, später nach Karlsruhe ins berühmte Schulinternat. Nach langen badischen Amtsjahren wurde Hebel Direktor jenes Gymnasiums.

Auch in Rang und Ehren erwies er sich als zugänglicher Mensch ohne Ehrgeiz. An Stelle der Landpfarrei, die Hebel sich im heimatlichen Wiesental ersehnt hatte, wirkte er zeitlebens als Schulmann und geistlicher Rat. Eigenständigkeit und Familie lockten in Träumen, die er sich selbst versagte. Eines aber hatte er gewonnen: die Freiheit zu dichten und lehren!

Wenige Jahre nach Herausgabe seiner alemannischen Gedichte betraute man Johann Peter Hebel mit der Redaktion des badischen Landkalenders. Er übernahm selbst die Ausgestaltung und schuf damit den „Rheinländischen Hausfreund“.

Auf und ab wandernd muß ich lächeln: Hebels Grab mitten im Altenheimgärtchen, dem einstigen Friedhof, daneben ein Kinderspielplatz, gegenüber die Schule! Konnte unser Haus- und Schulfreund sinniger gebettet sein als hier zwischen Jung und Alt?! So hätte er seinen Lieben gehörig „aufs Maul“ und ins Herz schauen können. In Gedanken treffe ich Hebels Kalenderfiguren: den Wasserträger, den Handwerksburschen aus Tuttlingen, den Bergmann von Falun. Ich begegne Bauern und Edelmann, Muselmanen, Juden und Christen. Hebels Welttheater reicht vom Dörfchen Brassenheim über Moskau und Paris ins Kosmische. „Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte“, schreibt der Kalendermann, „wer einmal darin lesen kann, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Gasse ist; und wenn ihn die Finsternis verführen will, etwas Böses zu tun, er kann nimmer.“

Auf dem Jahrmarkt des Lebens herrscht Kommen und Gehen, denn der Hausfreund beschert



Das Grabmal von Johann Peter Hebel in Schwetzingen

Sinnbilder für Leben und Tod. Er verrät Moritaten, Sagen, Anekdoten, Sprichwortgeschichten, Besinnliches, Schwank und Witz. Stoffe aus Zeitung, Kalender, Buch und mündlicher Überlieferung verwandte er als Gebrauchsliteratur für Dorf und Stadt. Nach des Dichters eigenen Worten „der rheinländische Hausfreund geht fleißig am Rheinstrom auf und ab, schaut zu manchem Fenster hinein, man sieht ihn nicht; sitzt in manchem Wirtshaus, und man kennt ihn nicht.“

Doch Johann Peter Hebel war kein Sammler, wie die Brüder Grimm, die ihn verehrten, wie Arnim und Brentano. Er forschte nicht nach Märchen aus dem Volk, obwohl er Kenner mündlichen Erzählgutes war. Der Kalendermann wollte informieren, erziehen, ließ dennoch das Wie vor dem stofflichen Was gelten. Er verdichtete die einfache Fabel, verlieh dem merkwürdigen Ereignis Gültigkeit, denn in

Vergangenem und Gegenwärtigem fand Hebel Wahrheit und Größe des Schöpfergedankens. Wie das väterliche Weberhandwerk Garn knüpfte und zu Stoff verwob, so fügen sich Hebels Erzählfäden zu einer von Menschen erfahrenen, durchlittenen und dennoch geborgenen Welt. Im Leben der Natur flicht sich alles zusammen, erweist sich ordnender Ratschluß. In diesem Leitbild hebelscher Dichtung verschmelzen Inhalt, Form und Geist zur Einheit. Verantwortungsbewußt und literarisch versiert gab unser Markgräfler dem Publikumsgeschmack seiner Zeit nach, stille Neugier und Sensationslust. Anknüpfend an bekannt und Beliebt, nicht frei vom verräterischen „Merke“, ließ sich der Pädagoge nicht verhehlen. Zum Glück begleitet Schelmerei den hie und da erhobenen Zeigefinger. Köstlich, wenn der Kalendermann, als nüchterner „Aufklärer“ Kind seiner Zeit, nach dem einzigen Märchen des Kalenders augenzwinkernd vermerkt: „Diesmal ist auch die Frau Anna Fritze nicht dabei, auch riecht es nicht nach Rosenduft und Morgenrot, sondern nach Klingelberger und nach Kalbfleisch in einer sauren Brühe.“

Ich setzte mich auf eine Bank, das eingesteckte Schatzkästlein zu zitieren. Da fällt mir die Geschichte vom alten „Kannitverstan“ in die Hände:

„Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen. Auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch Irrtum zur Wahrheit und zur Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Tür. Endlich

konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund“, redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkojen?“ – Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu tun hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan“, und schnurrte vorüber. Dies war ein holländisches Wort oder drei, wenn man’s recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: Ich kann Euch nicht verstehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er und ging weiter.

Gaß’ aus, Gaß’ ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ei, oder auf deutsch das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer und salveni Maudreck darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan“, war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut’s da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er



„Kannitverstan“. Illustration von F. Rothbart, um 1850

für ein armer Teufel sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich’s doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar um Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem

Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten von dem Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Exküse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein“, sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ „Kannitverstan“! war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Tränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan“, rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute.“ Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht achtgab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab!“

Greifbar nah verweilt unser hungriger Handwerksgesell. Ich atme Hafenwind, Geruch von Teer und Tauwerk und bestaune Mastenwald und Kaffeefässer. Dann stehe ich mit ihm am Grab des reichen Mannes Kannitverstan: betrübt, dennoch getrost. Aufseufzend verfliegt aller Neid, das Vesperbrot schmeckt meinem Gesellen – und mehr! Und jener Krämer im Leichenzuge, der heimlich ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte?! Oh, erhabene Wirkung des Scheins, du verdeckst All-

zumenschliches! Schmunzelnd schwebt der „geneigte Leser“ über den Irrtümern dieser Welt, denen er selber nie verfallen könnte?!

Humor zeichnet liebevoll, aus innerer Freiheit schöpfend, nicht aus starrer Überzeugung, eher lossprechend als anklagend. Frohgemut und nutzbringend, dennoch knapp und gegenständlich gefaßt, quillt der Brunnen des Schulmannes. Im Bewußtsein alter Kalendertradition schrieb der Dichter: „Ein wohlgezogener Kalender soll sein ein Spiegel der Welt“, und erreichte das naive Gemüt so unmittelbar wie den Gebildeten. Als Maß aller Dinge galt ihr innerer Wert. Da weht biblischer Geist: Liebe, Dankbarkeit, Gewissen, Arbeit und Segen!

Nachdenklich lehne ich hier am Kinderspielplatz. Schade, daß ich nicht schaukeln darf, weil ich mehr als zwölf Jahre alt bin. Und die Stangenkletterei geriete erst lustig! Gegenüber im Holzschuppen trocknen Tabakblätter. Bindfaden spannt sich unterm Dach und erinnert an Notzeit vor Wohlstandswellen. Die Zeit erhält beim Kalendermann Doppelsinn: er sieht das rinnende Sandkorn, das Kalenderblatt vor der Ewigkeit, vor Gottes Zeit, die allein Gastrecht gewährt. Er skizziert des Menschen Zeit im flüchtigen Lauf, den Erinnerung festhalten möchte. Doch inmitten dieser Vergänglichkeit sind uns Augenblicke paradiesischer Zeit geschenkt. „O lueg“, ruft Hebel: „halt ein und sieh!“ Und wieder das unaufhaltsame Rinnen, das Schlagen der Weltenuhr.

Im „Unverhofften Wiedersehen“ steht für verflossene fünfzig Jahre der Abschnitt: „Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört und der siebenjährige Krieg ging vorüber, . . . Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern, . . . Napoleon besiegte Preußen, die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte, die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt.“ Dem kriegerischen Zeitablauf ist der ländliche zugesellt, der ihm ein tröstliches

Gleichmaß entgegensetzt. Jene Geschichte des Bergmanns zu Falun hat Goethe 1810 die bedeutendste genannt.

Unvergessen, daß Hebels Wirken durch die Epoche Goethes und Schillers, Jean Pauls – noch Klassik und schon Romantik – geprägt war. Politisch Napoleonische Zeit, Kriege und Rheinbund, geistig ein Wachen, Wachsen und erstes Welken im Zuge der Aufklärung. Es ist ein frühes Fluten der Massenmedien, der Zeitungen und Zeitschriften, jener „Vernünftigen Tadelrinnen“! Unser Kalendermann verleugnet den Strom des Zeitgeistes nicht. In seinen Sprichwortgeschichten bietet er nicht Denkersparnis und bequeme Pauschalierung, sondern Ansporn zum Mitdenken. Der Zundelfrieder verbindet mit seinen Streichen eine Lehre für den Gegenspieler. Er führt den Spieß zur Selbsterkenntnis, verspottet seine Dummheit und Anmaßung. Hebels Diebsgeschichten lasten dem Außenseiter der Gesellschaft nichts Unmenschliches an. Des Dichters Herz gehört den Dienenden, nicht den Herrschenden; er hilft dem Geringen und vergißt den Bettler nicht.

„Auf der Erde hat man kein bleibend Quartier, man fühlt, daß man ihr nicht angehört, und daß man ein freier Mensch ist, wenn man wie der Spatz alle Abende auf einem andern Ast sitzen kann. Das ist es, was den Bettler groß- und stolz macht, wenn er sich selbst und seinen Beruf richtig versteht.“ Die Sympathie zu den Fahrenden, den Vagabunden, mag Hebels Wohnwechsel in Stadt und Ebene vertieft haben. Er wurzelte im bäuerlichen Oberland und konnte sich nie herauslösen. Duft und Weite des Wiesentals durchwehen Hebels Geschichten. Er schreibt nicht „abends“, sondern „als schon die Sonne sich zu den Elsässer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten“. Kalendermanns Poesie faßt konkret und farbig. Sie erinnert an Paul Gerhardts Sommerlied, das nicht „bunte Blüten“ preist, sondern aufjubelt: „Narzissus und die Tulipan, die ziehen sich viel schöner an als Salomonis Seide!“

Die weiche, leuchtende Luft des Altweibersommers trägt Spinnenfäden an mir vorüber, Duft welken Kastanienlaubes. Meine Bäume hier sind noch jung und sollen die Einsamkeit der Trauerweide über dem Stein beleben. Hellfarbige Giebel grüßen ringsum. Sonderbar, wie sehr sich unsere selbstsichere Zeit nostalgisch gibt, sich gern der alten Häuschen rühmt. Lieben wir Kinder des Fortschritts Antiquitäten, ländliches Gerät, um innerer Unsicherheit durch Urtümlichkeit Rückgrat zu verleihen? Wir spüren, daß Quellgrunds Kräfte rar werden und schöpferischer Impuls versiegt. Feierten wir Pyrrhossiege über die Natur, anstatt von ihr zu lernen wie der Hausfreund? Denn Eigenmächtigkeit verdrängt uralte Lebensgesetze: Ehrfurcht und Opferbereitschaft. Bequemlichkeit und Zügellosigkeit halten seelisches Wachstum auf. Der Aufstieg zu reinen Höhen erscheint uns zu mühevoll. Spät werden wir nach dem Durchgang tasten, der hinter der Angst das Rettende bereithält, hinter dem Grab den Gottestag. „Sel Plätzli hot e gheimi Tür“, sagt Johann Peter Hebel und freut sich seiner Wanderschaft. Wie Samen im Boden, wie die Natur nach Frösten ihren Frühling erlebt, so ist für den Dichter Auferstehung Gewißheit. Daheimsein einst, Daheimsein jetzt – was das bedeutet, erahnt, wer in der Fremde ist; der Oberländer in Karlsruhe, der Mensch als Gast auf Erden.

Unser Weg ist steiler geworden, unbewußt beraubten wir uns. Der Zeitgeist überspielt und hindert Geist und Seeleneinsicht. Dennoch trägt uns die Wissenschaft ungewollt Türbretter zurück. Die Tiefenanalyse meldet: „Die Seele ist so verflochten mit dem Unbewußten, daß wir, ob wir wollen oder nicht, zu Aussagen über Gott kommen, weil wir Zeugen der bestürzenden Entdeckung Seines Seins innerhalb einer Analyse werden.“

Im Geist vernehme ich ein leises Lachen des Kalendermannes. Er würde den „geneigten Leser“ nach Schilda schicken, zu sehn’, wie seine Bürger Licht ins Rathaus tragen wollten. „Viele brachten Säcke, darein ließen sie die Sonne

scheinen bis auf den Boden. Dann knüpften sie den Sack eilends zu und rannten damit in das Rathaus, den Tag auszuschütten.“ Schilda lebt in uns und um uns.

Es schließt sich der Kreis: immerwährender Kalender und Universum. Zeit und Raum verlieren ihr Gewicht. „Die Welt in ihrer Jedemaligkeit“ sagt ein abgegriffenes Wort und erhellt damit das Wesen der Volksdichtung. Nicht der einmalige Schöpfungsprozeß, das besondere Ereignis, eher greifbare Wachstumsringe bestätigen sie als Kind der Natur. Unser Kalendermann aber verwebt Naturpoesie und Literatur. Er schöpft getrost aus dem Volksgut, übernimmt mündliche Erzähltradition, und regt durch herzhaftes Zwiegespräch aktives Lesen an.

Unter dem Lob unserer Größten finden wir Worte Jakob Burckhardts, der Johann Peter Hebel „einen Sohn des reinen Volkswesens“ nennt. Und Urstandskräfte werden uns hilfreicher sein als alte Wagenräder und ländlicher Hausschmuck. Sie schlummern nicht allein im Sinnbild für Zeit und Ewigkeit, sie offenbaren

sich zart oder derb im gesprochenen Wort. Dramatisch schildert Hebels Moritat „wie eine greuliche Geschichte durch einen gemeinen Metzgerhund ist ans Tageslicht gebracht worden.“ Lächelnd klingt's im „Verloren oder gefunden“: „An einem schönen Sommerabend fuhr der Herr Vogt von Trudenbach in seinem Kaleschlein noch spät vom Brassenheimer Fruchtmart zurück, und das Rößlein hatte zwei zu ziehen, nämlich den Herrn Vogt und seinen Rausch.“

Die Hinwendung zum Feucht-Fröhlichen geschieht zur badisch-württembergischen Vesperzeit und mahnt zum Aufbruch. Verspeiste unser Handwerksbursch einst mit Genuß Limburger Käse, so mag man jetzt schwäbischen Backsteinkäs' auftischen.

Als ich mein Schatzkästlein einpacken will, klappt der Schlußsatz einer Geschichte vor mir auf: „Der Hausfreund denkt etwas dabei, aber er sagt's nicht!“

Aha, du große kleine Welt – hier kann sich Menschliches wie Menschheitliches erweisen „in Emmendingen und Tuttlingen so gut als in Amsterdam“ – in Schwetzingen und überall!

Trost

Bald denki, 's isch e bösi Zit,
Und weger 's End isch nümme wit;
bald denki wider: loß es gob,
wenn's gnueg isch, wird's scho anderst cho.
Doch wenni näumen ane gang
un's tönt mer Lied und Vogelgsang,
so meini fast, i hör e Stimm:
„Bis z'fride! 's isch jo nit so schlimm.“

Johann Peter Hebel

Max von Schenkendorf's badische Gedichte

Helmut Bender, Freiburg

Man hat ihn ein Jahrhundert lang zu den deutschen Klassikern gerechnet, und noch heute gilt er als einer der keinesfalls nur lokal bedeutsamen Dichter der Romantik und der Freiheitskriege. Den 1783 in Tilsit als Sohn eines Kriegsrats und Gutsbesitzers Geborenen hatte es zeitweilig ins Badische „verschlagen“, das ihm – was schon die stattliche Zahl seiner hier motivierten Gedichte beweist – eine Art zweite Heimat wurde. Nach einem Studium der Kameralwissenschaft in Königsberg war Schenkendorf 1806 Referendar in Tilsit geworden, in den darauffolgenden Jahren verkehrte er vor allem in den geselligen Kreisen Königsbergs. 1807–08 hatte er die Zeitschrift „Vesta. Für Freunde der Wissenschaft und Kunst“ (fortgesetzt von den „Studien“) herausgegeben. Im Jahr 1812 war er über Weimar nach Karlsruhe gereist, um ebenda am 15. Dezember die Witwe Henriette Elisabeth Barckley, der er bereits in seiner Heimat nahegestanden hatte, zu heiraten. Johann Heinrich Jung-Stilling war Trauzeuge gewesen. Im darauffolgenden Jahr verstarb sein Vater, er unternahm eine Reise nach Schlesien und trat in das Corps des nachmaligen Generalmajors von Röder ein. Nach der Teilnahme an der Völkerschlacht bei Leipzig wandte er sich nach Frankfurt a. M., wohin er von Karlsruhe innerhalb der deutschen Zentralverwaltung der Kriegsbewaffnung versetzt worden war. 1815 hielt er sich zwecks Wiederherstellung seiner Gesundheit zu Badekuren in Baden-Baden, Bad Ems und Aachen auf. Im Dezember dieses Jahres übersiedelte er mit Frau und Stieftochter nach Koblenz, er erhielt dort eine Ratsstelle bei der preußischen Rheinprovinz. Letztmals weilte er in Karlsruhe anlässlich des 77. Geburtstages von Jung-Stilling. An seinem 34. Geburtstag verstarb er (am 14. Dezem-

ber 1817) in Koblenz in Gegenwart seiner angeheiligten Freunde, er wurde dort mit militärischen Ehren und unter reger Anteilnahme der Regierung und Bevölkerung beigesetzt.

Soviel zum kurzen Leben des Dichters. Was seine weitere Veröffentlichungen angeht, so erwähnen wir seine 1815 von Cotta herausgebrachten „Gedichte“; den „Poetischen Nachlaß“ hatte A. Philipps 1832 in Berlin herausgegeben; „Sämtliche Gedichte“ erschienen 1837 (besorgt von F. Lang, ebenfalls in Berlin). Die maßgebliche Ausgabe („Max von Schenkendorf's Gedichte. Dritte Auflage. Mit einem Lebensabriß und Erläuterungen“) wurde 1862 von Prof. Dr. A. Hagen zu Königsberg bei Cotta in Stuttgart herausgebracht. Die wenigen anderweitigen Einzelpublikationen finden sich hier mitgearbeitet. Spätere Ausgaben fußen auf der Hagenschen Edition, die für ihre Zeit als durchaus gründlich und zuverlässig gelten kann.

Der Band (XXXII + 548 S.) gliedert sich in 4 Abteilungen. Das Ganze wurde chronologisch angelegt. Während die „Erste Abtheilung“ „Königsberg 1806–1812“ erfaßt, trägt die „Zweite Abtheilung“ den Untertitel „Carlsruhe, daheim und im Felde. 1813“. Hier finden sich die ersten uns thematisch interessierenden Gedichte. Das setzt ein mit „Rüppurr bei Carlsruhe“, achtstrophig zu je 4 Zeilen; wir zitieren daraus:

„Schaust auch du herab vom Hügel
Grauer, hoher Rittersmann?
Thurm, wer lös't das Geistersiegel,
Wer den tausendjäh'gen Bann?“

(„Der Thurm auf dem nahen Thurmberg bei Durlach ist der Rittersmann . . .“)

„Der Durlacher Thurm“ folgt mit 6 Vierzeilerstrophen:

„Es stehn die alten Wächter ¹
Dort, wo die Wolken ziehn.
Und schauen die Geschlechter
Erstehen und verblühn.“

¹ „Wächter“ = „Die Voghesen“

13 Vierzeiler umfaßt das angeschlossene Gedicht „An das Thal zu Baden“ (= Baden-Baden) mit dem Untertitel „Als Willkommgruß an die genesende Gattin“, daraus hier die 3. und die 9. Strophe:

„Weh't es schmeichelnd an, ihr Lüfte,
Stärket Sinne, Geist und Muth
Jhr des Weinstocks zarte Düfte,
Du der Rose keusche Gluth.

...

Warme Quellen, Wundergaben,
Gottes reicher Segensfluß,
Dieses Leben sollt ihr laben,
Bringt ihr der Gesundheit Gruß.“

Das Gedicht „Teufelskanzel bei Baden-Baden“ (3 Vierzeiler) wird vom Hrsg. dahinaus kommentiert: „Ein Felsen, auf dem ein Engel (im 6.–7. Jahrhundert) das Christenthum predigte, Ritter und Knechte dafür begeisternd.“ – Die nun folgenden Gedichte sind allesamt Kriegslieder.

Die „Dritte Abtheilung“ beschert uns die meisten Schenkendorfschen Gedichte, die seiner Wahlheimat Baden verpflichtet sind. Untertitel: „Carlsruhe. Aachen. 1814. 1815.“ Mehr Gelegenheitsgedichtcharakter hat „An den Ritter Wolfart von Greiffenegg, k.k. Obristwachtmeister und Geschäftsträger am Badenschen Hofe. 12. Mai 1814“. (Vgl. dazu H. Kopf, „Greiffenegg – Aufstieg und Ausklang einer Familie“, Freiburg 1974, S. 106: „... wurde 1814 in das Hauptquartier in Troyes berufen und von dort wieder als Geschäftsträger an den Badischen Hof nach Karlsruhe entsandt.“) Der damalige Großherzog Karl, nach

Greiffeneggs Meinung „ein bizarrer Charakter, der weder zu Napoleon noch zu seiner Gemahlin neigte“, hatte erst „in letzter Stunde am 20. XI. 1813 einen Vertrag mit den Verbündeten abgeschlossen, der ihm seinen Besitzstand zusicherte. Trotzdem sollte sich zeigen, daß die badischen Behörden nur in lässiger Form ihren Bündnisverpflichtungen nachkamen. Noch immer wurden nach Greiffeneggs Bericht junge Männer, die sich zur badischen Landwehr meldeten, abgewiesen . . .“ (Kopf, ebda.) So kam es, daß Schenkendorf in Greiffenegg seinen Verbündeten hinsichtlich der Befreiungskriege und -ziele sehen mußte:

„Wir hoffen von der Zukunft viel,
Das Recht soll wiederkehren
Und länger nicht der Willkür Spiel
Das deutsche Volk entbehren.

...

Doch aus der Ferne steigen schon
Die Kinder frei geboren,
Die hat sich Gott im höchsten Thron
Zu seinem Volk erkoren.“

Angeschlossen findet sich das wohl bekannteste Schenkendorfsche Baden-Gedicht, das „Lied für die Badensche Landwehr. Jänner 1814. N.d.W.: Freude, schöner Götterfunken“, wir zitieren daraus einige Passagen, die mehr dem Topographisch-Situationshaften als dem Romantisch-Allgemeinen verpflichtet sind:

„Kommt von Durlachs Rebenhügeln,
Von des schwarzen Waldes Höh',
Oder wo sich Alpen spiegeln
Jn dem klaren Bodensee,
Die das Pfälzerland bebauen
Und das frohe Neckarthal . . .
Hoch im Norden hat's begonnen,
Süden, Westen regt sich nun –

...

Der von Türken und von Franzosen
Manchen schönen Sieg gewann,
Großer Ludwig ¹, zeuch voran,
Führ uns hin zu deinen Schanzen.

...

Münsterthurm ², wir sehn dich ragen,
Sehn dich, blauer Voghesus,
Was wir längst im Herzen tragen . . .“

¹ = der Türkenlouis ² = das Straßburger Münster

Die Gesamtkonzeption dieses Liedes besteht aus jeweils einer achtzeiligen Strophe, von einer vierzeiligen gefolgt, insgesamt 8 solche Einheiten. – Hier zeigt es sich an, auch einmal kurz bei der dichterischen Wertung des Gesagten zu verweilen. Kennzeichnend vor allem, daß das Pathos mit Romantizismen und Vaterländischem das rein Dichterische immer wieder überspielt, gleichsam überwuchert. Es muß auch zugegeben werden, daß uns das Gesagte alles in allem nicht mehr zu sehr anspricht. So gesehen, haben die Mehrzahl der Schenkendorfschen Gedichte durchaus, wenn nicht ausschließlich ihren hauptsächlich zeitdokumentarischen Wert. Das verhält sich bekanntlich mit einem Großteil etwa der Körnerschen Gedichte kaum anders. An den Gedichten eines Novalis oder Brentano gemessen, ist das meiste keine reine Dichtung, es gibt hier viel Reimgeklingel, Füllsel, für uns auch hohles, sogar leeres Pathos. Das Romantische wird gerade von Schenkendorf häufig als eine Art Versatzkulissee gebraucht. Mittelalter und Kaisertum regieren in stark klischeehafter Weise.

Was sich auch aus dem nächstfolgenden Gedicht „Als die Kaiserin Elisabeth Baden verließ. 1814“ mühelos beweisen läßt:

„Hohes Amt hat aufgetragen
Dir dein deutsches Vaterland,
Sel'ges Loos von fernen Tagen,
Fürstin, liegt in deiner Hand.

. . .

Von den Hügeln, aus den Reben
Quillt hier alter Grafenwein,
Und so soll dein holdes Leben
Wie dein Vaterland gedeihn!“

Immerhin um einiges hübscher machen sich die Verse der angeschlossenen „Erinnerungen auf dem alten Schlosse zu Baden. 1814“, wenn-

gleich heute chauvinistisch empfundene Reminiszenzen keineswegs verschwiegen werden sollen:

„Wir stehen hier und schauen
In ein gelobtes Land,
Ringsum die deutschen Gauen,
Gebaut von deutscher Hand.
Doch dort an den Voghesen
Liegt ein verlornes Gut,
Da gilt es, deutsches Blut
Vom Höllenjoch zu lösen.

Wir denken an den Starken,
Der diesen Bau gethürmt,
Er hat des Landes Marken
Mit guter Treu geschirmt;
O Markgraf, Markgraf weine,
Man spielte böses Spiel,
Und wie dein Haus, zerfiel
Das schöne Land am Rheine.“

Das zieht sich über 25 Achtzeilerstrophen hin, eine Fußnote des Dichters besagt u. a.: „Der Markgraf Hermann II. erbaute um das Jahr 1100 auf den Trümmern eines römischen Kastells das alte Schloß bei Baden.“ Und der Hrsg. Hagen kommentiert: „Ein Geschichtsforscher in Karlsruhe hatte die Gefälligkeit, Folgendes zur Erklärung des Gedichts mitzuthemen. – Bei dem Gedanken an den Markgrafen Hermann II. . . . wird zuerst der Blick auf die Schicksale des Badischen Fürstenhauses gerichtet und mit dem ‚bösen Spiel‘ der Anfang des französischen Einflusses auf Deutschland und in dessen Folge die französischen Verheerungen bezeichnet, durch welche das alte Schloß 1689 zur Ruine wurde . . .“ Freilich muß hier auch eingeräumt werden, daß unter den Drangsalen der Napoleonschen Ära im Zusammenhang mit den Befreiungskriegen ein solches Revanchedenken seine Berechtigung hatte oder doch zumindest verzeihlich erscheinen muß. Indes gibt es gerade in diesem Gedicht durchaus auch Passagen, die eine echte Idyllik umgreifen, so etwa:

„Jhr lieben alten Bilder,
O zieht an uns vorbei,
Daß unsre Sehnsucht milder

In eurer Nähe sey.
Komm altes freies Leben,
Komm alter Sonnenschein,
Daß wir nach langer Pein
Das Haupt in dir erheben.“

Oder, wiederum den Türkenlouis zitierend:

„Zum stolzen Siegesmahle,
Zur kurzen Heldenrast
Baut' er im nahen Thale
Den glänzenden Palast.¹
Da schloß er hohe Zeichen
Der kühnen Siege ein,
Am Donaustrom, am Rhein
Ein Feldherr ohne Gleichen.

¹ Das Schloß zu Rastadt mit seinen türkischen und französischen Trophäen.“

Mehr balladestisch gibt sich das nachfolgende Gedicht „Der Burggeist. Baden 1814“:

„Hoch auf dem Felsen, auf dem Thurm
Da steht ein alter Geist;
Er weht mich an, das ist ein Sturm,
Der mich von dannen reißt.

Das ist aus alter kühner Zeit
Ein stolzes Riesenbild,
Es hat die Waffen mir gefeyt,
Hat mich mit Muth erfüllt.

Es ist der Wächter, ist der Hort
Von diesem edlen Haus;
Ich gab ihm Handschlag, Ritterwort,
Zu ziehn in's Feld hinaus.

...

Viel hohe Zeichen sind geschehn,
Viel Zeichen folgen nach,
Das kann kein wilder Sturm verwehn,
Was Gott der Herr versprach.“

Wie sehr Schenkendorf gerade das alte Badener Schloß immer wieder fasziniert hat, geht auch aus dem angeschlossenen Gedicht „Das Bergschloß. Baden=Baden 1814“ hervor:

...

Das alles ist leider! vorüber,
In Trümmern das alte Thor;

Wer ruft aus Schutt und aus Gräften
Die mächtige Zeit uns hervor?

Und mag sie sich nimmer erheben,
Und hält sie der ewige Neid,
Wir wollen auf's Neue sie leben,
Die alte, die selige Zeit.“

Und abermals dieselbe Thematik im nachfolgenden „Dasselbe“:

„Oft wenn im wunderbaren Schimmer
Des Schlosses Trümmer vor mir stehn
Im Sonnenschein, glaub' ich noch immer
In seiner Jugend es zu sehn.

...

Doch oben alles ganz zerfallen,
Der Epheu schlingt sich um den Stein,
Und in den offnen Fürstenhallen
Spielt Waldesgrün mit Sonnenschein.“

„Im Julius 1814“ ist das nächste Gedicht „Auf dem Schloß zu Heidelberg“ datiert, es umfaßt 12 Achtzeiler, wir zitieren daraus die Eingangs- und Endstrophe:

„Es zieht ein leises Klagen
Um dieses Hügels Rand –
Das klingt wie alte Sagen
Vom lieben deutschen Land.
Es spricht in solchen Tönen
Sich Geistersehnsucht aus:
Die theuren Väter sehnen
Sich nach dem alten Haus.

...

Nimm denn auch auf deinen Throne,
Theurer, höchster Heldenschatz,
Angethan mit goldner Krone,
Deutschland, wieder deinen Platz!
Alles will für dich erglühn,
Alte Tugend ziehet ein,
Und die deutschen Würden blühn
An dem Neckar, wie am Rhein.¹

¹ Heidelberg, so will der Dichter, soll als ehemaliger Kaisersitz Deutschland (sich) wieder zu größerem Glanz erheben.“

1814 waren Schenkendorfs „Die deutschen Städte“ (16 S., o. O.) erschienen. In 37 Achtzeilern rühmt der Dichter insbesondere historische Stätten aus der Sichtweise zeitgenössischer Romantik. Wir zitieren daraus die Pforzheim gewidmete Strophe:

„Von Kleinen ist zu melden,
Was je die Großen hob,
Und Pforzheims treue Helden
Errangen ew'ges Lob.¹
Ja lasset alle Kleinen
Erst kühn und würdig seyn,
Dann soll es bald erscheinen,
Wie Freiheit will gedeihn.

¹ Am 6. Mai 1622 in der Schlacht bei Wimpfen weihten sich 400 Bürger von Pforzheim freiwilligem Tode und retteten dadurch ihren ritterlichen Fürsten Georg Friedrich von Baden-Durlach, dem sie zu Leibwache dienten, von der Gefangenschaft. Sch.“

Ebenfalls der „Dritten Abtheilung“ zugehörig sind u. a. die relativ bekannten Gedichte „Das Lied vom Rhein“ (darin vor allem vom Nibelungenhort die Rede) sowie „Das Münster“ („An E. M. Arndt – In Straßburg steht ein hoher Thurm . . .“), des weiteren „Der Dom zu Speier“, „Bei der Beerdigung einer jungen Nonne. Lichtenthal bei Baden-Baden. August 1814“ und schließlich „Der Schwarzwald. An A. E. Eichhorn. 1814“, woraus wir einige der insgesamt 15 Vierzeilerstrophen zitieren:

„Jhr Kirschen und ihr Kästen sollt (2. Str.)
Noch manches Jahr gedeihn,
Auch du Gutedel, fließend Gold,
Auch du, Markgrafenwein.¹

¹ Kästen für Kastanien. Gutedel, der Markgräfler Wein, der zwischen Freiburg an der Dreisam und Basel wächst.

O Dreisam, süßer Aufenthalt, (4. Str.)
O Freiburg, schöner Ort,
Mich ziehet nach dem höchsten Wald
Die höchste Sehnsucht fort.
Dein Wasser schöpf' ich in der Hand,(6. Str.)

O Donau, frohe Fahrt!

Verkünde nur im Morgenland
Der Deutschen Sinn und Art.

Du mit dem weißen Wälderhut (7. Str.)

Und mit dem schwarzen Band,
O Mägdlein sittig, schön und gut,
Grüß mir das deutsche Land.“

Daß all diese Zeilen und Reime heutigentags nicht mehr populär, wird uns freilich nicht zu sehr verwundern: abgesehen vom meist entschiedenen für massiv aufgetragenen Romantischen fehlt es letztlich doch an Einprägsamkeit und beherrschender Originalität. Und da und dort kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Gelegenheit der Aussage zur Verlegenheit des Dichters geworden ist. Zuzugeben ist allerdings auch wieder, daß des Dichters Temperament mitunter die Mittelmäßigkeit seiner Aussagekraft überspielt.

Schenkendorfs Gedichte sind in der Regel gleich naiv und unproblematisch in ihrer Thematik und in ihrer Aussageform. „An die Freunde in Baden=Baden, in deren Mitte sich gern der Kranke befände“ sind die Verszeilen aus „Frankenberg, 16. Juli 1815“ (12 Vierzeiler) überschrieben:

„Wenn ihr wandelt auf den Matten
An des Oelbachs [!] klarer Fluth,
Wenn ihr in dem Eichenschatten
An dem Fuß der Berge ruht . . .

Thal von Baden, zu gesunden (5. Str.)
Kam ich hin, ein kranker Mann,
Und ich habe mehr gefunden,
Als ich singen und sagen kann.

Der ich irre, der ich wandre (12. Str.)
Manche Nacht und manchen Tag,
Aber nimmermehr mir andre
Freud' und Freundschaft suchen mag.“

Den Abschluß der „Dritten Abtheilung“ bildet der dreiteilige Zyklus „Jung-Stilling in Carlsruhe“. „I. An Vater Stillings Geburtstage.

12. September 1814. / II. Gesang zu Vater Stillings Fest. 12. September 1815. / III. Zur Stillings'schen silbernen Hochzeitsfeier. Am 19. November 1815“. Johann Heinrich Jung (Pseud. Jung-Stillings, * 1740 bei Siegen, Autodidakt, seit 1772 Augenarzt und von seinen Zeitgenossen wegen erfolgreicher Staroperationen gefeiert, 1803 von Marburg nach Heidelberg und 1806 von Heidelberg nach Karlsruhe übersiedelt, † 1817 ebda.) war religiös vom Pietismus bestimmt worden, er sowie seine älteste Tochter Karoline standen den Kreisen der vielzitierten und zumindest problematischen Frau von Krüdener nahe, in deren Haus Schenkendorf 1812 mit seiner Frau Wohnung genommen hatte. Stillings Memoiren (Jugend / Jünglingsjahre / Wanderschaft) hatten diesen zu einem Vorbild gleichermaßen spätaufklärerisch-sektiererischen als auch romantischen Denkens werden lassen:

„Dein ganzes langes Leben stand
Verklärt auf deinem Angesicht,
Wie Botschaft aus dem Vaterland,
Ein Widerschein vom ew'gen Licht.“

Angeschlossen findet sich noch das Gedicht „Allerheiligenfest. An Karoline Stillings. 1815“, dazu Hagen in einer Fußnote: „Sie, die älteste unter Jung-Stillings Töchtern, nannte der Dichter ‚ein wahres Tugendbild‘.“

Mehr Spruchdichtung ist dann das letzte Gedicht dieser „Dritten Abtheilung“ – „Vater Stillings Tisch in Baden-Baden. 1815“:

„Hier steht ein Tisch,
Um stark und frisch
Ein gutes Wort zu schreiben,
Auch andres Werk zu treiben . . .“

Die „Vierte Abtheilung“ wurde mit „Koblenz. 1815–1817“ überschrieben. Die Mehrzahl dieser Gedichte sind Gelegenheitslieder, so etwa „Zur Vermählung des Amtmanns Kintzinger mit Auguste Hoyer aus Gottesaue bei Karlsruhe. 29. August 1816“, alsdann „Geistliche Lieder“, worunter sich auch ein Gedicht „Das Grab des heiligen Fridolin“ findet:

” . . .“

Wie sie jenen Weg gebaut
Längs den Bergen, längs dem Strome,
Wo man rings den Segen schaut,
All die Städte, all die Dome,
Wie vom Rhein der Wunderquell
Ueber Deutschland sich ergossen,
Wonnosam und stark und hell
Durch die Länder hingeflossen . . .“

Eines der letzten Gedichte Schenkendorfs wendet sich abermals „An Heinrich Jung, genannt Stillings, zu dessen 77. Geburtstage. 12. September 1816“ (vgl. o.), es heißt dort u. a., auf den Dichter selbst bezogen:

„Nur ich muß wieder dich ergreifen,
Du vielgebrauchter Wanderstab,
Und muß mit meiner Liebe schweifen
In fernes Land, den Rhein hinab. . .

. . .

Fahr' wohl, o Haus der alten Treue,
Fahr' wohl, du gastlich offnes Thor,
Jhr Lieben, täglich schaut auf's Neue,
Zu euern Bergen schaut empor!
Die Berge hab' ich oft durchzogen,
Wenn ich zu spät am Abend kam,
Dort ist so mancher Schmerz entflogen,
Geheilt so mancher bittere Gram.“

Wie hatte Schenkendorf selbst in seinem Begleitschreiben anlässlich der letzten für den Druck der Ausgabe 1815 bestimmten Gedichte es gesagt? „Von der Unvollkommenheit dieser Versuche kann niemand mehr überzeugt seyn als ich. Darum habe ich mich auch so lange gescheut vor der förmlichen Herausgabe einer Sammlung. Die lange Verzögerung liegt theils in dieser Scheu, die sich wieder auf das Gefühl meiner geringen Kraft und auf die Achtung vor meinen Landsleuten gründet, theils in dem Wunsche, einen einigermaßen vollständigen Cyclus von Anschauungen, Hoffnungen, Freuden und Schmerzen eines Deutschen in der letzten Zeit zu geben. Affektirt und geheuchelt ist nichts darin – aber man wird es von mehrsten Stücken der Sammlung ansehen, daß ihnen die Feile der ruhigen Kritik abgeht. „Hier geht der

Dichter auf die Abhaltungen während der Befreiungsjahre detaillierter ein, er fährt dann fort: „Daß ich vielleicht zu oft die nämlichen einfachen Sylbenmaße gebraucht, kann ich . . . mit dem Mangel einfach verschiedener Maße in der deutschen Poesie, mit der Pflicht, hier nur die einfachsten zu wählen und mir alle ausländischen, griechischen wie italienischen fremd seyn zu lassen, entschuldigen. Man wird die Gedichte auch nicht immer dem, was man poetisch, ideal . . . nennt, angemessen finden . . . Wenn wir erst unsere Erde und unseren Himmel wieder haben, wollen wir zwischen den beiden schon das rechte ideale Gebäude aufführen . . .“.

Solche einsichtigen Zeilen kommen einem anlässlich der Lektüre und Durchsicht Schenkendorfscher Gedichte heute mehr denn je zurecht. Hat man sich zunächst gewundert, daß einem der Name (aus älteren, aber auch neueren Literaturgeschichten und Anthologien) eigentlich bekannter als das Werk, so muß man im Nachhinein doch auch feststellen, daß man poetisch-ästhetisch insgesamt nicht allzuviel versäumte. Das ist allerdings bei einer stattlichen Reihe ähnlich „klassischer“ Dichter und Werke der Fall, man muß nur ehrlich genug gegen sich selber sein und das Gebotene nicht zu unkritisch verkonsumieren wollen.

Keinesfalls wollten wir in unserer badischen Perspektive die Schenkendorfschen einschlägigen Gedichte aufwerten, weder in künstlerischer noch in wirkungsgeschichtlicher Hinsicht. Sie sind alles in allem weder eine Muß- noch eine einmalige Poesie. Sie sind vielmehr nahezu ausschließlich aus dem Zeitgeist heraus zu verstehen. Erstaunlich und reizvoll dabei jedoch, wie der geborene Ostpreuße seine späteren Aufenthaltsorte geliebt und gefeiert hat. Das Lob unserer Landschaft ist dann und wann von dichterisch berufenerer Stimme gesungen worden. Einheimische und fremde Dichter haben mitunter Wertvolleres und letztlich Gültigeres, auch Individuelleres zu sagen gewußt. Dennoch möchte man die Schenkendorfschen Verse nicht missen. Bereits 1900 hatte es Ri-

chard M. Meyer (in „Die deutsche Litteratur den Neunzehnten Jahrhunderts“, 2. Aufl., Berlin) dahinaus formuliert: „Max von Schenkendorf . . . rührt durch den Zauber seiner herzlichen Frömmigkeit, seiner Sehnsucht nach dem alten Reich, das er sich ganz romantisch ausmalt. Aber seine Reime sind oft trivial, seine Verse haben zumeist einen blechernen Klang; sein poetischer Atem ist nicht stark, und er muß ihm, wie Arndt, durch systematische Einteilung zu Hilfe kommen . . .“. Dem wäre auch heute dichtungsästhetisch und literarkritisch wenig hinzuzufügen, im Gegenteil, das positive Urteil eines O. Walzels (in: „Deutsche Romantik. Eine Skizze“, Leipzig 1908) will uns bereits zu unkritisch erscheinen: „ . . . Schenkendorf trifft von allen Befreiungssängern den romantisch-religiösen Ton Hardenbergs und Schlegels am besten und läßt sich besonders von Schlegels ‚Freiheit‘ zu seinem Sange ‚Freiheit, die ich meine‘ anregen.“

Ein Jahr nach Schenkendorfs Tod war „Die Sängerfahrt – Eine Neujahrsgabe für Freunde der Dichtkunst und Mahlerey – Gesammelt von Friedrich Förster“ (Berlin 1818; Faks.-Ausg. Heidelberg ca. 1969) erschienen. Dort rangiert unser Dichter an dritter Stelle als „Max v. Schenkendorf, von Köln am Rhein“ nach Tieck und vor Clemens Brentano. Er ist darin mit 6 Gedichten vertreten. Der Hrsg. hatte auf Anraten Brentanos großen Wert auf bekannte Dichter und qualitative Dichtungen gelegt.

Dieserart gibt es eine Reihe von Beweisen, wie wenig Schenkendorf aus seiner Zeit wegzudenken ist. In diesem Sinn sollten wir auch das oben Extrahierte und Zitierte sehen. Es ist eine der Stimmen, die unsere Landschaft gefeiert haben. Diese Gedichte gehören mit dazu, in ihrem Pathos, in ihrer Zeitverhaftetheit, in ihrem Historismus, in all ihren Schwächen. Ihr Dichter hatte Mut genug, zu sagen, was ihn bewegte, auch auf die Gefahr hin, daß man da und dort mehr erwartet hatte. Die Distanz aber, die wir Heutige zu solchen Versen naturgemäß haben, dürfte den Reiz des Kennenlernens eher vergrößern als schmälern.

Muttersprache

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
süßes, erstes Liebeswort,
erster Ton, den ich gelallet,
klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
wenn ich in der Fremde bin,
wenn ich fremde Zungen üben,
fremde Worte brauchen muß,
die ich nimmermehr kann lieben,
die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
in den Reichtum, in die Pracht;
ist mirs doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Muttersprache, Liebeswort;
steig empor aus tiefen Gräften,
längst verschollnes, altes Lied,
leb aufs neu in heiligen Schriften,
daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,
heilig ist wohl mancher Brauch;
aber soll ich beten, danken,
geb ich meine Liebe kund,
meine seligsten Gedanken;
sprech wie der Mutter Mund.

Max von Schenkendorf

Ludwig Eichrodt und das Buch Biedermaier

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Friedrich Sengle bemerkt im Vorwort zu seinem grundlegenden Werk über die Biedermeierzeit, daß diese Zeit einem fremden, ziemlich weit entfernten Land gleiche, dessen Höhen öfters, zur Zeit immer häufiger, angeflogen werden, das aber in seiner gesamten Ausdehnung noch nicht vermessen und für den Verkehr erschlossen sei (7/VII). Der Untertitel des Werkes lautet „Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848.“ Damit ist der zeitliche Rahmen der Biedermeierzeit abgesteckt, d.h. ihr wird ein bestimmter Zeitraum zugewiesen, nämlich jene spannungsgeladenen Jahre zwischen dem Wiener Kongreß und der Revolution 1848/49, die gleichbedeutend mit der von Metternich geprägten Restauration sind. Was aber hat es mit dem „ziemlich weit entfernten Land“ auf sich? Das will wohl besagen, daß jene Epoche in der Gegenwart nicht mehr durch die Tradition lebendig ist, daß sie in die weite Vergangenheit gerückt ist, sie, die „gute, alte Zeit“ schlechthin, verbindet nichts mehr mit dem Heute. „Wir sind, zumindestens in Deutschland, von Heines Loreley so weit entfernt wie unsere modernen Flugzeuge von den ersten Eisenbahnen.“ (7/IX) Die Biedermeierzeit ist endgültig historisch geworden, was aber natürlich nicht bedeutet, daß unser Interesse an ihr ebenfalls verloren gegangen ist. Die Wissenschaft ist dabei, das „Land Biedermeier“ zu vermessen, diese interessante Epoche wieder erstehen zu lassen in all ihren Richtungen und Komponenten. Deshalb ist auch Sengle zuzustimmen, wenn er sagt, daß „Biedermeierzeit“ ein Oberbegriff ist für „alle Richtungen der Restaurationsperiode“, denn es gibt außer dem konservativen Biedermeier und dem liberalistischen jungen Deutschland noch eine Reihe anderer Richtungen und Traditionen (7/X), auf die im

Rahmen dieses Aufsatzes nicht eingegangen werden kann. Mit Biedermeierzeit ist also die Epoche der Metternichschen Restauration gemeint, einer äußerlich friedlichen Epoche, die aber innerlich zerstritten und letztlich politisch explosiv geladen war. Wer die Biedermeierzeit recht verstehen will, muß sich deshalb über Form, Ausmaß und Wirkung der Restauration im klaren sein. Das Gefüge dieser Zeitepoche wurde durch die Staatskunst Metternichs zusammengehalten und war gekennzeichnet durch die Heilige Allianz, die Kongresse von Troppau, Laibach und Verona, durch die Karlsbader Beschlüsse und Demagogenverfolgung, durch das Brodeln der geistigen Auseinandersetzung mit dieser Zeit, etwa im „Jungen Deutschland.“ Um aber auf das einfache Leben der Bürger zurückzublenden, war der Maulkorb, welcher der öffentlichen Meinung umgebunden wurde, besonders einschneidend. Obrigkeit und Untertan wurden zu Exponenten unvereinbarer Gegensätze, wobei die Obrigkeit durch die rücksichtslose Ausnützung des ihr zur Verfügung stehenden Polizeiparates von vornherein die beherrschende Machtposition einnahm. Die scharfen Kontrollen der Druckerzeugnisse, besonders die verhängnisvollen Eingriffe der Zensoren bei den Zeitungen, sollten die freie Meinungsbildung- und äußere verhindern. Nicht zu überbieten war die Intoleranz gegenüber der Forderung der Bürger, am politischen Leben teilnehmen zu dürfen. Gesinnungsschnüffelei, Überwachung, Unsicherheit gingen damit Hand in Hand. Adolf Glasbrenner hat dies in dem Gedicht „Aus Metternichs Wien“ so karikiert:

Lorgnettierend, kokettierend,
Heiter, zierlich, elegant
Hüpft der Kleine durch die Reihen

Und ist überall bekannt.
Spricht mit diesem, spricht mit jenem
So vertraulich und so frei;
Der gehört, ich möchte wetten,
Zur geheimen Polizei. (zitiert bei 8/63)

Die Summe aller obrigkeitlichen Maßnahmen verursachte in breiten Schichten der Bevölkerung Resignation und gab deren Leben ein verändertes Gepräge: „Während diese engagierten Kreise mundtot gemacht oder zur Emigration gezwungen wurden, zog sich der weitaus größere Teil der Bevölkerung, vom politischen Zeitgeschehen völlig ausgeschlossen und in ständiger Angst vor den Schergen der Obrigkeit, kleinlaut und gehorsam in seine vier Wände zurück, in den engen Bereich des Geduldeten und Erlaubten. In dieser erzwungenen Begrenzung, in diesem Getto introvertierter Bürgerlichkeit formt sich das biedermeierliche Leben in seiner unverkennbaren und einmaligen Gestalt.“ (8/64) Eichrodt selbst hat über seine Zeit geschrieben: „Es war arg in den Jahren des Kriegszustandes und der folgenden Zeit in Baden. Die gebildeten Männer waren überwacht von Subalterngeistern, insbesondere von der Gendarmerie. Amtsvorstände fürchteten sich vor den Untergebenen. Nicht fanatische Rechtspraktikanten waren bedenkliche Menschen.“ (15/29) Und in seinem „Letzeburger Nationallied“ verspottet er den kurzsichtigen Geist des politischen Partikularismus und zieht die Konsequenzen:

Ich sag nicht so und sag nicht so,
Denn wenn ich so sagt' oder so,
Dann könnt man später sagen,
Ich hätt' so oder so gesagt
Und packte mich, Gott sei's geklagt,
Beim Kragen!
Drum sag' ich weder so noch so,
Brennt auch die Frage lichterloh,
Bin nicht französisch, nicht holländ'sch,
Geschweige deutsch, ich bin ein Mensch,
Dazu ein durch und durcher
Geborner Letzenburcher. (9/110)

Es war nur natürlich, daß bei solcherart Einstellungen das Philisterdenken groß wurde; der Philister wuchs und machte sich breit und ließ sich in seinem Behagen nicht stören. Die Assoziationen, die sich bei der Nennung des Namens Biedermeier vollziehen, hat Böhme karikierend, witzig und zutreffend so formuliert: „Geborgenheit, Frieden. Bratäpfel in der Ofenröhre. Der Ohrenbackensessel, lange Pfeife und Spucknapf. Rechtschaffenheit, Bescheidenheit. Der Schreibsekretär, die Kirschholzkommode. Besen und Scheuersand, blitzblanke Böden, ewiger Sonntag. Die frohe Kinderschar, die emsige Hausfrau, der gütige Vater (hoppe, hoppe, Reiter . . .), die lieben, lieben Großeltern. Ja, der brave Handwerker, die reinliche Magd. Redlichkeit, üb' immer Treu und . . . Vergilbtes, Verschossenes, geraffte Tüllgardinen. Die Waldmeisterbowle, die Geißblattlaube. Der Immortellenkranz an der Wand, der Myrtenstrauß unter dem Glassturz. Blümchen, bemalte Tassen und Teller, goldene Aufschriften: „Dem lieben Patenkinde“, „Dem Jubelpaar“, „Aus Freundschaft.“ Spezialtassen für Schnurrbartträger. Perlenbestickte Klingelzüge, gepreßte Blätter und Blüten zwischen stockfleckigen Buchseiten, Poesiealben, Stammbuchverse, Kalendersprüche. Unter den Röcken hervorschauende Beinkleider mit Spitzenbesatz. Reseda, Vergißmeinnicht, Rosen- und Lavendelduft. Klaviergeklimper, Liedertafel, Frühkonzerte, Kaffeekränzchen, Pfänderspiele, Zylinder und Vattermörder. Die Perle im Plastron, der Spazierstock mit Elfenbeingriff. Herr Schmidt, Herr Schmidt, was kriegt denn Julchen mit? Strickstrumpf und Brotbacken. Schweineschlachten vor der Haustür, Grütwurst und Wurstsuppe. Klistier und Bettpfanne. Das rotgewürfelte Schnupftuch, die Schnupftabakdose - wohl bekomm's, Gott vergelt's! Der würdige Oheim im Bratenrock, die gute, gute Muhme, die freundlichen Alten im Silberhaar. Der Aktuarium am Stehpult, den Gänsekiel spitzend, der gähnende Wachsoldat im Schilderhaus. Der Spion am Fenster.

Nachbars Jettchen sitzt im Bettchen. Der Nachtwächter mit Horn und Hellebarde, Schläge von der Turmuhr. Hört ihr Herren und laßt Euch sagen . . . Laternen und Stiefelknecht, Lichtputzschere, Zipfelmütze und Pottschamperl.

Die Postkutsche, Schwager Postillon mit der Brantweinflasche. Peitschenknull und Wachtelschlag, die Felder, die Auen, Liebchen, ade . . . Korkenzieherlocken und bunte Seitenbänder, Häkeldeckchen und Kissen mit Kreuzstickerei auf dem Kanapee. Die züchtig errötende Jungfrau. Ein Küßchen in Ehren. Schwüre der Liebe und unverbrüchliche Treue. Lebe wohl, lebe wohl. Klapperstorch du guter, Klapperstorch du bester . . . Schockschwere-not noch mal.“ (8/7)

Es ist einleuchtend, daß solche Lebensumstände, wenn sie hier auch übertrieben dargestellt wurden, nicht dazu angetan waren, den Widerstand gegen die Staatsgewalt zu entfachen, sie waren dem „Untertanen“ angepaßt. Die Stiche, welche Bewegung in die geistige Trägheit bringen sollten, kamen von anderer Seite. Das Engagement der Satire begann. „Hohen Anteil an der Aktivierung des beschränkten Untertanenverstandes hat die Karikatur, eine scharfe Waffe im Kampf gegen die unglaubliche Aufgeblasenheit der Fürsten, die Anmaßung der Regierungen, die Teufeleien ihrer Handlanger und Spitzel.“ (81/9)

Es entstanden so Figuren wie der „Piepmayer“, von Adolf Schröder geschaffen, mit der er das Frankfurter Parlament verhöhnen piepelte, oder der „Hämorrhoidarius“ des Franz v. Pocci, eine Satire auf die von den Dichtern und Denkern der Vormärzzeit als Quälgeister empfundenen Beamten. In jedem Falle wurde die Satire, gezeichnet oder als Gedicht, zu einem raffinierten Werkzeug, mißliebige Personen abzuqualifizieren und mißliebige Zustände anzuprangern. Hierher gehört auch die Entstehung humoristischer Zeitschriften wie die „Fliegenden Blätter“ oder der „Kladderadatsch“. Vielleicht hat Böhmer recht, wenn er meint, daß Zeiten, in denen es nichts zu lachen gibt, gern etwas zu la-

chen haben. Sicher aber stimmt es, wenn er feststellt, daß die langjährige Gängelung der öffentlichen Meinung durch die Zensur auf den Geist dieser Zeitschriften nachhaltig mildernd eingewirkt und so dem Humor den scharfen Stachel der Dialektik genommen hat. (8/16)

Ludwig Eichrodt war 40 Jahre lang Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter“ in München. Er lieferte außerdem Beiträge den „Leuchtkugeln“, dem „Satyr“, dem später in Stuttgart erscheinenden „Eulenspiegel“ und so manch anderem humoristischen Blatt auch.

Um den Begriff Biedermeier recht verstehen zu können, muß man sich erinnern, daß *bieder* ursprünglich ein Wort war, das Tapferkeit und unbedingte Ehrlichkeit bedeutete. Es war in keinem Fall mit Kleinbürgerlichkeit in Verbindung zu bringen. *Bieder*, das waren alle untadeligen Leute, gleich welchem Stande sie angehörten. Nach den Kriegen Napoleons erfuhr dieses Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung geradezu eine Aufwertung, jedermann wollte *bieder* sein. *Bieder* zu sein, wurde zu einer beherrschenden Zeiterscheinung, zur Mode. Ist es einmal so weit, dann ist wohl nicht zu verhindern, daß langsam ein Bedeutungswandel einsetzt, der Begriff simplifiziert und trivialisiert wird. So entstand 1853 aus der Verbindung des Wortes „*bieder*“ mit dem wahrhaft nicht seltenen Namen „*Maier*“ der *Biedermaier*, jene Figur, die wie keine andere parodistische Charakter hat. Wer war nun der Erfinder des *Biedermaier*, Eichrodt oder sein Freund Adolf Kußmaul, der berühmte Mediziner? Es scheint gesichert zu sein, daß der entscheidende Impuls von Kußmaul ausging. Sengle stellt lapidar fest: „Der Erfinder der Figur war der Mediziner Kußmaul“ (7/121); in der entsprechenden Fußnote ist zu lesen: „Diese Priorität hat Charles H. Williams nachgewiesen Notes on the Origin and History of the Earlier 'Biedermaier' in Journal of English and Germanic Philology, Bd. 57, 1958, S. 403-415) Anlässlich des Besuches von Kußmaul bei seinem Freund Heinrich Goll in Karlsruhe drückte ihm dessen Vater sein Lieblingbuch in die Hand. Es waren „Die

sämtlichen Gedichte des alten Dorfschulmeisterleins Samuel Friedrich Sauter“, welcher anfänglich in Flehingen, dann in Zaisenhausen war und als Pensionär wieder in Flehingen wohnt. Mit zwei Abbildungen auf Kosten des Verfassers. Karlsruhe in Commission bei Creuzbauer und Hasper, 1845“. Kußmaul erzählt in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“, daß er bei der Lektüre der Sauterschen Gedichte „auf einen bisher ungehobenen Schatz einer einmaligen Poesie von ungewöhnlicher komischer Kraft“ gestoßen sei. „Die Gedichte“, so fährt er fort, „waren meist ganz und gar ernst gemeint und nicht auf die Erregung der Lachmuskeln bedacht“. Aber gerade weil sie diese unbeabsichtigte Wirkung hatten, wirkten sie doppelt lustig, und darin lag der Humor. (8/10)

Samuel Friedrich Sauter greift wirklich hinein ins volle Menschenleben. Es gibt fast nichts in seinem bescheidenen dörflichen Dasein, was ihm nicht Anlaß zu einem Gedicht gegeben hätte. Der Abschied eines Pfarrers wird ebenso besungen wie ein Richtfest; das Zaisenhausener Bad wird ebenso ernsthaft in Verse gebracht wie das Lob des Landesherrn. Seine Palette reicht von Gelegenheitsgedichten jedwelcher Art bis hin zur reinen Poesie. Und Kußmaul hat richtig erkannt, daß gerade die Ernsthaftigkeit, mit welcher das simpelste Ereignis besungen wird, die Komik Sauters ausmacht. Dazu seien ein paar Beispiele angeführt. In dem Gedicht „Gefühle des Getrennten“ hebt Sauter so an:

„Traurig ist es, einsam seyn!
Traurig, so getrennt zu leben;
Einsam schlafen, nichts daneben,
Nichts von gleichem Fleisch und Bein,
Traurig ist es, einsam seyn!“

Köstlich auch jene Strophen aus „Beim Gewitter“:

Ein Wetter steht grad' über der Erd',
Wenn's nur ins Württembergische fährt.
Denn tut es sich bei uns entladen,
So haben wir den Hagelschaden!“

In diesen Zeilen kommt die ganze Sorge des zur Aufbesserung seines Einkommens Landwirtschaft treibenden Dorfschulmeisters zum Ausdruck. In seinen besten Pointen reicht Sauter in die Nähe Wilhelm Buschs, so etwa in jenem Gedicht, in dem er schildert, wie der Pfarrer in der Predigt stecken bleibt, weil die Dorfschöne ihm so tief in die Augen sieht. Doch:

Die Sprache kommt ihm wieder,
Er dankt für die Geduld und spricht:
„An dem, ihr Brüder,
Ist's Lammwirts Hannchen schuld!“

Sein Gedicht „Der verlorene Sohn“ beginnt Sauter geradezu modern:

Mein Erbteil her!
Ich schaff nicht mehr!
Fort in die Welt
Trag ich mein Geld.

Es ist schon so, wie Hesselbacher sagte: „Weit, weit weg liegt die große Welt. Eine Kircheneinweihung ist ein historisches Ereignis erster Größe, der Posthalter Paravicini in Bretten ist eine bewunderte Respektsperson, der gelbe Kasten der Postkutsche bringt die Nachrichten von draußen, wenn in der Ferne die brummen- den Töne des Schießens im 'übrerrheinischen Krieg' sich hören lassen und die Ängstlichen im Dorf raunen, 'der Franzos kommt noch in unsern Ort!' Welch ein Glück, daß es eine Lesege- sellschaft im Dörfchen gibt, in der Hebel und Salzmans 'Krebsbüchlein' als neueste Litera- tur erscheinen! Und der höchste Ehrgeiz ist, das alte Bad in Zaisenhausen in neuer Herrlichkeit aufleben zu sehen, dem einst die Frau von Yx- küll 'den Ruhm im hohen Grad' gegeben hat, das Bad, in dem die „Badperson nur 15 Kreuzer kostet“, obgleich man nur an 'solchen Tagen, wo mehrere sich waschen mögen, die Heizung unterhält'. Und als einmal der Großherzog Leopold in vierspänniger Kutsche durch Zai- senhausen fährt, und der Mesner den Fremden in die Kirche führt, da ist's ihm wie dem Mann im Märchen, in dessen Haus der liebe Gott ein-

gekehrt ist. Sauter ist so zu einem echten Dorfpoeten geworden, belehrend, wie es sich für einen alten Schulmeister gehört, aber tief wurzelnd im heimatlichen Dorf und nur in Verbindung damit und den dort lebenden Menschen sein Glück findend. Und er vermag auch in vollen Zügen zu malen, holzschnittartig geradezu im Gedicht „Dorf-Tanzstube.“

Kommt, Freunde, mit mir,
S'hat Spielteut dahier!
Ha, welch ein Getoll!
Im Adler ist's voll.

Da drehen zum Tanz
Sich Gretel und Hans
Und trappeln dazu
Mit mutigem Schuh.

Und alle Welt sang das bald zum Volkslied gewordene „Kartoffellied“:

Herbei, herbei zu meinem Sang!
Hans, Jörgel, Michel, Stoffel!
Und singt mit mir das Ehrenlied
Dem Stifter der Kartoffel.

Auch das Dorfschulmeisterlein war und ist eigentlich bis heute im Volke lebendig.

Willst wissen du, mein lieber Christ,
Wer das geplagt'ste Männlein ist?
Die Antwort lautet allgemein
Ein armes Dorfschulmeisterlein.

Nein, ein großer Dichter war Sauter nicht, und sicher wollte er dies auch gar nicht sein. Und doch hat einmal in seinem armen Leben der göttliche Funke in ihm gezündet und ließ ihn ein Lied schaffen, da echte und reine Poesie ist. Es ist der „Wachtelschlag“, der von Beethoven und Schubert vertont, unsterblich wurde:

Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor:
Fürchte Gott! Fürchte Gott!
Ruft mir die Wachtel ins Ohr.
Sitzend im Grünen, von Halmen umhüllt,
Mahnt sie den Horcher im Saatengefeld:
Liebe Gott! Liebe Gott!
Er ist so gütig und mild.

Zu seinen Lebzeiten hätte der biedere Sauter nie daran gedacht, daß er wenige Jahre nach seinem Tode buchstäblich zu einer berühmten Figur einer humoristischen Zeitung würde, die einer Epoche den Namen gab. Man könnte auch sagen, daß er zur Witzblattfigur wurde, eine höchst zweifelhafte Ehre, die er, wie schon gesagt, Kußmaul zuvörderst verdankt. Der Biograph Eichrodt, Albert Kennel, stellt die Vorgänge folgendermaßen dar (9/73-83): Nicht lange, nachdem Eichrodt seine „Gedichte in allerlei Humoren“ der Öffentlichkeit vorgelegt hatte, entstanden die „Auserlesenen Gedichte von Weiland Gottlieb Biedermaier, Schulmeister in Schwaben, und Erzählungen des alten Schartenmaier. Mit einem Anhang von Buchbinder Treuherz.“ (Die erste Veröffentlichung der Lieder geschah in den „Fliegenden Blättern“ und wie üblich anonym). Der Mediziner und der Dichtkunst beflissenen sehr begabte Dr. Adolf Kußmaul, Eichrodt seit seiner Heidelberger Studentenzeit befreundet, erhielt, wie weiter oben bereits berichtet, die Sauterschen Gedichte vom Vater des gemeinsamen Freundes Goll und gab sie über Eichrodt, damals in Durlach tätig, wieder zurück. Am 2.6.1853 schrieb Kußmaul an Eichrodt: „Hier übersicke ich Dir das große Werk weniger Tage: Biedermaier und Schartenmaiers Gedichte.“ Er fügte hinzu, daß es ihm viel Vergnügen gemacht habe, diese Gedichte zu machen und gibt der Überzeugung Ausdruck, daß Eichrodt vortreffliche Beiträge liefern werden. „Obschon Du den Sauter nicht übertreffen kannst, so dürfte Dir's doch gelingen, ihn zu erreichen.“ Kußmaul sandte als erste Probe das Vorwort und 18 Gedichte. Dabei hatte er einige Sautergedichte fast wörtlich übernommen (Kartoffellied, Dorfschulmeisterlein), wieder andere verkürzt und mit wesentlichen eigenen Zusätzen umgestaltet, manche im Geiste Sauters neu gedichtet, wie z. B. das „Klagelied des Schulmeisters Jeremias Birkenstecken um den heimgegangenen Freund Gottlieb Biedermaier,“ dessen zwei Anfangstrophen so lauten:

O Spektakel, welch ein Schrecken!
Das ist Trauersiegellack.
Jeremias Birkenstecken
Bürste deinen schwarzen Frack!
Welche Botschaft! Biedermaier,
Dieser Edle, lebt nicht mehr!
Bindet Flor um meine Leier,
Denn der Vorgang schmerzt mich sehr!

Kußmaul wies Eichrodt auf weitere bearbeitenswerte Gedichte hin und schrieb: „Du kannst gewiß in längstens 10 - 12 Tagen mir die Produkte, die Du Deinerseits zulegst, zur Kritik zuschicken, wie ich's jetzt mit den meinigen gethan. Dann schickst Du mir auch die meinigen mit den 'Bleistifikaten' nochmals zurück, und in einigen Tagen erhältst Du das Ganze wieder, worauf Du bei Sch. (Schauenburg, dem Lahrer Verleger) anfragst.“ Eichrodt scheint den Termin eingehalten zu haben. Er hatte eingereicht „Schartenmeier's Klage um den entschlafenen Biedermaier“, die so beginnt:

Meine Finger laß ich gleiten
Tiefgerührt auf Brummbaßsaiten,
Schlottrig sind sie nur gespannt,
Und es zittert meine Hand.
Wie aus einem hohlen Hafen
Muß man singen von dem Braven,
Den bereits das Grab verschlingt,
Daß es dumpf und schollrig klingt.

Hinzu kommen weitere vier Biedermaierlieder und fünf Gedichte des Buchbinders Horatius Treuherz, z. B. das „Abendlied“ mit der schönen Anfangsstrophe:

O Musa des Gesanges,
Bemächtige dich mein,
Du Gegenstand des Dranges
Du süße Schmerzenspein,
Komm, sitze zu mir nieder
Und mache mit mir Lieder!

Von Eichrodt kamen sicher noch mehr Beiträge, die Lieder des Buchbinders Treuherz sind bis auf zwei Ausnahmen alle von ihm. Auch außerhalb des Buches Biedermaier übergießt er

mit seinem Hohn die sog. politischen Lyriker, wie er überhaupt kaum einen zeitgenössischen Dichter ungeschoren ließ. Er verfaßt z. B. die Gedichte „Bürgerlicher Wolfgang“, „Lenautiker“, „Dröstliche Hülsenblüte“, Heinrichs letzter Gedanke“, „Liebeleien und Geibeleien“ usw. Er machte sich durch Horatius Treuherz lustig über die berühmten, dem deutschen Volke als Muster hingestellten Goethe und Schiller in „Hymnus auf Schiller“ und „Hymnus auf Goethe“:

Es preisen alle Zungen
Den Namen Goethes laut,
Die Alten und die Jungen,
Sind sehr von ihm erbaut.
Drum bin ich auch nicht blöde:
Gepriesen sei der Goethe! usw. usw.

Auch die beste lyrische Karrikatur, die Eichrodt geschaffen hat, legt er Treuherz in den Mund bzw. in die Feder, die „Große deutsche Literaturballade.“ In diesem Gedicht vollbringt Eichrodt eine Meisterleistung, denn diese Literaturballade bringt nicht nur den Geist der Biedermeierzeit gültig zum Ausdruck, sondern auch die Vorstellung, welcher der Philister von seinen verehrten Genies hatte:

Gegen Abend in der Abendröthe,
Ferne von der Menschen rohem Schwarm,
Wandelten der Schiller und der Goethe
Oft spazieren Arm in Arm.
Sie betrachteten die schöne Landschaft,
Drückten sich die großen edlen Händ',
Glücklich im Gefühl der Wahlverwandschaft
Unterhielten sie sich exzellent. usw. usw.

Erwähnenswert sind auch noch andere Gedichte, z. B. „Der schöne April“:
Alles wuselt schon ins Freie,
Väter, Mütter, Lämmer, Säue,
Kinder machen Ringareihe,
Laut zerstreun sich Bursch und Maid –
O du schöne Frühlingszeit!

Oder „Bei Betrachtung des Sonnenunterganges“:

Dort geht die liebe Sonne unter,
Am Morgen strahlt sie wieder neu,
Es werden üble Dünste munter,
Den Guten aber macht's nicht scheu.

Im Grab muß sich der Mensch verstecken,
Der Größte tut's der Sonne gleich,
Er muß sogar ein bisle schmecken,
Doch strahlt er bald im Himmelreich.

Kennel kommt zu dem richtigen Schluß, daß die Biedermaier-Treuherz-Lieder im Zusammenwirken zweier gleichgesinnter Freunde entstanden sind, wenn auch der Anstoß ganz sicher von Kußmaul gekommen ist. Der Titel „Biedermaiers und Scharnmaiers Gedichte“ stand auf jeden Fall schon vor Kußmauls Brief vom 2. Juni 1853 fest. Wer von den Freunden Name und Begriff Biedermaier erfunden hat, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Es wird auch vermutet, daß der alte Freund Scheffel beteiligt gewesen sein könnte. Sicher ist, daß der Titel schon vor Abfassung der Gedichte feststand. Kennel schließt seine Betrachtung über die Entstehung der Biedermaier-Lieder: „Mag denn der eine Freund Kußmaul um die Bestimmung dieses Begriffes und dessen Abgrenzung vom Scharnmaier und Treuherz, sowie um die Abfassung der eigentlichen Biedermaierlieder, der andere Eichrodt um die Ausgestaltung des Reimschmiedes Treuherz das überwiegende Verdienst haben: eine genaue Scheidung des beiderseitigen Anteils wird wohl bezüglich der einzelnen Gedichte, nicht aber der Gestalten möglich sein.“ Sauter war das leibliche Vorbild des Biedermaier. Sein äußeres Erscheinungsbild mit Stulpenstiefeln und Simpelsfranzen war „genialisch“, und Sauter war zum Vorbild des Biedermaier eben wie geschaffen.

Eichrodt erhielt nun die Aufgabe, einen Verleger zu suchen, und dies war schwieriger als gedacht. Nach mehreren Absagen blieb dem Freunde nichts anderes übrig, als die Biedermaier-Lieder zunächst den „Fliegenden Blättern“ anzubieten, die ja nicht nur ein Witzblatt waren, sondern ein demokratisches Kampfblatt in satyrischer Verkleidung. Dort erschienen die

Gedichte in zeitlichen Pausen in den Jahren 1853–1857. Später kamen noch einige Gedichte hinzu, wie z. B. Eichrodts „Lob der Salate.“ In diesem Gedicht werden mit wahrhaft biedermaierlichem Behagen die diversen Salate gerühmt und der Schlußpunkt so gesetzt:

Doch Brunnenkresse mild und keusch
Zum wohlgesottnen Ochsenfleisch,
Die macht vor Dankbarkeit mich stumm,
Die ist das Nonplusulterum!

Schließlich erschien das „Buch Biedermaier“ in den „Lyrischen Karrikaturen“ Eichrodts im Jahre 1869 bei Schauenburg in Lahr. Es hat drei Abteilungen: 1. Auserlesene Gedichte von Weiland Gottlieb Biedermaier, 2. Gedichte des Buchbinders Horatius Treuherz, 3. Erzählungen des alten Scharnmaier. Die drei Gestalten Biedermaier, Treuherz, Scharnmaier haben in der Aussage verschiedene Aufgaben, sie wurden bewußt geschaffen. Biedermaier – so Eichrodts Erklärung – bietet uns unbewußt Komik. Ihm obliegt die naive Darstellung des dörflichen Lebens, der einfachen Lebensumstände samt der Verehrung der Autorität und Obrigkeit. „Sein Wesen oder der ästhetische Begriff des Biederschönen und des Biedermaiers ist die naive Spießbürgerbegeisterung für alles Hergebrachte und behaglich Beschränkte.“ (1. VI) Der Menschenfreund, der Wohlmeinende spricht im Biedermaier. Aber Biedermaier nur so zu interpretieren, wäre zu oberflächlich. Otto Zirk hat in seinem schönen Aufsatz über Eichrodt und das Buch Biedermaier (12/6 u. 7) erkannt, daß in dieser Gestalt tiefere literarische Möglichkeiten liegen und meint, daß mit der „gefühlusdeligen Dummlichkeit sich alles ausdrücken ließ: die Verspottung des Spießbürgers selbst, ebenso die schärfste politische Satire und literarische Fehde.“ Dies geschah auch in Gedichten wie dem schon erwähnten „Sonnenuntergang“, „Gegen die Thierquälerei“, „Abendgesang“, „Lehrsachen“, „Auf den 80. Geburtstag des Herrn Altbürgermeisters Martin“, „Frauenspiegel“, „Napoleon in Rußland“, „Die Schlacht bei Leipzig“, und das

„Drescherlied“ stellt eine herrliche, gemütvollere Parodie gefühlvoller Romantik dar:

Wie trommelt der Flegel, wie tanzt er empor,
Wenn munter wir klopfen dem Dinkel auf's
Ohr:

Tickili, tickili, tick, tack, tack, tack!

Beuge dich, Hälmlchen, nur knicketi knack!

Da aber, wo der Biedermaier nicht mehr ausreicht, wo er mit seinem biederen Habitus nicht mehr das sagen kann, was der Dichter sagen will, springt der „reim- und phrasenwütige“ Horatius Treuherz in die Bresche. Denn dieser, ein Buchbinder, schöpft seine Bildung aus den Büchern, die er zu binden hat, und seine ebenfalls unbewußte Komik liegt auf höherer Ebene. Mit Treuherz läßt sich anders reden, ihm sind Elegien, Hymnen, Hexameter zuzutrauen und die damit zusammenhängende Kulturkritik. Und so entstanden Gedichte wie „Elegie auf den Tod des Geschichtsschreibers Schmizlin von Uihingen“, „An Julius Cäsar“, „Elegie an Griechenland unter Rom“ oder „Versuch, unsere Zeit in Hexametern zu besingen,“:

Mitternacht war es vordem, jetzt ist es so ziemlich Mittagszeit,

Wenn nur die Reaktion nicht allzu fatal über Hand nimmt.

Zwar, und das tröstet mich recht, sich dem Geiste der Zeit zu entziehen,

Ist eine Schwierigkeit selbst für die finstern Gewalten des Stillstands

Welche dem Fortschritte wehrt, stets vorwärts zum Lichte zu schreiten;

Freiheit, Licht und auch Recht, seit Gutenberg's edler Erfindung,

Seit Amerika ward entdeckt von Christoph Columbus,

Seit nun das Leinwandpapier und die Taschenuhr wurde erfunden,

Ist keinem Angriff so leicht wie ehemals aus jetzt gesetzt:

Aber erst seit man Censur abgeschafft und die Geschworenengerichte

Überall eingeführt hat, erschrickt die Partei der Verdummung

Schier vor sich selbst, da sie sieht, wie bethört sie den Mißbrauch gefürchtet.

Darum lobsing' ich der Zeit, die gewiß noch nicht da ist gewesen,

Wo keine Inquisition, kein Autodafeh mehr ist möglich.

Weil schon die Staatspolizei sich selbst reformiert und gebessert,

Glücklich der Mann, welcher lebt in der Zeit, die der Zukunft so nah steht,

Wo sich sogar der Jesuit nicht scheut, mit dem Bahnzug zu fahren

Und mit dem Telegraphist auf vertrautestem Fuße zu stehen.

Glücklich die Zeit, wo der Fürst das Talent auch mit Orden versiehet,

Daß es nicht bösllich verstimmt nur dem Wahne des Pöbels sich hingibt

Und an den Säulen des Staates ehrgeizig rüttelt und kritzelt.

Schmäht nicht die jetzige Zeit, nicht dieses neunzehnte Jahrhundert,

Denn wo gab einst es, wie heur', Leihbibliotheken in Krautheim

Oder in anderen Nestern, wodurch sich die Geister entwickeln,

Daß selbst das ärmste Genie schon als Kind nimmer braucht zu ersticken

Und die mißbildetste Frau durchaus nie als Hexe verbrannt wird.

Der Schartenmaier hingegen ist die Gestalt, an der nichts von unbewußter Komik zu finden ist

– Schartenmaier ist bewußt bieder und witzig, ein aufgeklärter Mann „...der tugendhaften

Schönheit im Gewande des dörflichen Schulmeisters mit Lederhosen und Schnallenschuhen

gegenüber ist seine Schönheit die schon etwas schadhaft gewordene des städtischen Präzeptors. Er schreibt immer absichtlich.“ (1/VI)

Man kann im Schartenmaier, ein von Friedrich Theodor Vischers „Schartenmaier-Gedichte“

angeregte Figur, den verstandesbewußten Typus sehen. Er ergreift sich an biblischen Texten,

parodiert sie und versieht sie, um die Wissenschaftlichkeit zu dokumentieren, mit Stellenan-

gaben aus der Bibel. In die Reihe dieser Gedichte gehören z. B. „Der verlorene Sohn oder lästerlicher Lebenswandel, traurige Schicksale, doch endlich reuige Heimkehr Balthasars von Mesopotamien, im Triumph der Reimkunst“, wo der Vater den über das Fest zu Ehren der Heimkehr des liederlichen Studenten erbosten Michel schließlich zuruft:

Komm herein und tanz den Schottischen
Mit des Jakobs rothem Lottichen,
Freu dich, weil der Herr Student
Wiederum zu Hause send!

Weiter sind zu nennen „Mythus vom ersten Bruder Liederlich“, „Jakob und Söhne, neuer Triumph der Reimkunst“, die Klagegedichte des Schulmeisters Jeremias Birkenstecken und Scharnmaiers Klage um den entschlafenen Biedermaier wurden schon genannt. So standen Eichrodt und Kußmaul drei Gestalten zur Verfügung, geniale Erfindungen, mit denen sie tatsächlich die eigenen kritischen Stellungnahmen zu den drängenden Fragen des Zeitgeschehens auf drei verschiedenen Ebenen ausdrücken konnten. Und für sich betrachtet - hier ist Zirk recht zu geben - wirken die Gedichte gar nicht mehr so biedermeierlich, sondern sind von politischer und kulturkritischer Prägnanz. In der Rückschau sagte Eichrodt, alle drei gehören „zu den fossilen Überresten jener vormärzsündflutlichen Zeiten, wo Deutschland noch im Schatten kühler Sauerkrauttöpfe gemütlich aß, trank, dichtete, und verdaute und das übrige Gott und dem Bundestag anheimstellte.“ (1/VI) Und als „Nachklang“ nach dem Heimgang des Vaters des Scharnmaier, Fr. Th. Vischer, dichtete Eichrodt:

„Scharnmaier“ ist hinüber!
Seufzet „Biedermaier“ jetzt,
Und die Zeit erscheint ihm trüber,
Die ihm diesen Schlag versetzt.
Und es hängt auch „Biedermaier“
Welchen nicht mehr alles freut,
An die Holzwand seine Laier,
Denn es ist nun andre Zeit.

Das vom Gange der Ereignisse entzauberte Biedermaier war gestorben.

Merkwürdig ist es, daß sowohl Kußmaul als auch Eichrodt an den Folgen der Biedermaier-Lieder nicht leicht zu tragen hatten. An beiden hat sich Sauter, das Biedermaier-Urbild, wenn man so sagen will, gerächt. Es ist doch eigentlich recht bedenklich, wie Eichrodt die literarisch so erfolgreiche Sache ganz zu der seinigen gemacht hat. Trotz der Urheberschaft Kußmauls und der vielfach unverkennbaren Sauterschen Vorlagen hat er das Buch Biedermaier ohne weiteres in seine gesammelten Dichtungen aufgenommen, und dort haben sie ihren endgültigen Platz gefunden. Dies muß Kußmaul, den eigentlichen Anreger, sehr verdrossen haben. Er läßt in seinen Jugenderinnerungen durchblicken, daß er für seine „Mittäterschaft an der Entzauberung der Sauterschen Naivität“, die er als echtes und eigentliches Biedermaier bezeichnet, „durchaus habe büßen müssen.“ Und er schließt seine Betrachtung über weiland Gottlieb Biedermaier mit der bitteren Feststellung: „Seit ich Gedichte nach seinem Vorgang und Vorbild verübte, hat mich die Muse gemieden.“ (8/12,12) Auch Eichrodt selbst ist im innersten Herzen seiner humoristischen Dichtungen, trotz der großen Erfolge, nicht ganz froh geworden. In seiner Brust wohnten zwei Seelen, von seiner vielseitigen musischen Begabung hatte die literarische zwei Schwerpunkte. Unschwer ist festzustellen, daß die humoristische Seite überwiegt, daß sie den ersten Dichter ins zweite Glied stellt. Die lyrischen Karikaturen legten Eichrodt auf einen bestimmten Typ fest, ein Vorgang, den er nie korrigieren konnte. Von Jugend auf im Genie- oder Schwelgenbund des Karlsruher Gymnasiums in derlei Dingen geübt, fand die Pflege des humoristischen Liedes in der Heidelberger Universitätszeit - an diese Universität wechselten beinahe ganze Karlsruher Abitursklassen über - im Verkehr mit den alten Freunden ihren Fortgang. Er wurde von ihnen ja der Sangschwelg genannt. Bestimmend aber wurde der Erfolg, den Eichrodt mit der „Wanderlust“

hatte, ein Volltreffer sozusagen, wie er selbst bei den „Fliegenden Blättern“ nicht oft vorkam. 1846 hatte er mit einem Freund zu Freiburg auf dem Schloßberg die erste Strophe improvisiert:

Nach Italien, nach Italien
Möcht' ich, Alter, jetzt einmaligen,
Wo die Pomeranze wohnt,
Wo die wunderschönen Mädchen
Unter süßen Triolettchen
Singend wandeln unterm Mond –
Dahin, Alter, laß mich ziehn!

Diese berühmt gewordene Parodie auf Goethes Mignon-Lied „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?“ hatte ungeahnte Folgen. Nach der „Neuen Wanderlust“, der „Akademischen Wanderlust“ und der „Allerneusten Wanderlust“ schließt Eichrodt erst 1888 nach 133 Strophen den Spaß ab mit der Abschiedsstrophe:

Nach dem Himmel, nach dem Himmel
Wand'r ich aus dem Weltgetümmel,
Wo die ew'ge Wonne wohnt;
Wo die Widersprüche schwinden,
Wo sich alle wiederfinden
Und der Wahnwitz uns verschont –
Dahin leuchte mir, o Mond!

Kennel, der Biograph, bemerkt dazu: „Kurz, der Anklang den die Wanderlust fand, wurde für den Schriftsteller Eichrodt bestimmend, einmal in dem ihn das Verhängnis der Druckerschwärze überhaupt nicht mehr losließ, noch mehr aber infolge der Tatsache, daß er als Humorist aufgetreten war, und daß ihm, trotz aller Bemühungen, diese Richtung zu verlassen, die Öffentlichkeit immer nur als Humoristen kennen wollte.“ (9/35) Und Karl Gutzkow schrieb Eichrodt im Jahre 1853: „Nachdem Sie im Scherzhaften viel Treffendes gegeben, werden Sie mit Ernstem einen schweren Stand haben. Mancher wird entweder sagen: 'Machen Sie uns lachen, es erfreut uns mehr!' oder Ihrem Ernst selbst will man den Schalk wünschen und traut ihm nicht recht. „Beinahe ist man versucht zu sagen, das ist der Fluch der bösen Tat, das ist die

Rechnung des Dorfschulmeisterleins S. Fr. Sauter für die Parodierung seiner mit „Herzblut“ geschriebenen naiven Gedichte. Tatsächlich lebt von Eichrodt und Kußmaul (vielleicht abgesehen von den „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“) nichts mehr von ihrer ernsthaften Dichtung. Ihre Rangordnung in der Literaturgeschichte wird einzig und allein vom Buch Biedermaier bestimmt. Samuel Friedrich Sauter hingegen ist im Herzen seiner Landsleute immer noch lebendig und wird es noch für lange Zeit bleiben.

Literaturnachweis

1. Eichrodt, Ludwig (Hrsg.) Das Buch Biedermaier, Gedichte von Ludwig Eichrodt und Adolf Kußmaul sowie von ihrem Vorbild, dem alten Dorfschulmeister Samuel Friedrich Sauter, Stuttgart 1911
2. Eichrodt, Ludwig, Rheinschwäbisch, humoristische Gedichte, Karlsruhe 1868
3. Eichrodt, Ludwig, Lyrische Karikaturen und Kehraus Karlsruhe 1869
4. Kußmaul, Adolf, Jugenderinnerungen eines alten Arztes, Stuttgart 1922
5. Kußmaul Adolf, Politische Jugendsünden, Heidelberg 1893
6. Sauter, Samuel Friedrich, Die sämtlichen Gedichte des alten Dorfschulmeisters, Karlsruhe 1845
7. Sengle, Friedrich, Biedermeierzeit, dt. Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848, Bd. I, Stuttgart 1921
8. Böhmer, Günter, Die Welt des Biedermeier, München 1968
9. Kennel, Albert, Ludwig Eichrodt, ein Dichterleben, Lahr 1895
10. Oeftering, Wilhelm E., Geschichte der Literatur in Baden, III. Teil, Karlsruhe 1939
11. Bentmann, Friedrich, Karlsruhe im Blickfeld der Literatur, Karlsruhe 1969
12. Zirk, Otto, Ludwig Eichrodt und das Buch Biedermaier, in „Soweit der Turmberg grüßt“ Beiträge zur Kulturgeschichte, Heimatgeschichte und Volkskunde, Nr 2, 4. Jahrgang, Februar 1952
13. Reinfried, Hermann, Ludwig Eichrodt zum 100. Geburtstag, in Kunst und Wissen, literaturwissenschaftliche Beilage Februar 1927
14. Strobel, Engelbert, Ludwig Eichrodt, Manuskript
15. Hesselbacher, Karl, Silhouetten neuerer badischer Dichter, Heilbronn 1910

Der Übergang Mannheims an Baden

Hans Weckesser, Mannheim

„Die Kurpfalz, ein gesegnetes Land, zwölf Meilen in nordsüdlicher Richtung, siebzehn in ostwestlicher Richtung sich ausdehnend, mit (1775) um die 279 000 Einwohnern, die sich auf elf linksrheinische und acht rechtsrheinische Oberämter mit 46 Städten, 39 Marktflücken und 586 Dörfer verteilten . . .“ Diese in einer alten Beschreibung so vorteilhaft geschilderte Kurpfalz hörte vor 175 Jahren zu bestehen auf. Noch immer wird ihr Andenken im nördlichen Baden und nicht minder jenseits des Rheins in beredten Worten beschworen – mit einem Schuß Resignation. Indes kann nichts darüber hinwegtäuschen, daß dieser Territorialstaat, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts von der politischen Landkarte verschwunden ist, nurmehr Geschichte ist. Ein deutsches Opfer an den „kühnen Korsen“ und Kaiser der Franzosen, an Napoleon Bonaparte? Sicherlich. Aber es wäre ein unverzeihlicher Fehler zu übersehen, daß sich der absolutistische Staat, daß sich die territoriale Kleinstaaterei des 18. Jahrhunderts zu jener Zeit längst überlebt hatten.“

Als am 23. November 1802 in allen Teilen der Kurpfalz das auf diesen Tag datierte Abtretungspatent des Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern verkündet und zur selben Stunde das vom 19. November datierte Besitznahmepatent des Markgrafen Karl Friedrich von Baden proklamiert wurde, bedeutete dies nicht mehr und nicht weniger als das Ende der Kurpfalz und ihrer mehr als 650jährigen Geschichte. In der Hauptstadt Mannheim, der seit 1778 verwaisten Residenz Carl Theodors, vollzog eine badische Kommission die Zivilbesitznahme der „badischen Pfalzgrafschaft“. Das Spektakel ging nahezu lautlos über die Bühne. Das Weinen und Jammern der betroffenen Kurpfälzer wich bald dumpfer Resignation. Der Reichsdeputationshauptschluß in Regensburg, mehr ein jovial debattierender Altherren-

klub denn ein politisches, mit echten Entscheidungsbefugnissen ausgestattetes Gremium, bestätigte diese für die Kurpfälzer zunächst noch gänzlich unfaßbare Tatsache formell am 25. Februar 1803. Formell insofern, als er an einer zuvor schon in Paris getroffenen Entscheidung sowieso nichts ändern konnte. Denn in der großen, von Napoleon ausgelösten „Flurbereinigung“ im Südwesten des noch bis 1806 auf dem Papier existierenden Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation wurde nach landmannschaftlichen Zusammenhängen nicht gefragt.

Napoleon führte den Todesstoß – es sei noch einmal betont – in einen siechen Leib. Ein sich über Jahre hinziehender Auflösungsprozeß im Innern vieler deutscher Kleinstaaten wurde jetzt mit kühlem Kalkül offengelegt. Der überall gefürchtete und von den Deutschen, nicht allen Deutschen, insgeheim bewunderte siegreiche Feldherr brachte ihnen eine neue Ordnung. Zu lange absolutistisch, sonnenstaat-epigonisch regiert und auch zu rücksichtslos von den Landesvätern ausgelaut, fühlte damals wohl mancher Zeitgenosse, daß französische Soldatentiefel nur noch zertraten, was ohnehin am Boden lag. Die französische Revolution von 1789 fand jetzt diesseits des Rheins in schwachen Nachklängen, aber mit desto größerer Wirkung ihr letztes Betätigungsfeld.

1799 hatte der Korse in Frankreich das Staatsruder als Erster Konsul ergriffen. Seine Expansionspolitik griff über die eigenen Landesgrenzen rasch hinaus und manifestierte sich in immer neuen Siegen. Im Frieden von Lunéville schlossen der Kaiser in Wien und das Deutsche Reich am 9. Februar 1801 mit der französischen Republik jene Verträge, die so weitreichende Folgen für Deutschland und vor allem für die Bevölkerung beiderseits des Rheins haben sollte. Die durchgehende Rheingrenze, ein schon

vom „Sonnenkönig“ Louis XIV. verfolgte Ziel, fand jetzt Verwirklichung: Die Abtretung des gesamten linken Rheinufers von der schweizerischen bis hinauf zur holländischen Grenze wurde beschlossen und vollzogen. Der Preis für einen Frieden mit Napoleon war hoch: 1150 Quadratmeilen Staatsgebiet und nahezu dreieinhalb Millionen Staatsbürger büßte Deutschland ein. Für einen Frieden, der – wie sich erst später herausstellte – längst keiner war. Den weltlichen deutschen Fürsten – den „Gewinnern“, wenn es solche dabei überhaupt gab – wurde territoriale Entschädigung für die verlorenen Gebiete zugestanden. In Artikel 7 des Lunéviller Vertrages war es aktenkundig. Doch während man noch beim Regensburger Reichstag über das bestmögliche Entschädigungsverfahren herumstritt und um kleinliche Arrondierungen balgte, war bereits das Feilschen um größere Landgewinne in Paris in Gang gekommen.

Sigismund von Reitzenstein, badischer Gesandter in Paris, Verwaltungsfachmann par excellence und hochdotierter Minister, bewegte sich äußerst behutsam, aber desto nachdrücklicher auf dem glatten diplomatischen Parkett. Der vielerfahrene Staatsmann wußte zu sondieren, verstand zu argumentieren. Zugunsten einer wohlwollenden Neutralität Badens gegenüber Frankreich und damit Napoleons Plänen, plädierte er für einen erheblichen Gebietszuwachs. Er brachte geschickt ein zuvor über die politische Bühne gegangenes Trauerspiel in die Diskussion ein, das mit dem Verzicht des badischen Erbprinzen Karl auf seine Vermählung mit der ihm schon verlobten bayerischen Wittelsbacherin Auguste zugunsten von Napoleons Stiefsohn Eugen Beauharnais als ein wertvolles politisches Faustpfand galt. Das Opfer zahlte sich für den Karlsruher Hof aus. Denn Reitzenstein argumentierte schlüssig: Die zur Kaiserlichen Hoheit erhobene Stephanie Napoleon, nunmehr dem Erbprinzen Karl versprochen, sollte in einem „arrondierten“ Baden residieren.

Am 16. März 1802 wurde Reitzenstein deutlicher. In einer Denkschrift sprach er zum er-

stenmal die badischen Ansprüche auf einen Erwerb der rechtshreinschen Kurpfalz aus. „In diesem Land“, so notierte er, „muß man viel verlangen, um etwas zu erhalten“. Und ausdrücklich fügte er hinzu, dieser sein Vorschlag solle nur gelten, wenn sich Bayern freiwillig vom Rhein zurückziehen wolle. Und Bayern wollte, wie sein Pariser Vertreter von Cetto zu erkennen gab.

Dabei hatte Reitzenstein zunächst einmal nur hoch „gereizt“. Denn eigentlich hatte man den Breisgau gewollt. Daß für den Karlsruher Hof die rechtshreinsche Pfalz, das tief verschuldete und schwer heruntergekommene Land, immer mehr begehrt wurde, lag staatspolitisch auf der Hand: Die Pfalz war eben trotz allem „ein gesegnetes Land“. Es mußte nur saniert und endlich einmal richtig regiert werden. Das kleine Baden hatte da schon seine Erfahrungen. Und wie man weiß, wurde später das größere Baden zum „Musterland“.

Am Münchener Hof, wo seit Februar 1799 der in Mannheim geborene Kurfürst Maximilian Joseph als Nachfolger Carl Theodors regierte, zeigte man sich – wie gesagt – überraschend schnell zum Rückzug vom Rhein bereit. Aber auch Bayern wollte sich „arrondieren“, wozu ihm die benachbarten geistlichen und reichsstädtischen Besitztümer gut dünkten. Max Joseph hatte sein allergnädigstes Augenmerk schon längst auf das Bistum Augsburg, die Stadt und Probstei Kempten sowie auf alle geistlichen und reichsstädtischen Gebiete zwischen Iller und Lech geworfen. Die Kurpfalz lag ihm einfach zu fern. Für die bayerischen Kernlande war sie schon beinahe exterritorial.

In Paris nimmt der diplomatische Dialog zwischen Deutschen und Franzosen langsam, aber sicher, konkrete Konturen an. Und endlich kann der gewandte und – wie man munkelt – auch baren Geldgeschenken nicht gänzlich abgeneigte Sigismund von Reitzenstein seinem Markgrafen nach Karlsruhe vermelden, was er nach mehreren Unterhaltungen mit Minister Talleyrand erreicht hat: Baden darf sich eines unverdient großen Gebietszuwachses sicher

wissen. Bald dringt die geheime Kunde aus den Kabinetten auch in die Pfalz: Sie ist zum Geschenksobjekt eines insgesamt traurigen, wenn auch politisch kaum anfechtbaren Länderhandels geworden. In der Kurpfalz schreit man Zeter und Mordio, richtet Bitten, Gesuche und Beschwörungen nach München. Die Rufe bleiben unerhört.

Was ist nun für das kleine Baden herausgesprungen bei diesem Handel? Die Markgrafschaft von Baden-Durlach erlebt mit dem Einverständnis des russischen Zaren, der eine badische Prinzessin zur Frau hat, und natürlich mit Napoleons Segen eine unbestreitbare Sternstunde: Karl Friedrich gewinnt die rechtsrheinischen Teile der Hochstifte Speyer, Straßburg, Basel und Konstanz, die Abteien Petershausen, Salem und Gengenbach, die rechtsrheinischen Gebiete von Hanau-Lichtenberg und Lahr, die Reichsstädte Überlingen, Pfullendorf, Biberach, Gengenbach, Offenburg, Zell und Wimpfen sowie die pfälzischen Kerngebiete um Mannheim und Heidelberg mit den kurpfälzischen Oberämtern Heidelberg, Ladenburg und Bretten. Die Politik der großen Forderungen, des hohen Reizens hat sich ausgezahlt. Und sie wird noch gewinnträchtiger sein. Denn obendrein erhält Markgraf Karl Friedrich die Kurwürde zugesprochen. Am 1. Mai 1803 nimmt er sie an, und kaum ist er Kurfürst geworden, darf er von 1806 an den Titel Großherzog führen. Doch mehr – vor allem, was sich seine eifrigen Ratgeber erhofft hatten im stillen Kämmerlein – bleibt ihm persönlich versagt. Die Königswürde von Napoleons Gnaden wird nur dem württembergischen und dem bayerischen Landesherrn zuteil. Aber der weise Karl Friedrich weiß sich zu bescheiden. Denn immerhin geht es jetzt mit Baden aufwärts.

Schon am 26. Juni 1802 entzückt ihn ein Schreiben aus München. Maximilian teilt ihm darin seine Bereitschaft mit, dem genannten Entschädigungsplan zuzustimmen. Ganz eilig hat es dann Napoleon. Er will Tatsachen schaffen. Er möchte die „Mittelstaaten“ umgehend eingerichtet sehen. Am 29. August gleichen Jahres

fordert er den Markgrafen von Baden auf, solche zu fördern, indem er das Entschädigungsgebiet zumindest provisorisch, und das heißt sofort, in Besitz nimmt.

Doch Karl Friedrich hat Skrupel. Er ist sich sehr wohl bewußt, daß man bei der pfälzischen Bevölkerung nicht unbedingt auf Gegenliebe stoßen wird. Denn – allen Verzichtserklärungen aus München zum Trotz – hängen die Kurpfälzer am angestammten Hause, und der in Mannheim geborene Wittelsbacher ist ihnen – noch – immer teuer. Daran tut auch die Mißwirtschaft seiner Vorgänger in der Kurpfalz nichts zur Sache. Die Kurpfälzer sind biedere Untertanen, auf Treu und Glauben und auf den Landesvater eingeschworen.

Doch auch die Kurpfälzer müssen das Umdenken lernen. Und Maximilian Joseph wird es ihnen – sicher ungewollt – erleichtern. Denn er stellt, als er seinen Minister Montgelas dessen badischen Kollegen Edelsheim seine Verzichtserklärung auf die Kurpfalz übergeben läßt, unmißverständliche Forderungen an Baden. Wenn er, Max Joseph, sich im Interesse des allgemeinen Friedens – die Formulierung ist mehr diplomatische Floskel denn Ausdruck innerster Überzeugung – sich zu diesem Opfer entschließen, so nur dann – und jetzt spricht der Geschäftsmann – und nur unter der Bedingung, wenn der neue Landesherr alle pfälzischen Schulden übernimmt. Diese sind mit rund neun Millionen Gulden nicht eben niedrig. Und weiter: Die aus dem Privatvermögen seiner Vorgänger Carl Philipp und Carl Theodor angelegten Sammlungen in der alten Residenz Mannheim seien als Wittelsbacher Krongut zu betrachten und daher nach München zu überführen.

Wegen dieser Sammlungen kommt es zum Streit zwischen München und Karlsruhe, und es hätte nicht viel gefehlt, dann wäre daraus eine militärische Auseinandersetzung geworden. Die Ereignisse überstürzen sich gegen Ende des Jahres 1802.

Noch bevor nämlich am 23. November durch Maueranschlag das bayerische Abtretungspa-

tent veröffentlicht wird, läßt Max Joseph am 28. Oktober dem Freiherrn Ignaz von Reibeld, der als Präsident des Generallandeskommissariats der Leiter der pfälzischen Staatsgeschäfte ist, seinen Entschluß bezüglich der Sammlungen mitteilen. Dieser schickt am 8. November eine aus Stadtdirektor Rupprecht und Friedrich Casimir Medicus bestehende Deputation nach München, die einen beschwörenden Appell an den Kurfürsten richtet.

Die Sammlungen, so sagen sie, seien für Mannheim unersetzliches Kulturgut. Wie begehrt sie sind, zeigt nicht zuletzt auch eine Eingabe der Universität Heidelberg an den Kurfürsten, die vom 25. Oktober datiert. Darin begehrt die Universität von Max Joseph die Hofbibliothek, das Naturalien-Kabinett, die Instrumente des astronomischen Turmes (Sternwarte hinter der Jesuitenkirche Mannheim), des klinischen Instituts und die Statuen des Antikensaals, die einstmals Goethe so vortrefflich fand. Nur um die Gemäldesammlungen gab es keinen Streit; sie waren schon bald nach Wegzug des Hofes aus Mannheim nach München gebracht worden.

Doch der Geschäftsmann Maximilian Joseph blieb unerbittlich. Mit Ausnahme der astronomischen Instrumente des Jesuitenpaters Christian Mayer handle es sich hier nicht um Staatsgut, sondern um einen persönlichen Besitz des Hauses Wittelsbach. Wie sehr er sich um dieses sein Eigentum sorgte und gräme, zeigt der Bericht von Rupprecht und Medicus aus München, die in ihrem Brief nach Mannheim schreiben, der Kurfürst habe ihnen unter Tränen erklärt, wie er durch Bonaparte um die Pfalz gekommen sei, „und da fielen einige Seitenhiebe“, fuhren die wackeren Deputierten fort, „die sich besser mündlich erzählen als dem Papier anvertrauen lassen“.

Auf Weisung aus Karlsruhe ließ die badische Okkupationskommission am 14. November alle zu den Sammlungen führenden Türen im Mannheimer Schloß versiegeln und befahl drei Kompanien aus der Karlsruher Garnison zum Marsch nach Mannheim. Und in der Nacht zum

15. November wurden gar die Schloßeingänge militärisch besetzt. Der vielbeschworene Friede stand auf des Messers Schneide. Aus München hörte man schon deutliches Säbelrasseln als Antwort auf die badische Herausforderung. Doch dann bekam Karl Friedrich kalte Füße; die Drohungen aus München nährten seine Gewissensbisse dergestalt, daß er endlich den Einlassungen seines Geheimen Ratskollegiums nachgab und die Sammlungen „aus politischer Vernunft“ herausrückte. Rechtliche Ansprüche, so war ihm bedeutet worden, habe Baden auf die Sammlungen auf keinen Fall. Und in Mannheim lag die einstmals so berühmte Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften, die noch am ehesten einen Eigentumsvorbehalt hätte anmelden können, in ihren letzten Zügen. Und die Mannheimer Bürger? Sie fügten sich in das scheinbar Unabänderliche. Die Mannheimer waren enttäuscht und verbittert über Maximilians unnachgiebige Haltung. Er hatte ja die Kurpfalz preisgegeben. Die Sammlungen konnten dann bald nach München gebracht werden, ohne daß einer die Transporteure daran gehindert hätte. Nur die astronomischen Instrumente wurden nach Heidelberg gebracht, wo sie noch heute zu besichtigen sind. Und Karl Friedrich ließ sich sogar durch seinen Minister Edelsheim bei Max Joseph wegen des „Zwischenfalls“ in Mannheim entschuldigen.

Die Kurpfalz ist nicht erst seit diesen Ereignissen ein geteiltes Land gewesen. Das linksrheinische Gebiet kam schon 1794/95 unter französische Oberhoheit. Nun sollen sich die rechtsrheinischen Pfälzer auch damit abfinden müssen, die Flagge zu wechseln. Lange wollte man sich hierzulande nicht daran gewöhnen können, daß ein Max Joseph, von Geblüt und Herzen ein Pfälzer, sich so rasch und so berechnend seines altwittelsbachischen Stammlandes an Rhein und Neckar entledigt hatte. Ja, daß er seiner alten Residenz Mannheim und damit dem gesamten Land all das genommen hatte, was sie einst so weithin berühmt gemacht. Es schwirrten in jener Zeit manche Gerüchte durchs Land, auch ein solches, Max Joseph sei „bestochen“ wor-

den. Dazu aber hatte Baden kein Geld und Napoleon keine Veranlassung. Viel eher wahrscheinlich ist die Vermutung, wonach hinter dieser ganzen, für die Pfälzer so schmerzhaften Entwicklung das kühle Kalkül des bayerischen Ministers Montgelas gestanden habe. Offenbarte er doch in seinen „Denkwürdigkeiten“, die lange nach diesen Ereignissen erschienen, seine Beweggründe. Darin wog Montgelas die Erwerbungen der „stattlichen und wohlgelegenen Entschädigungen aus schwäbischem Besitz“ gegen die „weit entfernten und zerstreuten Besitzungen der Kurpfalz“ auf, die zudem „nicht leicht in einen Zusammenhang zu bringen waren“. Ein Blick auf den „Flickenteppich“ der alten Kurpfalz mag diese seine Behauptung bestätigen. Hausmachtpolitik und Ländertausch waren damals weit geläufigere Vokalben als heute, die „Besitzungen“ samt dem in ihnen lebenden Menschen waren nach Gutdünken austauschbar. Eine solche Handlungsweise verstieß nicht gegen die „gute Sitte“ – zumal dann, wenn der Handelnde unter einem höheren Zwang stand.

War das Jahr 1802 zum Schicksalsjahr der Kurpfälzer geworden, so erlebten sie nun 1803 die unmittelbaren Auswirkungen. Im Januar nämlich trat in Mannheim die Kommission zusammen, die den „Ausgleich“ bei der Aufteilung der ehemaligen kurpfälzischen Gebiete herbeiführen sollte. Das davon unmittelbar betroffene Staatsvolk, die rechtsrheinischen Kurpfälzer wurden nach ihren Wünschen nicht gefragt. Das „Volksbegehren“ stand nicht zur Abstimmung.

Am 9. März 1803, nur 15 Tage nach dem formellen Anerkennungsbeschluss der Regensburger Reichsdeputierten, verliert die frühere Residenz Mannheim, die letzte Hauptstadt der Kurpfalz, durch das 6. badische Organisationsedikt ihre bisherige Unmittelbarkeit und wird den Provinzialbehörden untergeordnet. Der alternde Kurfürst, Karl Friedrich von Baden, zieht am 2. Juni als neuer Landesherr in Mannheim ein, wo ihm am 7. Juni die badische Pfalzgrafschaft huldigt. Stadtdirektor Rupprecht

meinte in seiner Huldigungsrede, „die Bewohner Mannheims scheiden wehmutsvoll wie dankbare Kinder von ihrem geliebten Vater. Nur der Gedanke kann sie wieder aufrichten, daß die göttliche Vorsicht sie einem Fürsten zugewiesen, der seit einem halben Jahrhundert Glück und Segen über seine Staaten verbreitet hat“.

Karl Friedrichs Regententugenden wurden durch die Verteilung seiner „Antwort auf die Danksagungen des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft“ nun auch im nördlichen Landesteil in einem neuen Licht gesehen. Doch obgleich er bald die Herzen der Pfälzer gewann, trat er ein schweres Erbe an. Als er vor zwei Menschenaltern die Regierung in dem damals kaum 30 Quadratmeilen großen Markgrafschaft Baden-Durlach aufnahm, war es sein oberstes Ziel gewesen, ein freies, opulentes, gesittetes, christliches Volk um sich zu wissen. 1771 durch das baden-badische Erbe vergrößert, betrug jetzt im Jahre 1803 der Zuwachs nahezu 60 Quadratmeilen mit 237 000 Einwohnern und über 1½ Millionen Gulden Staatseinkünften, ein gewaltiger Zugewinn im Vergleich zum linksrheinischen Verlust von kaum acht Quadratmeilen mit 25 500 Einwohnern und 240 000 Gulden Einkünften. Das mühselige Werk, ein so verschiedenartiges Staatsvolk in einem langgestreckten Staatsgebiet zu einer Einheit zusammenzuschweißen, wäre selbst seiner hohen staatsmännischen Begabung nicht ohne die Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit seiner gut eingespielten Beamenschaft möglich gewesen. Das Kurfürstentum Baden wurde nun in drei Provinzen eingeteilt – Spiritus rector ist Geheimrat Friedrich Brauer – und einheitlich organisiert. Drei Provinzialregierungen mit Sitz in Karlsruhe, Mannheim und Meersburg wachen über die Geschicke der Markgrafschaft, der Pfalzgrafschaft und des Oberen Fürstentums.

Nach dem Frieden von Preßburg erlebt Baden erneut einen Gebietszuwachs, den wiederum Reitzenstein aushandelt: Diesmal fallen die größten Teile des Breisgaus, die Landvogtei Or-

tenau und die Stadt Konstanz an Baden. Nach der Vermählung des Erbprinzen Karl mit Napoleons Adoptivtochter Stephanie Beauharnais und dem Abschluß des Rheinbündnervertrages im Jahr 1806 gesellen sich ihm die Fürstentümer Fürstenberg und Heitersheim, die Fürstlich-Auerspergische Grafschaft Tengen, das Fürstentum Leiningen und reichsritterschaftli-

che Besitzungen hinzu. Nach der Erhebung des Kurfürstentums Baden (1806) zum Großherzogtum beenden 1810 der Erwerb der Grafschaft Nellenberg und des Amtes Hornberg den Reigen der Staatsarrondierungen, die Baden bis zum Tod Karl Friedrichs im Jahre 1811 an Umfang und Einwohnerzahl vervierfachen.

FREIHEIT

*Freiheit
Meint ihr
Sei ungebunden . . .
Glaubt mit Brüder,
Nur, was wohl gebunden,
So es ‚Stand‘ hat,
In sich ‚Allein‘
Ist wahrhaft
Frei!*

G. A. Rapp

Bad Rippoldsau mit langer Tradition

1577 – 1777 – 1977

Adolf Schmid, Freiburg

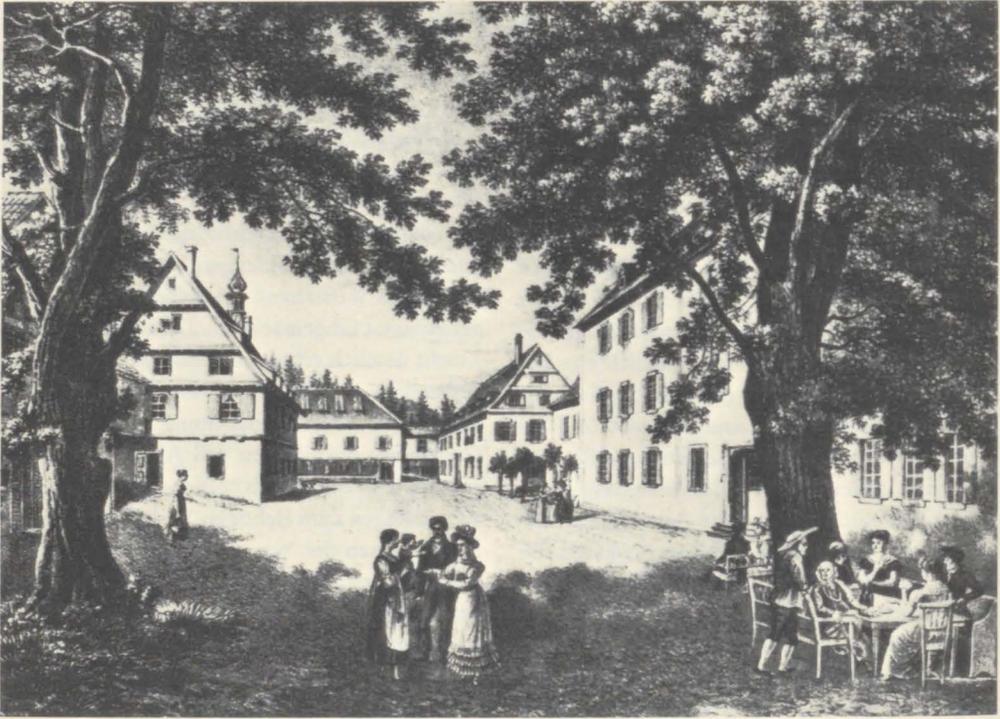
Das „verlässliche Kurtal“ im Schwarzwald (so nannte Rainer Maria Rilke Bad Rippoldsau 1913 in einem Brief an seinen Freund Anton Kippenberg) hat in diesem Jahr Anlaß genug, sich auf eine lange und stolze Geschichte zu besinnen. Gerade 1977, wo das Kniebis-Bad eine seiner entscheidenden Zäsuren erlebt und ein neues Kurzentrum seiner Bestimmung übergeben wird, scheint diese Rückbesinnung angebracht, ein Rückblick auf die Arbeit vieler Generationen, die in diesem Schwarzwaldtal mit seiner Vielfalt bioklimatischer Heilfaktoren jenen liebenswerten Geist der Gastlichkeit praktiziert haben, der auch nach manchen Rückschlägen immer wieder eine neue Zukunft ermöglichte, weil man im Rippoldsauer Tal nie das natürliche Maß ignorierte und sich gegenüber Kranken und Fremden stets mit gemüthlicher Freundlichkeit am besten verhielt.

„Nicht newlich erfunden“

1577 sei nur kurz erwähnt: In jenem Jahr hat Ulrich Geiger, „der Medicin Doctor“ aus Straßburg, im Auftrag des Grafen von Fürstenberg eine erste wissenschaftliche Analyse des „Rippoltzawer Saurbrunnens“ gemacht und darüber – nicht zuletzt auf Drängen des Badverwalters Johann Schmid – dann ein Buch geschrieben: „Gründlicher bericht in fünff theil verfasst. 1. Waß deß Saurbrunnens Ort und gelegenheit seye. 2. Waß er von Mineren für Natur und eigenschaft habe. 3. Waß sein krafft und Würckung / für welche Kranckheit er in sonderheit nutze. 4. Wann und wie der Saurbrunnen zu gebrauchen. 5. Auch wie der Mißbrauch soll verhütet werden.“ Dr. Geiger schreibt von dem „gleichwol rauwen / aber doch lustigen und gesunden Ort / hat ein zimli-

che weitte Sommerszeit / schön außsehens / gute gelegenheit der Herberg / und Narung halb / dann das Würtzhaus / daselbst / von zweyen gebeuwen und gemachen“. Dieser Brunnen sei „nicht newlich erfunden sonder von Menschen gedencken gewesen“. Das Brunnenwasser führe „in seiner vermischung mit sich / die Geistlichen Subtiliteten deß Alauns / Eisens / Vitriols und Schwebels“. Neben vielen Detailanweisungen zum richtigen Verhalten während der Kur lesen wir, was sicher noch heute zu beherzigen ist: „Man sol auch alle bewegungen / deß Gemüts / als zorn / traurigkeit / un schwernuß meiden / wo müglich allzeit ein still rüwig un frewlich Gemüth haben“. Der Text, der „auß Gnediger bewilligung seiner Oberkeit / durch Johann Schmidin Bäder daselbst begeren / in Truck verfertigt“ wurde (nämlich 1591 bei Johann Maximilian Helmlin in Rottweil) schließt: „Derohalben nit zu zweiffeln / das auch diß Rippoltzawisch heylsam Wasser meniglichen / wie bisher / also auch in künfftigem wol bekommen werde / so mans anderst nit ohn guten Rath gebrauchen / den Leib zuvor wol präpariern und Reinigen / als dann solches lang gnuog neben einer Ordentlicher Dyet Frisch auß der quellen Trincken / und in innerlichen gebrechen deß Badens sich enthalten würt.

Welches der getrewe Gott einem jeden so solches recht begert / Gnediglich verleihen wölle“. Ulrich Geiger, „der Arztney Doctor und Stattarzet zu Straßburg“, ist für uns die wichtigste Quelle über das Rippoldsauer Badeleben in früherer Zeit neben Tabernaemontanus (Dr. Johann Theodor aus Bergzabern) mit seinem Buch „Newer Wasserschatz“ (1584), wo er in einem imponierenden Kapitel „Von dem Ribelsawer Sawerbrunnen und von seiner krafft und wirckung“ viel Rühmenswertes erzählte, und ne-



„Ansicht des Sauerbrunnens Rippoldsau von der Promenade gezeichnet, bey Birmann und Söhne in Basel. Lithographie von A. Merian“ (etwa 1828)

ben dem Villinger Abt Georg Gaisser, der 1626/27 Prior im Klösterle St. Nikolaus in Rippoldsau war und in seinem ausführlichen Tagebuch uns Anteil nehmen läßt am damaligen Zeitgeschehen und buntbewegten Kurbetrieb.

Ab 1777: Goeringer-Bad

200 Jahre sind es nun gerade her, daß die Fürstenberger den Vertrag mit ihrem Rippoldsauer Badpächter Franz Jakob Wengler aus Straßburg aus guten Gründen nicht mehr verlängern wollten und einen zuverlässigen Mann für „ihr“ Schwarzwaldbad suchten und fanden: Franz Xaver Goeringer aus „Bühl aus dem Markgraf-Badischen“. Es begann damit die Geschichte einer Hotelierfamilie, die für den ganzen Schwarzwald fast einmalig sein dürfte: Rippoldsau wurde zum GOERINGER-Bad und blieb es bis in unser Jahrhundert.

Franz Xaver Goeringer (1749–1818)

13 Geschwister hatte der am 6. 2. 1749 geborene Franz Xaver Anton Goeringer, dessen Vater in Bühl/Bd. Metzger, Wirt, Küster und Gemeinderat war. Im „Salmen“ in Baden-Baden arbeitete er in jungen Jahren als Kellner, im Sommer 1777 als „Glasfaktor auf der Herrenwieß“. Der Chef der Fürstlich-Fürstenbergischen Verwaltung, Baron von Lasolay, lernte Goeringer in „Baden“ kennen und ermunterte ihn, sich als Pächter im Fürstenbergischen Bad Rippoldsau zu bewerben. Er befolgte den Rat, stellte aber die Bedingung, den Pachtvertrag auf mindestens 16 Jahre abzuschließen, weil sich wegen weniger Jahre „die Mühe nicht lohne, sich auf ein solches Guth einzurichten“. Das Programm für seinen Erfolg hat er in seinem Bewerbungsschreiben sehr einfach umschrieben: „Die gute Bedienung ist das einzige Mittel, Rippolzau

wieder berühmt zu machen, und Gäste anzulocken“. Goeringer schloß sein Schreiben: „Wohin ich mich, und zu ferneren höchsten Hulden und Gnaden unterthänigst empfehle in tiefster Ehrfurcht ersterbender Euer Hochfürstlichen Durchleucht Meines gnädigsten Fürsten und Herrn Herrn unterthänigsthor-samster Xavier Göringer von Bühl“. An Martini 1777 schlossen die F.F.-Hofkammer und Goeringer den Vertrag, zunächst bis 1789, dann auf 20 Jahre verlängert, in einem weiteren Abschluß auf 40 Jahre ausgeweitet.

1780 hat Goeringer die Wolfacher Apothekers-tochter Catharina Sturmlechner geheiratet; 13 Kinder garantierten den Bestand und die Zukunft der Goeringer-Familie. Mit Franz Xaver Goeringer begann für das Bad Rippoldsau die „neue Zeit“, das Generationenwerk einer Familie. Zähigkeit und praktische Vernunft zeichnen schon diesen ersten Goeringer aus; seine Initiativen wurden beispielgebend für seine Söhne und Enkel. Sein Wille, der Wille aller Goeringer, schien unbeugsam. Die Überzeugung von der Heilkraft des Wassers und der Wirkung der Wasserkuren verband sich mit cleverem Geschäftssinn und viel Lebensklugheit. Denkt man sich zurück in die turbulenten Jahre nach der Französischen Revolution, die auch das stille Schwarzwaldbad mit vielen ungewohnten Ereignissen überraschte, bleibt die uneingeschränkte Achtung vor einem großartigen Lebenswerk. Es war nur konsequent, daß Franz Xaver Anton Goeringer – 1817 – den Ertrag seiner Mühen und Tatkraft seiner Familie, seinem Sohn erhalten wollte. Er erreichte einen neuen Pachtvertrag, starb bald darauf, herausgerissen aus einem arbeitsreichen Leben (1818). Sein Weitblick und seine Tatkraft waren wohl entscheidend für die weitere Entwicklung von Bad Rippoldsau.

Franz Xaver Goeringer junior (1783–1821)

Jakob Wegbecher, „Doktor der Medizin und Physikus des Kinzigthales“ und Frau Maria Magdalena Sandhaas aus Wolfach hat Pater Theodor Mayer als Taufpaten des Franz Xaver

Anton Theodor Goeringer im Taufprotokoll des „Klösterle“ in Rippoldsau notiert. Franz Xavers schulischer Bildungsweg war gewiß ungewöhnlich für einen Rippoldsauer Buben. Nach dem Elementarunterricht zeigte er sich so interessiert und begabt, daß er schließlich auf das Donaueschinger Gymnasium geschickt wurde. Dort finden wir unter den Preisträgern z. B. des Jahres 1796 auch „Goeringer Xaverius, Rippolsaviensis“. Eine gute Allgemeinbildung dürfte er also mitgebracht haben, als ihn sein Vater in die vielfältigen Aufgaben des Badbetriebs einführte. 33 Jahre war er alt, als er im Mai 1816 die Wolfacherin Maria Magdalena Krausbeck heiratete. Zwei Jahre später übernahm er nach dem Tode des Vaters die Pacht des Rippoldsauer Fürstenbergischen Besitzes. Es war ein glücklicher Zufall, daß Fürst Karl Egon wie kaum ein anderer Fürstenberger an der Entwicklung des Rippoldsauer Bades interessiert war. Mit dem Bau einer modernen Brunnenhalle hat er seinem neuen Pächter 1820 die Arbeit und den Erfolg leichter gemacht.

Aber für den gerade erst 37jährigen Franz Xaver Goeringer kam alles zu spät: „Den zwey und zwanzigsten Februar Mittags 3 Uhr starb in einem Alter von beynahe 38 Jahren der hiesige Bürger und Badwirthschaftsbeständer Xaverius Franciscus Anton Theodor Göhringer. Die Bestattung zur Erde geschah durch Unterzogenen 25. Febr. Morgens 9 Uhr. – Zeugen sind Johann Nepomuk Heizmann, Brunnenmeister, und Johann Georg Armbruster, Seebachbauer, von hier. Rippoldsau, d. 25. Febr. 1821. Probst, Pfarrer“.

Balthasar Goeringer (1795–1865)

Ein sehr früher Tod ereilte also 1821 den ältesten Sohn und direkten Erben des ersten Goeringers Franz Xaver. Seine Nachfolge als Badpächter trat der jüngste Bruder, Balthasar, an. Ein Jahr später, am 18. März 1822, heiratete er die Witwe seines Bruders, M. Magdalena Krausbeck; sie brachte in diese Ehe auch zwei Kinder des älteren Bruders mit: Friedrich, ge-



Hotelier Otto Goeringer (links) und Heinrich Hansjakob (rechts) in Bad Rippoldsau (1903)

boren am 23. März 1817 und die um ein Jahr jüngere Stephanie.

Balthasar ließ von vornherein kaum Zweifel aufkommen: Der Pachtvertrag sollte den Übergang des „Bades“ in privaten Besitz vorbereiten. Fast zwei Jahrhunderte lang – seit 1648 – waren die Fürstenberger (als Nachfolger des Klosters St. Nikolaus in „Rippoltesowe“) Badbesitzer gewesen. 1824 verkauften sie „das Cameralgut Rippoldsau – da es mehr Schaden als Nutzen der Fürstlichen Herrschaft bringt – um eine Summe von dreißig-tausend Gulden . . .“. Der Verkauf an Balthasar Goeringer war freilich verbunden mit der moralischen Bedingung, „nach Kräften für die zeitgemäßen Verbesserungen seines neuen Eigenthums zu sorgen“. Am 31. Dezember 1824 brach somit eine neue Epoche in der wechselvollen Geschichte des Kniebis-Bades an. Balthasar Goeringer war auch maßgeblich beteiligt an einem andern für Rippoldsau entscheidenden Ereignis: Am 3. Dezember 1824 meldete das Staats-

und Regierungsblatt des Großherzogtums Baden die Lösung aus dem Vogteiverband Schapbach und die Gründung einer selbständigen Gemeinde Rippoldsau (diese Selbständigkeit hatte genau 150 Jahre Bestand, 1974 kam es wieder zur politischen Ehe von Bad Rippoldsau-Schapbach!). Langwierige Verhandlungen waren notwendig gewesen; hartnäckig verfolgten die Rippoldsauer Vertreter die Interessen der etwa 700 Bewohner (in 78 Familien) im oberen Tal, Balthasar Goeringer war die treibende Kraft.

Rippoldsau bekam gute Verbindungen: 1822 wurde begonnen, die Straße über den Kniebis ins Renchtal zu bauen, nach Plänen von Tulla (1826 fertiggestellt). 1834 wurde auch die Verbindungsstraße von Freudenstadt zum Kniebis fertig, so daß sommers die Gesellschaftsfahrten zwischen Rippoldsau und Baden-Baden zweimal wöchentlich durchs Murgtal und Freudenstadt über den Kniebis führten. Für Briefpostverbindung war täglich gesorgt . . .

Mit größter Sorgfalt kümmerte sich Goeringer natürlich um seine Quellen, deren Analyse und Vermarktung. 1830 wurde die Leopoldsquelle am unteren Ende der Lindenallee (wieder)entdeckt und gefaßt. Die Gästezahlen steigerten sich kontinuierlich. Zur Begrüßung wie zum Abschied ließ Balthasar fast regelmäßig Blumen überreichen an die Demoiselles und Particuliers, an die Vertreter des europäischen Hochadels, an Offiziere, Professoren, Künstler. Die „Perle der Kniebisbäder“, wie man den idyllischen Badeort immer häufiger nannte, wurde durch Balthasar Goeringer zu einem recht exklusiven Treffpunkt der europäischen Gesellschaft: Victor Hugo, Nikolaus Lenau, Berthold Auerbach kamen als Gäste; eine Fülle von „Bad-Literatur“ mehrte den guten Ruf Rippoldsaus, die Presse unterstützte Goeringers Geschäfte sehr wirksam.

1847 – 3 Jahre nach dem Tode seiner Frau Magdalena – übergab Balthasar den Badbesitz seinem Stiefsohn Friedrich. Er selbst sorgte dafür, daß der Übergang reibungslos verlief. In allen wichtigen europäischen Sprachen wurden an-

lächlich der Übergabe die neuesten Analysen von Prof. Dr. Will aus Gießen publiziert. Einige Jahre später übernahm Balthasar Goeringer in Wolfach das „Funkenbad“ und brachte es zu neuer Blüte, bis er 1865 starb. Er wurde bestattet in der Rippoldsauer Familiengruft der Goeringer, die er selbst gestiftet hatte.

Johannes Friedrich Goeringer (1817–1872)

„Den drey und zwanzigsten Merz 1817 Morgens 9 Uhr wurde gebohren, und ungefehr Mittag drey Uhr getauft Johannes Fridrich Göhringer ehlich erzeugtes Kind des jüngeren Xaver Göhringer, und der Frau Maria Magdalena Krausbeck von hier.

Taufpaten sind der hiesige Fürstenbergische Revierförster Herr Johannes Fürst und die Apolonia Armbruster Ehefrau des Joh. Georg Armbruster Bauer im Seebach, der hiesigen Pfarrey“.

Dieser Taufeintrag stammt wieder von Pfarrer Probst. Es war unbestritten, daß der einzige Sohn das Baderbe antreten sollte; er übernahm es im Alter von 30 Jahren. Seine Schwester Stephanie, verheiratet mit dem Wolfacher F.F.-Forstinspektor von Hetzendorf, wurde mit 32000 Gulden abgefunden. Sieben Kinder schenkte ihm seine Frau Maria Barbara, geb. Bacheberle aus Freiburg.

Friedrich hat 1847 ein blühendes Unternehmen übernommen; durch seine dynamische Rührigkeit und seine gewinnende Zuvorkommenheit erlebte das Bad Rippoldsau einen weiteren Aufschwung. Er hat es vielleicht noch geschickter verstanden als sein Stiefvater Balthasar, für Rippoldsau zu werben, seine natürlichen Vorzüge anzupreisen. Mit raschen Entschlüssen und fester Hand gestaltete er eine Entwicklung von erstaunlicher Art, eine glanzvolle Epoche für das Schwarzwaldbad. Schlau und energisch waren seine Unternehmungen, begleitet vom Glück des Tüchtigen. Fachliches Können, Menschenkenntnis und Geselligkeit waren sein bestes Kapital; die weltläufige Sicherheit des Grandseigneurs, das Selbstbewußtsein des Erfolgreichen kennzeichneten seine imponierende

Persönlichkeit. Es ist ohne Übertreibung zu notieren: Das Bad Rippoldsau wurde unter Fritz Goeringer zu einem weltweit bekannten Badeort. Fritz Goeringer begrüßte in diesem abgelegenen Schwarzwaldort Besucher und Gäste aus aller Welt. Immer häufiger kamen „Curanten“ aus den USA, immer zahlreicher wurden die vornehmen Familien aus Petersburg und Moskau, die oft zwischen Baden-Baden und Rippoldsau pendelten. „Baden“, die capitale d'été, war für Friedrich und die Lebensart in seinen Kuranstalten ein leuchtendes Beispiel.

1864 wurde mit dem (neuen) „Fürstenbau“ begonnen. Die glänzenden Analysen des Chemikers Prof. Bunsen waren für Goeringers Werbung eine Fundgrube. Der Badearzt Dr. Feyerlin – später Rippoldsaus Ehrenbürger – berichtete alljährlich in Fachzeitschriften über Rippoldsaus Heilquellen, veröffentlichte selbst mehrere Bücher über Rippoldsau. Der Schwarzwaldort hatte Gäste, die selbst wieder in ganz Europa Rippoldsau in Bild und Schrift zu noch größerer Bekanntheit verhalfen: Der Schweizer J. Sprüngli z. B., der 1857 mit seinem ALBUM FÜR RIPPOLDSAU ein köstliches Denkmal setzte; J. V. von Scheffel, der dem Schwarzwaldbad zwei prächtige Geschichtsbilder gewidmet hat. Die badische großherzogliche Familie verbrachte immer wieder Ferien im Wolftal, um sich dort mit den Vertretern des europäischen Hochadels zu treffen. Künstler wie Brahms, Bruch, Rheintaler, Simrock kamen ebenso zur Kur wie Paul Heyse und Ferdinand Freiligrath.

Für alle diese Menschen, für die Gesellschaft des Adels, des Geistes und des Geldes, aber auch für einfache, kranke Zeitgenossen war Friedrich Goeringer ein guter Gastgeber.

„Friedrich Goeringer Erben“

6 Kinder waren erbberechtigt, als Friedrich 1872 – gerade 55jährig – in Meran starb. Die 4 Schwestern übertrugen die Geschäftsführung den beiden Brüdern Friedrich (geb. 1852) und Otto (geb. 1853). Für beachtliche Summen lie-



Planskizze des neuen Kurzentrums mit Kurklinik und Sanatorium Bad Rippoldsau

ßen sich die Schwestern Marie, Clara, Anna und Emma ihren Mitbesitz abkaufen.

Nach dem deutsch-französischen Bruderkrieg traf sich wieder alljährlich – fast ungestört bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges – die „gute Gesellschaft Europas“. Der ältere Bruder Friedrich verständigte sich 1884 mit Otto über seinen Erbteil, zog in die Schweiz und wurde Direktor eines Lungensanatoriums in Davos.

Otto Goeringer (1853–1920)

Der kleine Otto war als fünftes von sieben Geschwistern aufgewachsen. Gerade 6jährig verlor er seine Mutter. Nach der Grundschulzeit in Rippoldsau kam er auf eine Privatschule nach Weinheim/Bergstraße und blieb dort, bis die Schule bei Ausbruch des Krieges 1870/71 geschlossen wurde. Otto war noch zu jung, um selbst in den Krieg zu ziehen. Nach dem Frie-

densschluß freilich begann er bald seine Militärzeit als „Einjähriger“ im elsässischen Colmar und brachte es immerhin noch bis zum Leutnant der Reserve. Aber inzwischen ging es nicht mehr um die militärische Karriere: Seit 1873 lebte das Bad Rippoldsau von Ottos Energie und Initiative. Gute Freunde der Familie unterstützten ihn: Dr. Feyerlin z. B. und auch Männer wie Heinrich Hansjakob, der dem „hotelier du premier rang“ manches anerkennende Wort ins Stammbuch schrieb.

Unter Otto Goeringer bekam der Badbetrieb noch einmal neue Dimensionen. Modernste balneologische Errungenschaften wurden zu Glanzstücken der Werbung. 1909 bekam das Goeringer-Bad sein erstes Hallenbad. Wieviele deutsche Großstädte verfügten damals über diesen medizinischen bzw. sportlichen Fortschritt? Dazu kam im selben Jahr das Promi-

nentenhotel „Villa Sommerberg“. Im wöchentlich erscheinenden FREMDENBLATT FÜR DEN KURORT BAD RIPPOLDSAU erschienen Gästelisten, Wandervorschläge, heimatgeschichtliche Betrachtungen, Werbung für „Rippoldsauer Kostüme“, für „Manicure-Ondulation-Shampooing“ im „Internationalen Bazar“. Das „höchstgelegene Stahl- und Moorbad Südwestdeutschlands“ bot seine Tennisplätze, Croquet-Möglichkeiten, seine Forellenfischerei und Schießstände geschickt an.

Aber in diesem Bad Rippoldsau war Otto Goeringer schon vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges nicht mehr Alleinbesitzer; der Familienbesitz wurde in eine AG umgewandelt. Die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung war doch stärker als der unternehmerische Elan und der aufopfernde Eifer Goeringers. Das Jahr 1913 brachte freilich dem Badeort noch einmal 25 024 Übernachtungen, aber dann war der Rückschlag umso härter. Das Eingeständnis, aus eigener Kraft nicht mehr weitermachen zu können, muß dieser kraftvollen Persönlichkeit schwer gefallen sein, zumal die politische und militärische Katastrophe, der Deutschland entgegen ging, auch das ganz persönliche Weltbild des leidenschaftlichen Patrioten Otto Goeringer zerstörte.

In der Erinnerung vieler wird Otto Goeringer fortleben als der vorbildliche Gastgeber mit dem natürlichen Gespür für individuelle Gast-

lichkeit, als Hotelier mit fast diplomatischem Geschmack und immer ansteckender Fröhlichkeit. Am 6. Januar 1920 – es war der Geburtstag seiner zweiten Frau Julie – starb Otto Goeringer einen schnellen und überraschenden Tod durch Herzlähmung.

In den Wirren der Nachkriegszeit, im Finanzdschungel der Inflation zerfiel der Familienbesitz endgültig. Mit einem unbedachten Federstrich, mit einer Unterschrift zum fatal falschen Zeitpunkt (6. März 1922) verkaufte Frau Julie Goeringer die Aktienanteile der Familie – der Fleiß und der Erfolg von Generationen war in wenigen Monaten zunichte gemacht.

Goeringer-Tradition blieb natürlich auch bei der Bad-AG die Richtschnur, im „St. Luitgard-Stift“, bei „Mineral- und Moorbad Rippoldsau e. V.“ Es waren nun freilich nicht mehr die Gäste mit den international bekannten Namen, der „Sozialkurgast“ kam ins Bad Rippoldsau.

Heute steht das Kniebisbad vor einer neuen Zukunft: rationalisiert, modernisiert, betoniert. Ob es noch so behaglich ist, so natürlich, so liebenswert wie im „alten Bad“, dieses Urteil überlassen wir anderen, den Gästen, der Zukunft. Zu wünschen bleibt, daß man auch im neuen Bad dem Geist der Gastlichkeit treu bleibt, der der Rippoldsauer Hotelierfamilie Goeringer über Generationen hinweg Verpflichtung war.

Rosen

Sonnengoldner Farbenschimmer
mich in warmes Träumen hebt,
wenn durch's mittägliche Zimmer
Mir ein Duft von Rosen schwebt.

Atmend strömen sie ihr Wesen
wundersam und schwer,
in der Süße auserlesen,
in den Bannkreis um mich her.

Eine weiß sich kaum zu fassen,
ihrer Schönheit voll bewusst, –
ach, sie kann es ja nicht lassen, –
duftet – duftet voller Lust.

Ganz von Wonne nur umgeben
sie die tiefsten Düfte gibt,
um noch einmal aufzuleben,
trunken in sich selbst verliebt.

Ida Pfeifer-Hofmann

Das Gengenbacher „Bergle“

Joseph Göppert, Niederwasser

Es ist ein merkwürdiger Buckel, das Bergle, noch etwas höher als die 75 Meter des Kirchturms, und jede Blickrichtung zeigt es in anderer Gestalt, aber die Sonne hat es gern – im Sommer flatiert sie ihm mit dem ersten Augenblick und bleibt ihm treu, bis sie jenseits der Rheinebene verschwinden muß – und die Kurgäste haben es gern und die Frommen und alle, denen der prächtige Erdenwinkel zu Füßen des Bergles ans Herz gewachsen ist. Diesen merkwürdigen Buckel kennt man im Grund nur flüchtig, und so wollen wir ihn etwas genauer anschauen, seine Lage, seine Geschichte, seine geistige Welt. Zu diesem Behelf kann man in Archiven und Büchern studieren, man kann aber als Anfänger einfach diesen Aufsatz in die frische Luft mitnehmen, aufs Bergle, und entweder den direkten, aber steilen „Stäffeleweg“ wählen oder einen der geruhsamen, aber umständlichen Wege, die Mühe wird belohnt durch Landschaft und Geschichte.

I. Der Blick vom Bergle

Vis-à-vis, über dem Kinzigtal drüben, geht der „Südliche Schwarzwald“ zu Ende. Er steigt vom breiten Steinfirst (602 m) über die Windeck (416 m) zum Bellenwald und dann zur Rheinebene hinab, und dort präsentiert uns bei Sicht der flache Horizont das Straßburger Münster. Elgersweier, die Hochhäuser Offenburgs und das beginnende Ortenberg lenken den Blick herüber zu den Reben und zum Schloß, das freilich im Stil der letzten Jahrhundertwende prangt, als Burg der Ortenauer Vögte zeigte es sich einfacher und wehrhafter. Ab Ohlsbach ziehen lange Berggrücken nach Osten, bis sie mit ihren engen Tälern am Waldriegel der Moos anstoßen. Das Bergle selbst, Ende eines solchen Grates, in sich ein kleiner Komplex, geht mit seiner Nordseite ohne Verschnaufpause steil hinab ins Oberdorf, während sich ostwärts die

sanfte Senke bis zur Eckkapelle jäh zum Rempeck hinaufschwingt. Die Südseite neigt sich in die breite Bucht der Schneckenmatt, und der südwestlich aufsteigende Hang „Kastelberg“ bietet über den Haigerach hinüber dem Kloster die „Stirn“. Der Platz wird beherrscht von einem mächtigen Kreuz aus rotem Sandstein und mahnt eindringlich zum Frieden; die Eintragung der Kriegsschauplätze, an denen Gengenbacher gefallen sind, zeigt die ganze Sinnlosigkeit eines Weltkrieges.

Bahn, Kinzig und Straße ziehen die Linien des Tales nach. Wie schräg gestellte Kulissen trennen bewaldete Hänge kleine Buchten. Die breite Mündung des Harmersbaches stoppt diese Regelmäßigkeit. Seit 1950 wagt sich auch die Stadt über die Brückenhäuser hinaus ins freie Feld; ihr Südrand „erfreut“ mit der Einmaligkeit eines Fabrikschornsteins. Die Industrie findet sich im Nordwesten zusammen unter Schonung des Mutterhauses der Franziskanerinnen (kleiner Kirchturm), des Krankenhauses, des Friedhofes (wuchtiger Turm der Martinskirche) und des locker bebauten Nollens. Wie auf einem Reißbrett läßt sich von oben die rings ummauerte alte Reichsstadt einsehen. Die Stadttürme, das Rathaus (freilich von rückwärts), am meisten aber die ehemalige Benediktinerabtei mit dem Geviert ihrer Bauten und ihrem herrlichen barocken Turm treten stark hervor.

Die ausgezeichnete Lage gibt dem Bergle seine Bedeutung.

II. Aus der Geschichte des Bergle und seiner Kapelle

„Kastelberg“ erinnert an castellum (befestigtes Lager der Römer). Zur Planung der Römerstraße durch das Kinzigtal (Straßburg – Rottweil a. N.) gehörte auch das Bergle. Wahrscheinlich war auf dem Gipfel der Votivstein



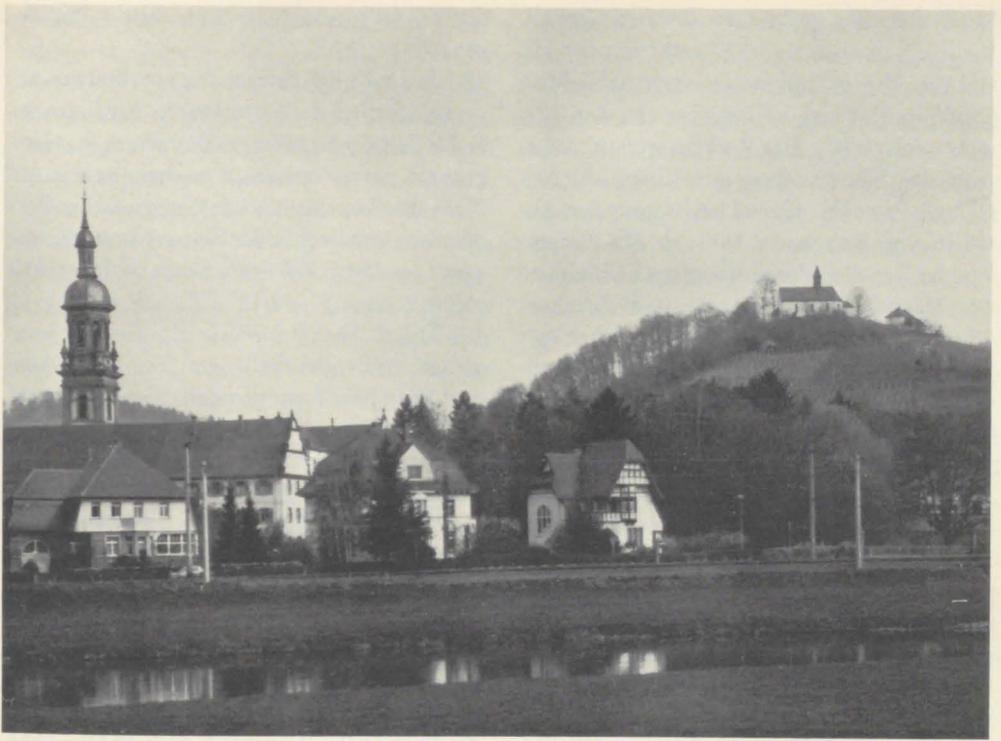
Gengenbach vom Berglesrain

„J. O. M.“¹⁾ eines Baebius und seiner Söhne (Landesmuseum Karlsruhe); klar liegt ein Münzenfund am Südwesthang, Nähe Kindergarten. Die weite Streuung römischer Funde in Gengenbach und nächster Umgebung verhindert bis jetzt die Festlegung eines zentralen Platzes.

Nach dem Sieg der Franken über die Alemanen entstand eine Martinskirche. Das Bergle taucht nicht auf.

Im Gebiet des späteren Benediktinerklosters erinnern Einzelheiten an irische Mönche, z. B. wird als erster Patron der Kapelle der den Iren vertraute Apostel Jakobus d. Ä. genannt. In köstlicher Mischung von Latein und Deutsch schreiben Urkunden 1289 und 1294 von der „capella s. Jacobi in monte Castelberg“. 1681 bemühen sich Abt Placidus Thalmann und sein Prior Hieronymus Ziegler um eine Totalreparatur des Heiligtums. Nur ein Großteil der

Nordwand bleibt; durch die neuen Wände entsteht ein größerer, lichter Raum. Gleichzeitig beauftragen sie den Holzschnitzer Johannes Schupp und den Faßmaler H. C. Tober, Schwiegervater des Schupp, alles Villinger, für eine Jakobusstatue. Es wird ein wetterharter Pilger mit Hut, Muschel und Stab²⁾. Auch ein Bischof wird bestellt, ebenfalls bei Schupp, mit Mitra, Rochett, Pluviale und Krummstab, das Antlitz vergeistigt. Ein barocker Kupferstich der Abtei nennt ihn Apollinaris. Gemeint ist der Glaubensbote für Ravenna, gemartert um 200. Wir begegnen ihm in Sant' Apollinare in Classe und in Sant' Apollinare nuovo. Niederrotweil/St. Michael (Kaiserstuhl) beherbergt ebenfalls Jakobus und Apollinaris. Diese Kirche gehörte ursprünglich zur Abtei St. Gallen; irische Tradition wäre nicht ausgeschlossen. Von Patrick, dem Apostel der Iren, ginge der Weg über Germanus von Auxerre, der höchst wahr-



Gengenbach, ehemalige Abtei mit Kirchturm und „Bergle“

Foto: Joseph Göppert

scheinlich Patricks Lehrer war^{2a}), nach der Kaiserstadt Ravenna, wo Germanus oft in den Sorgen Galliens vorsprach.

Zur vollen Parallele fehlt unserem Bergle St. Michael. Wir finden ihn am gleichen Höhenzug, aber hinten im Haigeracher Tal, rechts auf einem Hügel, in der Michaelskapelle. Etwas weiter, vom jetzigen Waldparkplatz bergauf, heißt es „Im alten Gengenbach“. Da treffen sich auf einer Waldwiese zwei Bächlein; das linke geht an den alten Erzgruben vorbei, und aus dieser Ecke kommen wohl Namen und Wappen Gengenbachs: der springende Salm im sprudelnden Bach unterhalb der Gänge; freilich die Stollen sind verschüttet und kein Lachs wagt sich mehr den „sauberen“ Rhein herauf. Für die Bindung Michael – Iren bietet in der Orte-

nau das Patronat des Erzengels Michael über die Abteikirche Honau das Beispiel.

1520 lesen wir – ohne Abschaffung des bisherigen Titels – eine neue Bezeichnung: „kirch uff dem berg . . ., die sant Einbettenberg genannt wird“. Mit Einbeth allein läßt sich wenig anfangen, aber „Einbeth, Warbeth, Wilbeth“ kann für konstruktive Phantasie gefährlich werden. Gewiß kannten die Germanen drei Nornen, die Kelten drei Schicksalsfrauen, die Griechen drei Parzen, die Römer drei „matronae“, aber um das geht es hier nicht, auch nicht um die drei Märtyrerinnen Fides, Spes, Caritas (Kloster Eschau), sondern um drei in Straßburg beige-setzte Jungfrauen (Kirche Alt-Sankt-Peter). Die Verehrung der heiligen Einbeth greift weit um sich (u. a. Schweiz, Niederrhein, Bayern, Südtirol), aber nie und nirgends bestritt man der

Straßburger Kirche das Grab dieser Heiligen³). Vielleicht standen sie in Kontakt mit der Hl. Aurelia, der in frühmerowingischer Zeit in Straßburg eine kleine Kirche geweiht war, aber nicht mit Ursula⁴). Des Merkens wert ist, daß es wohl den Einbetheberg gibt, aber nicht Einbethe als Patronin. Einmal hat es zwar den Anschein eines Patronates, 1681, als Abt Placidus von der Kapelle „der hl. Jungfrau Einbethe und der Märtyrerinnen Perpetua und Felizitas“ schreibt. Daß es nicht als Patronat gemeint war, zeigt das damals bestellte Altarbild: Oben Dreifaltigkeit, darunter rechts Perpetua und ihr Sohn, links Felizitas und ihr neugeborenes, fest eingewickeltes Kind, dazwischen Bergle und Abtei im Zustand von 1681, aber nichts von Einbethe. Die großen zeitlichen Lücken der Einbetheverehrung in Gengenbach erklären sich aus dem Kontakt der Abtei mit Straßburg, besonders ab 1438 nach dem Erwerb eines Klosterhofes in der Straßburger Kalbsgasse; z. B. um 1500 zeichnete die Stadt Straßburg Wunder der heiligen Jungfrauen auf⁵), Gengenbach nennt Einbethe 1520; 1646 belebt eine Übertragung der Reliquien die Verehrung in Straßburg, in Gengenbach 1681.

Perpetua und Felizitas haben am 7. März 203 als Mütter ihr Martyrium erlitten⁶). Der Bericht darüber gilt als zuverlässig. Die beiden Blutzugewinnen gaben weder dem Berg noch der Kapelle je ihren Namen. Junge Mütter liebten das Altarbild, vor allem die zwei Kinder, obschon der Martyriumsbericht erwähnt, die Kinder seien durch Angehörige und Bekannte gut versorgt worden.

Von der hl. Einbethe beherbergt das Bergle keine Statue und kein Gemälde. Zu den aus Holz geschnitzten Werken der Barockzeit gehören noch: der hl. Joseph mit Jesuskind, der am besten zum kräftigen Berglewind paßt; er steht fest im Sturm. Antonius von Padua gehört ganz dem Heiligen Kind, das er tragen darf. Ein Werk Schupps? Barock ist auch das Kreuz im Chorbogen und – später – das Kreuz im Gebälk

der Vorhalle, noch barock; vielleicht Winterhalter?^{6a})

19 Jahre nach der Erwähnung von Einbethe datiert ein Stein in der Nordmauer. 1539 liegt aber in der Zeit der Straßburger Bemühungen, Gengenbach protestantisch zu machen, liegt in der Nähe des Katechismus der Gengenbacher Prädikanten und liegt in der Zeit größten Niedergangs der Abtei: Arbeit am Bergle im Jahre 1539 bleibt Rätsel.

1717⁷) ließ Pater Prior Cölestin Weipert, Verwalter der Berglekapelle, am Weg vom Oberdorf herauf die Stationen der „Sieben Schmerzen“ errichten. Mitten zwischen ihnen, am Sattel, der Oberdorf und Schneckenmatt trennt, steht die Eckkapelle mit dem Kreuz und dem hl. Dominikus. Als Abschluß des Stationenweges, nördlich der Kirche, läßt eine winzige, jetzt demolierte Kapelle ein: im Vorraum ein Ölbild der Kreuzigung (zerstört) und links hinter einem ganz niedrigen Zugang das Heilige Grab, darin die holzgeschnitzte Figur des Heilands, an der Wand gemalte Engel mit Spruchband, das Ganze beleuchtet durch das rote Glas oben in einer Rundöffnung der Westwand.

Selbstverständlich kommt das Bergle nicht unberührt durch die Spannungen zwischen Kloster und Stadt. Es findet sich freilich auch mancher Anlaß zum Schmunzeln. So erfahren wir vom guten Pater Coelestin, der einen „Wald Bruder“ oben anstellen will, aus „der Reichs Statt Gengenbach Raths Protokoll ab dato 22. May 1719“: „Weillen Herr P. Prior ein friedliebend mann und die Wahlfahrt in besten Ruhm zu bringen suchet“, wird ihm der Wald Bruder genehmigt, so lang dieser sich wohl hält. „In praesentia Herrn R. Schultheißen“ soll er die Verhaltensvorschriften erfahren, „insonderheit daß er keinen Einzigen Menschen bey sich beherbergen solle, widerig fahls alle tag feuerabend sein solle.“

Daß 1747 eine Außenkanzel angebracht wird, läßt sich ungezwungen als Zeichen verstehen, daß die Wallfahrt blühte. Dabei dürfen wir nicht vergessen: das Bergle war nicht die einzige

Wallfahrt der Abtei Gengenbach. Ihre Sorge galt genau so der großen Wallfahrt „Maria zu den Ketten“ in Unterharmersbach an der Grenze zu Zell a. H., heute noch lebendig.

Dann gibt es wieder Gezänk, vor allem wegen des „Warthers und Meßners“ in der „Capella Mariana Montana“ (so die Stadt am 7. III. 1768 an den Straßburger Weihbischof). Zehn Tage später schreibt es der Abt in schlichteren Worten: „unsere lieben Frauen Capell auf dem Bergle genannt“. Auch wenn die Reichsstadt ein deutsches Konzept aufsetzt, weil sich das Kloster nicht genügend um die Gottesdienste auf dem Bergle sorge, wird es kompliziertes Deutsch: „Die Liebfrauen Wahlfahrt das Berglein auf dem ehedessen sogenannten Einbettenberg ligt ohndisputierlich in der Reichs Statt gengenbachischer Jurisdiction, jedoch disputierlich ob der Platz und berg allmend oder des Closters Gengenbach aigenthum seye.“

Wie die Wirklichkeit aussah für das Bergle vor und nach der Aufhebung des Klosters, zeigen die in den Verkündbüchern angesagten Gottesdienste. Davon Stichproben: 18. Jahrhundert und bis 1808 einschließlich lesen wir regelmäßig für die Woche nach dem Passionssonntag: „Am Freytag gehen wir um 8 Uhr mit der Procession auf das Bergle“. Einmal dazu der Hinweis: „man wird sowohl dort wie auch in der Pfarrkirche schon früher beichten können“. Ab 1809 kommt nichts mehr vom Bergle. Dann tauchen wieder Messen auf dem Bergle auf – an beliebigen Tagen. 1860 am Schmerzensfreitag „H. Meß auf dem Bergle für Paul Harter von Bermersbach“. 1862 sind am Montag, Donnerstag und Freitag der Passionswoche Berglemessen, 1877 und 1878 in dieser Woche keine einzige Messe, wohl aber gelegentlich während des Sommers. Der vorgefundene Sachverhalt: ab 1809 gibt es für die Gottesdienste auf dem Bergle keine feste Regel mehr; 1877 und 1878 lassen sich erklären durch die Arbeiten für die 1874 begonnene Auffrischung der Kapelle; Gottesdienste waren möglich bei größeren Arbeitspausen. 1874 beginnt Zimmermeister K.

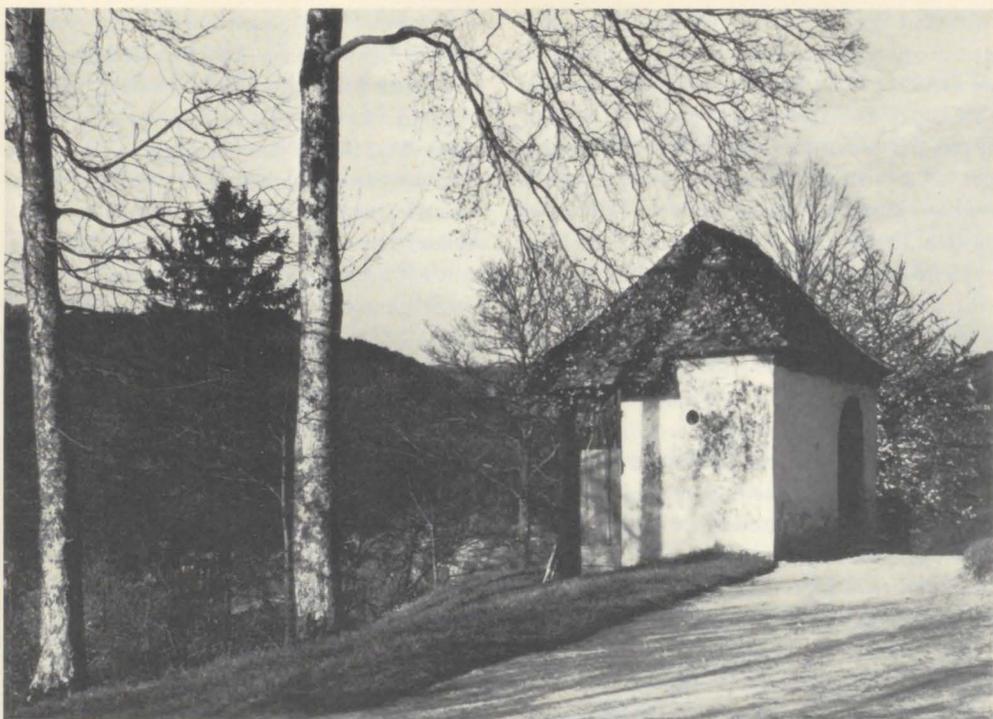
Weber mit einem neuen Dielenboden für die Kapellenbühne, dann kommen Reparaturen. 1879 erhält Bildhauer Albert Schultze, Schwetzingenstr. 3, Mannheim, den Auftrag, einen neuen Altar für die Jakobskapelle zu schnitzen. 1880 werden die Arbeiten für die (gewesene) Vorhalle vergeben, ebenso die Arbeiten zur Außenrenovation. Im neuen Gebälk der Vorhalle wird ein sicher dem vorhergehenden Jahrhundert entstammender Kruzifixus angebracht (vgl. ^{6a}).

Diese Erneuerung brachte den Gengenbachern zwei Kümernisse:

1. Die Fenster. Das Erzb. Bauamt wehrt sich dagegen, daß man „kaum im Gebetbuch lesen kann“. Es sei „starke Übertreibung“. Bauinspektor Williard sah als seine Aufgabe, „im Contrast mit einer überaus glänzenden, prachtvollen Natur ein stimmungsvolles, Sammlung und Andacht förderndes Innere zu schaffen“. Das Licht müsse sich auf den neuen, „in besten Renaissance-Formen gehaltenen Altar“ beziehen.

„Der Chor ist von den mit blanken Butzenscheiben verglasten Fenstern mit ungebrochenem hellem Licht übergossen; im Gegensatz hierzu verbreiten die mit kräftigen farbigen Cathedralglasteppichen geschlossenen Langhausfenster jenes milde angenehme Dämmerlicht, welches dem beschaulich Insichversenken des Gebets so förderlich ist. Rein physisch betrachtet, wird das ausgeruhte Auge die Capelle mit neugestärkter Empfänglichkeit für die Reize der umliegenden herrlichen Landschaft verlassen“. Als „Einwohner von Gengenbach“ sind eigens die Gemeinderäte genannt. Das Nein zu den Fenstern saß derart tief in der herrschenden Schicht, daß – nach der auch nicht geraden hellen Rückführung der Abteikirche aus dem Barock in die Romanik unter Stadtpfarrer Theodor Burger – in einer der ersten Sitzungen des Stiftungsrates unter Stadtpfarrer Ignaz Bloeder für das Bergle die Einsetzung heller Fenster im Langhaus am 6. 10. 1915 beschlossen wurde.

2. Das Altarbild. Am 21. 5. 1880 richtet der Gemeinderat eine Beschwerde an den katholi-



Kapelle mit Hl. Grab (neben der „Berglekapelle“)

schen Oberstiftungsrat mit dem Hauptpunkt: Langweilerei des Erzb. Bauamtes. Am 5. 8. 1881 richten auch Stadtpfarrer Schuler und die Stiftungs Commission Beschwerde und Bitte an die gleiche Adresse. Zum „fünften Male“ ergeht vom Oberstiftungsrat am 30. 8. 1881 ein Schreiben an das Bauamt mit Erwartung, daß „binnen längstens 10 Tagen“ die Sache erledigt sei. Die Antwort Williards datiert vom 10. 9. 1881. Es scheint, daß jetzt auch die Fassung des Altares durch Dekorationsmaler E. Schwarzmänn, Karlsruhe, in Gang kommt. Am 30. 12. 1881 wird ihm der vereinbarte Lohn angewiesen. Die Sorge um ein neues Altarbild geht inzwischen einen aus den Akten nicht ganz ersichtlichen Weg. Am 24. 1. 1881 schreibt Pfarrer Schuler dem Erzb. Bauamt, Professor Götz in Karlsruhe sei nach Mitteilung von Frau Manz

bereit, unentgeltlich die Herstellung eines Altarbildes für die Berglekapelle zu übernehmen, um seinem Heimatort ein Andenken zu widmen. Schuler ist damit einverstanden. Er regt an, das Bauamt möge mit Professor Götz Rücksprache nehmen. Als Gegenstand des Bildes schlägt er den Kirchenpatron, den hl. Jakobus den Älteren, vor. Am 30. 1. 1881 gibt Pfarrer Schuler an Prof. Götz seiner Freude Ausdruck über dessen Bereitwilligkeit, dankt, teilt mit, daß Inspektor Williard vom Bauamt gern mit ihm ins Einvernehmen treten wolle, und daß der Apostel Jakobus Kirchenpatron sei. Das Altarbild wird dann jahrelang nicht mehr erwähnt. Pfarrer Schuler erkrankt und stirbt (1887). Pfarrverweser wird der Vikar, dann Benefiziat in Gengenbach, Engelbert Jung. Pfarrer Schuler hat ihn mit der Renovation des

Frauenhörles beauftragt (Nordseite der ehemaligen Abteikirche). Die Sammlung für diese Aufgabe kommt nicht recht in Schwung. Jung begründet: a) die schlechten Erträge der Jahre 1887 und 1888; b) Mißtrauen der Leute infolge der „unglücklichen Restauration der Jakobskapelle auf dem Bergle“, sie „wollten zuerst etwas Rechtes sehen, bevor sie in die Tasche griffen“.

Als Berater nennt er „Canonikus Straub in Straßburg“ und „Direktor Götz in Karlsruhe“. Den Auftrag erhält „Maler und Bildhauer Simmler“⁽⁸⁾. Jung hat sicher vom Vorschlag des Herrn Götz fürs Bergle gewußt, aber er schweigt. Schon am 4. 9. 1811 hat ein Johann Bapt. Mayer in einem Brief an den Herrn „Oberamtrath“ zu Gengenbach die Anregung gegeben, ein Inventar der Jakobskapellen-Stiftung anzulegen. 1825 bis 1845 gibt es so etwas, aber weder Altarbild noch Muttergottes sind darin aufgeführt, wohl aber „Muttergotteskleider“, i. G. neun, z. T. kostbar und mit Schleier. Geht es um die Pietà, dann mag sie etwa wie das Gnadenbild zu Todtmoos i. Schw. oder zu Marienthal i. E. ausgesehen haben. Freilich wäre auch eine stehende Maria mit Jesuskind oder eine Immakulata denkbar, wir erfahren aber nichts. Wahrscheinlich hat von 1881 an der neue, schöne, aber leere Rahmen den Altar geschmückt, vorher das Bild von 1681.

Vermutlich stammt aus dem Ende des 19. Jahrhunderts die aufrecht stehende Mutter Anna, Maria auf dem Arm, mit dem religiös erziehenden Fingerzeig und der eigenartigen Kopfbedeckung. Gearbeitet nach einem Nazarener Vorbild? Von einem Grödnertäler Schnitzer? Moroder? Eine Stiftung Stadtpfarrer Burgers liegt nahe: am 11. März 1895 starb seine Schwester Anna Burger.

Ein Datum der Einsetzung des neuen Altarbildes (Direktor Götz, Karlsruhe) konnte nicht gefunden werden. Später als 1900 kann es nicht gewesen sein.

Manchen Älteren wird noch in Erinnerung sein, wie die Kapelle ab 1901 geordnet war: am Altar das Madonnenbild von Götz (Maria mit dem

erhobenen Jesuskind, inmitten eines Lilienfeldes und vor einem jungen lichten Wald mit leichtem Morgen- oder Abendrot im Himmel), links Apostel Jakobus, rechts Bischof Apollinaris. Am Chorbogen rechts St. Joseph und in einer Nische (Südwand) der hl. Antonius; am Chorbogen links die hl. Anna, daneben (Nordwand), etwas über Augenhöhe vor einem mit Renaissanceornament schlicht dekorierten Brett die Schmerzensmutter. Von der ersten oder zweiten Bank her konnte man gut mit dem Bild reden.

Am 9. Mai 1908 schreibt Geistl. Rat Stadtpfarrer Theodor Burger ein Gesuch an das Erzb. Ordinariat Freiburg um Erlaubnis, seiner Pfarrgemeinde als Andenken sieben Stationen zu den sieben Schmerzen Mariä zu widmen. Die Ausgabe von etwa 4000 Mark wolle er aus eigenen Mitteln stiften. Er hält den Weg vom Oberdorf zum Bergle für außerordentlich geeignet, da er frei ist von Fuhrwerken, nicht sehr begangen, und so könne mancher, der sich vor seinen Mitmenschen scheut, ein Kreuzzeichen zu machen, auf diesem abgelegenen Weg neu beginnen. Die Genehmigung traf am 21. Mai 1908 ein. Die Ausführung der Reliefs übernahmen die Gebrüder Moroder (Firma Simmler) Offenburg, jedes 75 cm hoch, 54 cm breit und 10 cm tief, aus weißem Sandstein. Den roten Sandstein, der in einer Nische das Relief aufnahm, lieferte Steinhauermeister Carl Glauner in Gengenbach. Der frühere Gengenbacher Vikar, jetzt Superior Mgr. und Päpstlicher Ehrenkämmerer Karl Mayer in Freiburg hielt am Sonntag, 4. Oktober 1908, die Einweihung mit Festpredigt.

Am vorausgehenden Freitag schrieb der „Kinzigbote“: „Die Pfarrgemeinde wird ihrem trotz der Fülle der Jahre noch unermüdeten Pfarrer, der zudem sämtliche Kosten aus eigenen Mitteln bestritten hat, gewiß warmen Dank wissen und diesen Dank am besten durch fleißigen Besuch der Stationen zur eigenen Erbauung praktisch betätigen“.

Pfarrverweser Wintermantel und anschließend Stadtpfarrer Ignaz Bloeder mühten sich, die



Joseph mit Jesuskind. Gengenbach, Bergle. Foto-Weltz

Stationen schön zu erhalten. Daß gegenwärtig, wo Gewalttätigkeit gilt, die Stationen am Bergleweg völlig unberührt bleiben, dürfen wir nicht erwarten. Die Schäden sind aber nicht so, daß man den Stationsweg nicht mehr beten könnte. Der Weg selber ist momentan ein echter Bußweg, gar nicht geeignet für kontemplative, in sich versunkene Seelen.

Nach Anbringung der hellen Fenster, bereitete immer noch das Altarbild von 1900 Kummer. Die gute und leicht verständliche Malerei begeisterte viele; vielen aber ging es gar nicht ein, daß die Mutter, die ein so wunderschönes Kind trägt, verschämt auf den Boden schaut; sie meinten, das Bild wäre „gestellt“. 1953 holte man wieder das Altarbild von 1681. Der Rahmen von 1880 war viel zu hoch, den Zwischenraum schalte man mit Brettern zu und stellte die schmerzhafteste Muttergottes davor. Das unausgegliche dieser Lösung leuchtete ein. Ebenfalls 1953 schuf Ruth Schaumann, München,

für das Gengenbacher Bergle Tafelbilder der acht Seligkeiten, nach Matthäus 5. Den Auftrag zu dieser Bergpredigt gab Frau Ch.-Fr. Vorbeck, um eine Anregung ihrer verstorbenen Mutter Frau Franziska Vorbeck zu verwirklichen, eine Hilfe für das von Ruth Schaumann betreute Kinderheim. Die Bilder wurden an den Wänden des Langhauses aufgehängt.

Stadtpfarrer Helmut Eberwein gab 1969/71 dem Bergle neue Pracht. Die Außenrenovation beseitigte vor allem den fremdartigen Staffeleigiebel und änderte die Vorhalle auf der Westseite. Ein bisher an Fronleichnam gebrauchter barocker Altartisch mit sehr schönem Aufsatz, in dessen Mitte eine Nische für die Pietà das rechte Maß hat, wurde auf aparten Glanz gebracht. Hier befindet sie sich jetzt vor einem modernen Strahlenkranz. Ruth Schaumanns acht Tafelbilder wurden im Halbkreis um den Altar gestellt, rechts etwas verdeckt durch die hl. Anna auf hohem Postament. Die Tafeln sind nicht sehr groß, deshalb erschwert die durch eine kräftige Kordel gebotene Distanz des Beschauers von den Bildern das Erkennen des Dargestellten. An der Wand des Chorbogens sehen wir rechts den hl. Apollonaris, links den hl. Jakobus, in einer Nische der Südwand den hl. Joseph. Oben im Scheitel des Bogens ein Kruzifix und das Wappen des Abtes Placidus mit dem Hinweis auf die Renovation von 1681.

Wahrscheinlich wären zu Lebzeiten unseres lieben Franz Engesser noch einige Dinge fester fundiert worden als bei diesen Versuchen eines Pfadfinders im Pfarrarchiv.

III. Die religiöse Welt der Berglekapelle

Als ersten Namen, den die Kapelle und die ganze Anhöhe trägt, erfuhren wir Jakobus. Es geht um den Jakobus, zu dessen Grab eine der großen Wallfahrten des Mittelalters führte. Gengenbach liegt aber nicht an einer dieser Wallfahrtsstraßen. Es muß also das Wesen des Jakobus sein, was hier angezogen hat: der Wanderer, der Pilger. Die frühesten Boten, die Iren, hatten eine intensive Neigung zum Wandern und zum Apostel, der als Zeichen seines

Wanderns über die Meere die Muschel trug. Es waren wohl nicht die Bergwerkler und Bauern im „alten Gengenbach“, die gerne gewandert wären, es waren die Bringer der christlichen Botschaft. Merkwürdig ist, daß man diesen Heiligen an solch weithin sichtbarer Stelle geehrt hat: ein Licht auf dem Leuchter; und daß man ihm als zweiten den Apollinaris an die Seite gab, wiederum einen Glaubensboten, um den die Iren von früh an wußten.

Was wir Handfestes vom christlichen Bergle wissen, führt weit zurück. Vorher gibt es einige solide Spuren der Römer, während wir die Kelten auf dem Bergle nur mit Genehmigung dichterischer Phantasie vorfinden.

Auf dem gleichen Breitengrad wie Gengenbach ragt am Westhang des Rheingrabens 500 m über die Talsohle ein „Berg der Zuflucht“, der ein wuchtiges Zeugnis aus vorchristlicher, ja vorrömischer Zeit zeigt, die „Heidenmauer“, die in 10 km Länge mit gewaltigen Steinblöcken eine Fläche von 100 Hektar gegen anstürmende Feinde zu schützen vermochte. „Berg der Zuflucht“! Dann „Hohenburg“, die Burg der Herzöge des Elsaß! Heute: „Odilienberg“! Durch ihr Leben, ihr Leiden, ihre Klostergründung mit dem „immerwährenden Gotteslob“ und durch ihre große Sorge um leibliches wie seelisches Leid schuf Odilia in tieferem Sinn einen Berg der Zuflucht. Es dauerte über 700 Jahre, bis Verwirrung das Klosterleben still legte. Prämonstratenser hielten durch bis zur Französischen Revolution. Dann wurde das Heiligtum reihum verschachert. 1853 legten Männer des Elsaß ihrem Bischof den Kaufpreis auf den Tisch. 1932 kam nochmals eine Verinnerlichung: Der Bischof und die Männer beschloßen – vor schicksalschweren Jahren – für diesen Berg die stete Anbetung des Allerheiligsten seitens der Männer.

Die Schicksale des Odilienberges stehen als gewaltiges Fresko vor uns. Ihm gegenüber ist das Berg, „le“ berechtigt. Obschon wir da ebenfalls ein schmerzliches Auf und Ab erfahren, so bleibt es doch „en miniature“.

Der Odilienberg kennt auch den Heiligen Ja-

kobus, „Saint-Jacques“, etwas oberhalb Niedermünster, am Osthang. Die Überlieferung bringt Karl den Großen damit in Verbindung und das Kreuz, das in der Krypta von Niedermünster aufbewahrt wurde.

Der Mensch in seinem Unterwegs, der „Homo viator“ steht über der Frühzeit von Berg und Bergle. Gleichzeitig auch: Berg der Zuflucht. Die heilige Einbetha von Straßburg und die Märtyrerinnen Perpetua und Felizitas, die Jungfrau und die Mütter, voll aus dem Glauben lebend, gaben dem geistlichen Bild einen lebensnahen Zug.

Im Unsicheren bleibt das Hereinkommen der Schmerzensmutter in die Berglekapelle. Am Beginn hören wir nichts von Maria. Das Gnadenbild selbst ist gotisch. Aber die Überlieferung schweigt von einer „Bergle-Muttergottes“. Festes erfahren wir erst 1681/82, als im Anschluß an die Renovierung unter Abt Placi-

Jakobus, Gengenbach, Bergle

Foto-Weltz





Kreuz der ehemaligen Vorhalle

aus ein kaiserlicher Notar, Georg Friderich Dornblüeth, den Berglesner Hans Adam Häfner, 67 Jahre alt, seit 40 Jahren „Mösner“, in Anwesenheit des Reichsschultheißen Johann Bender vernimmt, was er wisse von wunderbaren Gebetserhörungen. Das Protokoll stammt vom 24. VIII. 1682. Da ist die Begebenheit von einem „lutterischen Schmidt“ und seinem 9 bis 10 Jahre alten „Meidlin“ das „weder stehen noch gehen könne“, das „ihm schon etlichemal gesagt, wenn es in dem Kirchlin auf dem Berg wäre“, würde es gesund werden. Häfner habe ihm geraten, daß er einer armen Frau ein Trinkgeld versprechen und ihr das Kind zum Hinauftragen geben solle. Der Vater folgte dem Rat. Bei dem Mittagmahl . . . sei der Vater hereingekommen: „ . . . da seht, ihr Herren, das ist moi Kindt, so noch heut vormittag weder stehen noch gehen können, jetzt kann es gehen, wohin es will“.

Wir finden eine Erzählung von einem „Priester aus dem Schweitzerland“, und von der Elisabetha Emmelin und ihrer 1½ Jahre alten „Maria Cleophi“ und von Margaretha, der ehelichen Hausfrau Georg Syberts im Rauhkasten, ihrem Sohn Lorentz und seinem Großvater Michell Wußler.

Der Bericht, den Johann Sennerich (Name schwer lesbar!) gab, sei hier wiedergegeben: „Als er im verwichenen schwedischen Krieg auf und davon nach Haus gehen wollte, sei eine Partie von Soldaten ihm begegnet. Denen zu entfliehen, habe er sich in das Kirchlin aufm Berglin retiriert und sey gantz in das Thürmlin hinauf über die Klöckglin gestiegen . . . Die Soldaten seyen gleich ihm nach auf das Kirchlin gekommen, darinnen ein Wachtfeuer angezündet und darumbher gesessen, haben auch außerhalb des Kirchlins Schiltwacht gehalten; da sey er in augenscheinlicher Leib- und Lebens-Gefahr gewesen, denn so er sich hätte sehen lassen, würden sy ihn umb etwaß von ihm zu erfahren oder zu bekommen, sehr übel tractirt und wohl gar ums Leben gebracht haben. Wäre er aber sitzen geblieben und sy die Klöckhlin hätten leuthen wollen, hätten sy ihn, weil er gantz in der enge und auf den jochen der glöckhlin gesessen, wo er sich nirgents hin hat regen können, vertruckht. In solcher Angst undt Gefahr habe er sein Zuflucht zu Gott undt siner lieben Mutter Maria genohmen, sy umb assistentz angerufen, undt ein opfer in dises Kirchlin abzulegen versprochen. Über dises hin sey die forcht zimlich bey ihm verschwunden, undt habe er sich gantz still von dem thürmlin herunder begeben auf die Kirchenbühne, die Schueh ausgezogen, heimlich die stegen herunder geschlichen undt neben dem wachtfeuer undt den soldaten vobey, zum Kirchlin hinauß gesprungen. Vor dem Kirchlin drauß habe ihn gleich ein schiltwacht zu pferd angeschrauwen, undt als er kein andtworth gegeben ihme nachgeeihlt. Er habe aber bald das gestrüpp erreicht, durch welches die reutterwacht ihm nicht nachfolgen können, daß er also ihnen un-

verhofter weiß entkommen undt sich durch den Wald glücklich salvirt habe“.

In der Mitte des nächsten Jahrhunderts spricht – wie wenn es immer so gewesen wäre – die Stadt von der „Capella Mariana Montana“ und der Abt von „Unserer Lieben Frauen Capell auf dem Bergle“. Es fehlt aber der Hinweis auf die Pietà. Daß es sich um die Schmerzensmutter handelt, zumindest „auch“ (falls ein zweites Marienbild anzunehmen wäre, vgl. Marienthal im Elsaß), erfahren wir durch die Gottesdienste: Prozession aufs Bergle und dort hl. Messe am Schmerzensfreitag!

Das erste große Zeichen der besonderen Liebe zur Mutter des Herrn unter dem Kreuz stellt für die Gesamtkirche das „Stabat mater“ („Christi Mutter stand mit Schmerzen . . .“) dar, wahrscheinlich von dem Juristen, dann Franziskanerbruder Jacopone da Todi, gestorben 1306. Sehr früh nahm die Mystik das Mitgehen mit der schmerzhaften Mutter intensiv auf, auch am Oberrhein. Bestimmt ging es dem Schnitzer des Berglebildes weder um klassische Schönheit noch um Verzerrung im Schmerz, sondern wohl einzig um die schmerzvolle Zwiesprache, ja Einheit in der Hingabe des Sohnes und seiner Mutter. Unser Bild will nicht repräsentieren, sondern helfen, daß wir hineinfinden in ihr „Ja“, – unabhängig davon, wie die frühere Fassung unserer Pietà aussah.

Nicht eigentlich Bedenken, aber eine leise Frage bringt das Frauenchörle: das Heilige Grab zeigt am rechten Eckpfeiler den Stifter, Abt Konrad von Müllheim, – kniend als Beter, Relief, zur Ostwand der Kapelle gerichtet. Auf was hin ist er ausgerichtet? In der Barockzeit wohl auf das große, an Form und Format dem Bild im Josephschörle entsprechende Gemälde der Beweinung (jetzt im Kirchturm). 1888 kam an dessen Stelle die neugotische Stiftung der Brüder Oreans mit der Pietà von Simmler. Aber vor dem Barock? Die Schmerzensmutter vom Bergle, sicher älter als das Hl. Grab!, an der Ostwand, über dem Altar? Dann wäre die Bezeichnung Frauenchörle (Frau = Liebe Frau = Ma-

ria) begründet und stünde in sinnvollem Zusammenhang mit dem Hl. Grab.

Von dem Erneuerer der Kapelle, dem Abt Placidus, 1681, wissen wir, daß er mit aller Kraft die Verehrung des Erlöserleidens zu fördern suchte. Zu diesem Ziel gründete er eigens eine Bruderschaft. Die Schmerzensmutter als Mitte der Wallfahrt aufs Bergle würde sich vollkommen in seine geistige Welt einfügen, die viel Verwandtes mit der damals neu aufblühenden Liebe zum durchbohrten Herzen des Herrn aufweist. Das Kreuz in der Vorhalle mit den steil erhobenen Armen⁹⁾ und dem ergreifenden Antlitz erinnert an das Antlitz des großen Kruzifixus oberhalb der Martinskirche (nur sind die Arme waagrecht), ein Anstoß in der Richtung der Bruderschaft! (Vgl. Anm. 6a)

Solche Überlegungen um die Andacht zum Erlöserleidens in Verbindung mit der Andacht zur Schmerzensmutter finden einen starken Ausdruck im Stationsweg des Paters Cölestin, der auf das Bergle hinaufführte, 1717. Vom Aussehen und vom Fertiger der einzelnen Haltepunkte wissen wir nichts. Das Ganze scheint sowohl äußerlich wie auch in der Erinnerung untergegangen gewesen zu sein; denn der große Schaffer Pfarrer Theodor Burger erwähnt gar nichts, daß es schon einmal so etwas gegeben habe; ihm ist es seine eigenste Idee und seine Sehnsucht, seine Pfarrgemeinde an die Schmerzensmutter zu binden, und er vertraut, es werde seiner Gemeinde eine „Herzensfreude“ werden, so wie er es als seinen „Herzenswunsch“ bezeichnet.

Die Berglemesse in der Frühe eines jeden Montags gehörte noch weit in das 20. Jh. hinein zu den Selbstverständlichkeiten des Gengenbacher Sommers. Während des Zweiten Weltkrieges wurde Tag um Tag um 12.30 Uhr bei der Schmerzensmutter der Rosenkranz gebetet; die Franziskanerinnen gelobten, wenn ihr Mutterhaus gut durch den Krieg komme, am Fest der sieben Schmerzen Mariae (15. 9.) jeweils auf dem Bergle die hl. Messe mitzufeiern, – bis heute eingehalten. Auch an manchen Freitagen



Anlitz Jesu am Kreuz der ehemaligen Vorballe



Pieta, Gengenbach, Bergle

Foto-Welty

finden Gottesdienste statt. Der Mittwoch gehörte eine Zeit hindurch der Eucharistiefeyer der Akademie. Neu ist die Hervorhebung des Annafestes durch Eucharistiefeyer auf dem Bergle; damit mag auch die imponierende Aufstellung ihrer Statue zusammenhängen.

Vom Wort Gottes her orientiertes Leben – auf dem Hintergrund des Zweiten Weltkrieges und des fortdauernden grauenhaften Terrors – ist der letzte geistliche Zuwachs in der Berglekapelle: das Werk Ruth Schaumanns. Es wird durch den Goldgrund dem nur-natürlichen Bereich entzogen. Wie die Bilder sprechen, erhellen und trösten, geht dem auf, der sich zum Betrachten Zeit läßt. Wir bieten kurze Lesehilfen, aber nicht Ersatz für das eigene Nachdenken.

I. Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich.

Mit durchbohrten Händen läßt Jesus ein. Er weist aufwärts. Ihm zu Füßen kauert ein Kind,

bei dem an den Dornen zwei Rosen erblühen. Die Knienden haben leere Hände; in die Schale des Stehenden fallen Tropfen. Von Christus kommt der Heilige Geist, der Vater der Armen.

II. Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.

Die heimkehrenden Kundschafter tragen den Reichtum des Landes Kanaan. Im Gebirge bewegt sich eine mächtige Streitmacht, doch über der Ruhe des Vordergrundes schwebt der Engel des Friedens.

III. Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden.

Zwei Frauen, eine mit Salbgefäß, suchen am Friedhof vorbei den Toten. Der Engel vor der dunklen Höhle: „Jesus lebt!“ Das gilt der Sehnsucht der Knienden, der verhärmten Mutter wie dem vertrauenden Kind, dem Griff der jungen Frau zum brechenden Herzen und gilt dem helfenden Hirten.

IV. Selig sind, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden.

Über der Stadt Gewitter und Blitz. Durchbohrte Hände halten Waage und Schwert. Irdische Gerechtigkeit?? Das klare Antlitz und die gebundenen Hände des Mädchens, die kniende Witwe, ihr Kind, der an Fuß, Hand und Haupt Verwundete, das entsetzte Mädchen, das Kind mit der Rute, der erbitterte Mann, der Häftling, der Kette und Kugel schleppt, die dunkle Mutter: sie hungern nach Gerechtigkeit.

V. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Vom Kreuz geht der Strahl auf den Dienst der Barmherzigkeit am Bettler, an den Vögeln, am Blinden, am Kind der jungen Mutter, an den Kranken in dem am Kreuz befestigten Zelt: „ . . . mir getan“.

VI. Selig die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Um das Licht des Kindes in der Krippe zu erleben, entscheidet nicht, ob jemand alt, ob im Schwung der Kraft, ob bereit zum gemeinsamen Weg oder ob einsam dienend, ob im Kreis der Geschwister helfend oder ob beschaulich lebend; es entscheidet die unvermischte Klarheit des Innersten, des Herzens, des Gewissens.

VII. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden.

Links rostet Kriegsgerät. Das Lamm mit der Siegesfahne – auf dem Felsen – zieht alle an: die zaghafte Mutter und ihr Kind mit dem friedlichen Spielzeug, das Ehepaar, den Jungen, der die Schale an die Felsenquelle hält, den dankbaren Greis, den zum Lamm hin offenen Mönch und die aus der Ferne schauenden Menschen.

VIII. Selig sind die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich.

Sie sind ausgerichtet auf den mit Dornenkrone, Mantel und Schilfrohr Verspotteten: die „Magd des Herrn“, der Gefesselte, die Frau in den Flammen – alle drei durch das Schwert verbunden –, dann der Mann mit den Ketten, die Frau

zwischen Dornen, von deren Hals ein Strang aufwärts geht; der Mann mit dem Dornenkranz ums Haupt, mit Pfeilen, Rute, Geißeln, dessen Fuß auf der gefährlich sich aufrichtenden Schlange steht, – und all dies vor dem ins Grenzenlose führenden Hintergrund.

Vieles – in den Seligpreisungen und in den Bildern – erinnert an die Strophe im Sonnengesang des heiligen Franz von Assisi (gest. 1226):

„Gepriesen seist du, mein Herr,
um derentwillen, die verzeihen aus Liebe zu Dir
und Schwachheit ertragen und Trübsal.

Selig, die dulden im Frieden,
denn Du, o Höchster,
wirst sie einst krönen“.

Anmerkungen

1) Jovi Omnipotenti Maximo: Jupiter, dem allgewaltigen und höchsten Gott (geweiht). Vgl. Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, VII. Band Kreis Offenburg 1908, S. 349.

2) Herzlichen Dank für den Hinweis des Herrn Rektor H. Brommer, Merdingen, auf die Villingener Verwandtschaft.

2a) Patrick, Confessio Nr. 9: Die Schilderung der „anderen“ paßt ausgezeichnet auf Germanus v. Auxerre. Vgl. Frühes Mönchtum im Abendland Bd. II, S. 53–96: Constantius von Lyon, Das Leben des Germanus von Auxerre; übersetzt und erklärt von Karl Suso Frank 1975.

3) Archiv für elsässische Kirchen-Geschichte, 12. Jg., 1936: Medard Barth, Der Kult der hl. drei Straßburger Jungfrauen Einbeth, Worbeth und Vilbeth, S. 57–106. Die umfassende Arbeit läßt sich nicht ersetzen.

4) Luzian Pfleger, Kirchengeschichte der Stadt Straßburg im Mittelalter. 1941 S. 15. – Barth a. a. O. S. 69.

5) Barth a. a. O. S. 70 nach dem Straßburger Stadtarchiv.

6) Albert Ehrhard, Die Kirche der Märtyrer, 1932, S. 49 f.

6a) Obwohl in Schädelform und Körperbau anders, erinnert das jetzt vom Pfarramt Gengenbach verwahrte Kreuz in der Intensität des Ausdruckes und in der Art des Schnitzens an den aus Stein gehauenen Kreuzifixus in der Grabkapelle der Familie v. Bender oberhalb der Martinskirche.

7) Kunstdenkmäler VII S. 427.

8) Von dieser Firma stammt der neugotische Altar und seine Pietà im Frauenchorle der jetzigen Pfarrkirche. Nachfolger: Gebrüder Moroder aus dem Grödnertal.

9) Peter Paul Rubens, Der Münchener Kruzifixus, Stuttgart 1967. Einführung von Erich Hubala (= Reclams Werkmonographien Nr. 127), S. 8–12, 14–19, 26–29. Professor Dr. Ewald Vetter, Heidelberg, sei für den Hinweis herzlich gedankt.

Spruch

*Verstehst Du mit Genuß ein Buch zu lesen,
liebst Du Musik, und was es sonst der Künste sei,
so fürchte nie des Tages Müh und Einerlei,
Dein Herz wird stets am Schönen Dir genesen.*

Ida Pfeifer-Hofmann

Straßburgs Münsterbaumeister Dr. h. c. Johann Knauth

„Retter der Cathedrale“

Wilhelm Mechler, Kehl

Der wohl bedeutendste Straßburger Münsterarchitekt der Neuzeit ist auf dem Offenburger Stadtfriedhof begraben: Johann Knauth. Von 1890 bis 1905 war er am Münster Stiftsbauführer und von 1905 bis 1920 Dombaumeister und Leiter der Münsterbauhütte. An der Stätte seines 30jährigen erfolgreichen Wirkens den Lebensabend zu verbringen und dort zu sterben, war ihm nicht vergönnt. 1924 starb er in Gengenbach, nachdem er 1920 in Straßburg aus dem Dienst entlassen worden war und die letzten vier Lebensjahre in Gengenbach verbracht hatte. Die Begeisterung für mittelalterliche Bauwerke und für die Gotik hatte J. Knauth in seiner Heimatstadt Köln, wo er 1864 geboren wurde, empfangen, wurde doch in seinen Jugendjahren der Kölner Dom vollendet. Nach dem Besuch der technischen Lehranstalt trat er in das Baubüro des Kölner Dombaumeisters Schmitz ein. Als dieser 1890 die Berufung nach Straßburg annahm, folgte Knauth seinem Chef.

Die Straßburger Münsterbauhütte besaß eine glänzende Tradition, war sie doch seit dem Regensburger Tag 1459 oberste Bauhütte Deutschlands bis ins 18. Jahrhundert gewesen. 1890 waren an ihr 60 Mitarbeiter tätig, darunter 2 Poliere, acht Bildhauer und 24 Steinmetze. Knauth nahm sich besonders auch des „Vereins der Bauhütte“ an, der eine Arbeitsgemeinschaft aller am Münster Tätigen war; sie entsprach den Leitsätzen mittelalterlicher Bauhütten und pflegte nicht nur Geselligkeit außerhalb des Dienstes, sondern auch die Unterweisung in technischen Fragen, in Kunst und Wissenschaft und gewährte Hilfe in Notfällen. Bald nach der Jahrhundertwende baute Knauth eine Warm-

luftheizung ein; durch Unterkellerung auf der Südseite wurde die Heizkammer eingerichtet; zwei Gänge führten durch das südliche Seitenschiff. Um Wärmeverluste zu vermeiden, errichtete Knauth auf der Nordseite in gotischem Stil einen Windfang aus Vogesensandstein und schuf damit einen ansprechenden Eingangsraum.

Dem Münster droht eine Katastrophe

Dem neuen Leiter der Bauhütte entstand bald eine gewaltige Bauaufgabe, dem Münster eine ungeheure Gefahr. Seit 1903 bemerkte man am ersten Hochschiffpfeiler, neben dem inneren Pfeiler des Nordturmes, Kantenabspaltungen und Risse an neuen Ersatzquadern. Unsichtbare Kräfte, Pfeilerkrankheit? 1907 umgibt Knauth diesen Schiffpfeiler mit eisernen Bändern, die Risse verlangsamten. Als weitere Sicherung werden Gewölbe und Gurtträger abgestützt durch massives, eichenes Gerüst. Pfeilerablotungen, Nivellierungsarbeiten und Fundamentuntersuchungen ergaben, daß das Schiffpfeilerfundament intakt war. Dann studiert Knauth intensiv die Baugeschichte und alle erreichbaren Niederschriften und vergleicht mit dem entsprechenden südlichen Schiffpfeiler. Die Ursache trat allmählich zutage; die Zerstörungsrisse, von unten schräg nach oben in der Ost-West-Richtung verlaufend, wiesen die Richtung, in welcher die Veranlassung der Zerstörung zu suchen war: der innere Freipfeiler hatte sich gesenkt, einer der vier die ganze Turmlast tragenden Pfeiler, von denen drei in den Umfassungswänden liegen.



Münster-Architekt

Dr. b. c. Johann Knauth 1864–1924

Die Ursachen der Senkung

Nachdem sich seit Jahrhunderten der Grundwasserstand, auch noch durch Kanalisationsarbeiten in der Stadt und durch die Tulla'sche Rheinkorrektion, gesenkt hatte, waren die Holzverstärkungen, Pfahlröste aus Eichen und Erlen, im Boden unter den Fundamenten verfault. Zudem waren die Fassadenfundamente des ersten, romanischen Münsters für den viel mächtigeren gotischen Bau nicht genügend verstärkt worden, und auf der Nordseite wurden sie noch mehr belastet, als anstatt des von Erwin geplanten Turmes der viel höhere Ulrich von Essingen's errichtet wurde.

Die Gefahr, daß der Turm einstürzte, war in drohende Nähe gerückt. Auf Knauth's Vorschlag berief der Straßburger Oberbürgermeister Schwander ein Kollegium führender Statiker Deutschlands, die das Kräftepiel ermitteln und die Beanspruchung der einzelnen Teile rechnerisch festlegen sollten. 1909 unterbreitete

Dombaumeister Knauth dem Gemeinderat drei Vorschläge zur Lösung der Bauaufgabe:

1. Beibehaltung des alten Fundamentkernes, seine Umschließung durch Eisenbeton und Verbreiterung der Fundamentsohle.
2. Beibehaltung des alten Fundamentkernes, Verstärkung des Turmpfeilers oberhalb des Fußbodens durch Strebepfeiler, wodurch der Druck auf den tragfähigen Boden verteilt wird.
3. Vollständige Beseitigung des alten Fundamentkernes und Herstellung eines neuen Fundamentes auf der Kiesschicht.

Die Gutachter traten für den dritten Vorschlag ein. Durch dieses kühne technische Unternehmen mußte also ein Viertel der Turmlast, 7500 Tonnen, in Schwebe gehalten, dann das beschädigte Fundament darunter entfernt und durch ein neues ersetzt werden. Das Münsterbauamt führte die Arbeiten in eigener Regie durch. Vier Straßburger Firmen, darunter die Firma E. Züblin, waren tätig. Knauth legte mit zwei Diplomingenieuren der Firma Züblin das Armierungssystem fest. Die geniale Idee, wie die schwierige Arbeit der Abfangung von 7500 to durchgeführt werden sollte, stammt von Eduard Züblin selbst. 1914 war der Gesamtplan bis ins einzelne ausführbereit und lag in vielen Zeichnungen vor. Die schwierigsten Arbeiten erfolgten während des Krieges; es gelang, den kolossalen Fundamentring unter den alten Fundamentmauern in eisenarmiertem Beton fertigzustellen und mit der Beton-Ummantelung zu beginnen. Gleich nach dem Krieg wurden die Arbeiten fortgeführt.

Mit Recht nennt die Grabinschrift Knauth „Retter der Kathedrale“. Hat er doch die Gefahr rechtzeitig erkannt und die Katastrophe abgewandt. Er war die Seele des Rettungswerkes und in der neuen, für einen Dombaumeister ungewohnten Aufgabe selbst bei der praktischen Verwirklichung stets fördernd tätig. Den Münsterbaumeister hatte in den Vorkriegsjahren noch eine weitere Gefahr beschäftigt: die Luft in diesem Zeitalter der Industrialisierung und Witterungseinflüsse begannen das Werk der Zerstörung. Teile der herrlichen

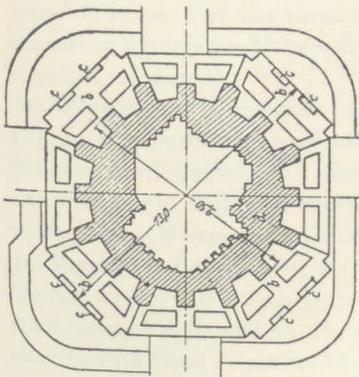
Westfassade waren abgesandet, angefressen oder aufgespalten: die Rose mit dem Maßwerk, die Fialen und die reichbelaubten Wimperge über dem Hauptportal. 1909 bis 1911 führte Knauth eine gewissenhafte Instandsetzung durch. Die kranken Stellen wurden abgeklopft, angefaulte Teile abgeschnitten und Ersatzstücke eingesetzt. In jener Zeit gab er auch in einem Aufsatz eine Festlegung und Abgrenzung der Tätigkeit Meister Erwins. Er entdeckte auch Teile des 1682 abgebrochenen Lettners und verfertigte eine Rekonstruktion, die später den Wiederaufbau von zwei Jochen im Frauenhaus-Museum ermöglichte.

Mit vielen anderen Problemen beschäftigte sich Knauth trotz der außerordentlichen Beanspruchungen. Er entdeckte, daß Grundriß und Aufrisse des Hochschiffes stets zurückgehen auf die gleichen geometrischen Grundformen, daß das gleichschenklige Dreieck mit dem umschriebenen Quadrat als Grundfigur des Münsters wiederkehrt und daß Beziehungen zur Cheopspyramide bestehen. So stellte er auch die Anwendung des „Goldenen Schnittes“ fest. Als Konservator der geschichtlichen Denkmäler des Elsasses wollte Johann Knauth die Straßburger Münsterbauhütte zur zentralen Landesbauhütte erheben. Diesem großzügigen Vorhaben,

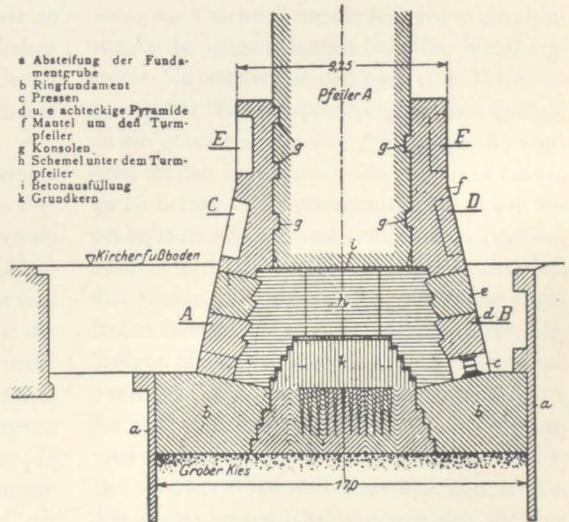
das mittelalterliche Tradition wieder aufnehmen sollte, bereitete der Erste Weltkrieg ein Ende.

Sorgenvolle letzte Lebensjahre

Der Krieg nahm ihm beide Söhne; sie hatten das benachbarte Lyzeum am Münsterplatz besucht und waren von der Schule weg zum Kriegsdienst eingezogen worden, der eine fiel in Rumänien, der andere starb 1919 im Gefangenenlager. Der Ausgang des Krieges brachte Johann Knauth weitere Sorgen. Als Deutscher sollte er des Landes verwiesen werden. Der französische Staatskommissar Millerand suchte ihn in der Münsterbauhütte auf, wünschte seine weitere Mitarbeit zur Beendigung des Unternehmens und nahm den Ausweisungsbefehl zurück. Knauth hätte in Straßburg bleiben können, wenn er – seine Frau Mathilde Holzmann war Elsässerin – die französische Staatsangehörigkeit beantragt hätte; dazu war er nicht bereit. Das Jahr 1920 brachte die Entlassung aus dem Amt. Er hielt auch sein Bleiben nicht mehr unbedingt für erforderlich, die wichtigsten Unterfangarbeiten waren beendet, die Weiterführung der Arbeiten durch französische Ingenieure war sichergestellt.



Fundamentgrundriß



Schnitt durch Fundament und unteren Pfeilerschaft

1920 verließ Knauth schweren Herzens Straßburg und nahm in Gengenbach Wohnung. Im badischen Staatsdienst war er als Sachverständiger in Baufragen tätig. Auch in diesen Jahren beschäftigte er sich in Studien und Aufsätzen mit dem Münster, mit der Westfassade, seinem Lieblingsthema, und mit der Rekonstruktion des Lettners. Im Jahre 1922 durfte er eine Ehre erleben: die Universität Frankfurt am Main verlieh ihm die Würde des Ehrendoktors. Am 8. Februar 1924 starb er, sechzigjährig, in Gengenbach. Acht Tage zuvor hat er noch in Freiburg einen Vortrag über „Scherz- und

Spottbilder am Straßburger Münster“ gehalten. Am 50. Todestag 1974 legte in Offenburg an der Grabstätte, die denkmalartigen Charakter hat, im Auftrage des Straßburger Oberbürgermeisters Pierre Pflimlin der heutige Münsterarchitekt J. R. Haeusser einen Kranz nieder. Im gleichen Jahr ehrte Straßburg erneut den deutschen Dombaumeister, indem eine Straße seinen Namen erhielt, in jenem Viertel zwischen Aare und Ill, wie seine großen Vorgänger des Mittelalters: der Meister Erwin von Steinbach, der Ulmer Ulrich von Ensingen und der Kölner Johannes Hültz.

Weinbergsteine – beachtenswerte Kleinflurdenkmäler

Versuch einer Bestandsaufnahme im Raum Mosbach/Gundelsheim

Werner Haas, Mosbach

Je mehr eine Landschaft ihrer Kulturdenkmale beraubt wird, desto mehr schärft sich der Blick für das, was die Landschaft einst so schön und ausgeglichen gemacht hat, ohne daß einem aufgefallen wäre, warum. Zu den Dingen, die das so geschärfte Auge des Volkskundlers und Naturfreundes entdeckt, gehören auch die ganz bescheidenen „Kleinflurdenkmäler“. Sie erfreuen sich mehr und mehr einer gewissen Beachtung und gewinnen an Bedeutung: die Verbotsteine, die Wegweiser und Meilensteine, die steinernen Zäune, Tische und Bänke, die Radabweiser, die alten Einfassungen, und auch die Weinbergsteine. Es hat lange gedauert, bis diese entdeckt waren. Beinahe ist es schon zu spät, sich ihrer zu erinnern. Denn die Zusammenlegungen, Flurbereinigungen, die neuen Weinberglagen ohne Mauern, die ganz anderen Bearbeitungsmethoden, die Neubaugebiete an Sonnenhängen haben neue Kleinlandschaften entstehen lassen. Und fast wären dabei die bescheidenen Steine in den Mauern der Weinberge vergessen worden¹⁾.

Die Rebe hat ja vor 80 und mehr Jahren Gebiete ganz anderen Ausmaßes bedeckt als heute. Der Weinbau wurde betrieben bis hinein in extrem unsichere Lagen. Selbst im nördlichen Odenwald gab es „Weininseln“. Gehalten hat sich der Weinbau nur dort, wo er der Qualität des Weines wegen und wegen eines überdurchschnittlichen Fleißes und Mutes der Wingerter über die schlimmen Zeiten des Niedergangs zu Beginn unseres Jahrhunderts Bestand hatte. In diesen Gebieten gibt es sogar Neurodungen, und der Weinbau gewinnt dort, wörtlich genommen, noch an Boden.

Weite ehemalige Weinbaugebiete und Einzellagen aber sind verödet geblieben und bilden heute die so bekannten Südhänge mit immer mehr sich ausbreitenden Hecken, mit den markanten „Steinrasseln“ aus ehemaligen Lesesteinen und den so typischen, sehr wohl erhaltenen Weinbergmauern. In solchen Lagen, wo keiner an sie gedacht hat, sind sie am ehesten erhalten, die alten Weinbergsteine. Hier werden sie Beispiel, an dem man zeigen kann, was sie waren, was sie bedeuteten, um in anderen gefährdeten Gebieten auf sie aufmerksam zu machen und sie, wenn möglich, als bescheidene Kulturdenkmale zu retten, oder noch besser: sie an ihren Standorten zu erhalten.

Weinbergsteine: wer weiß, daß es sie gibt, entdeckt sie bald in den Mauern alter Weinberge, in den „Ausweichen“ für die Karren, in den Einstiegen zu langen, langen Staffeln. Weinbergsteine: Sie erinnern an den Kauf eines Weinberges, an das Wiederbepflanzen, an einen Erbfall, an ein gutes Jahr, an eine Neuanlage; sie erinnern an den Eigentümer oder flehen um einen guten Ertrag²⁾. Weinbergsteine sind in der Regel behauene Steine und kombinieren Zeichen, Namen und Jahreszahl, wobei die Buchstaben den älteren „Piktogrammen“ den Rang abgelaufen haben. Weinbergsteine sind Steine des Stolzes. Sie sind sozusagen private Eigentumsbezeichnungen, eine Art „Privatgrenzstein“. Sie sind verhältnismäßig jung, denn sie stammen erst aus den Zeiten, als fast jeder des einfachen Volkes lesen und schreiben konnte: aus den letzten beiden Jahrhunderten also, die dem unsrigen voraus gingen.



1) Weinbergstein „1859 K. Ruff“, Flurstück 652, Mosbacher Weg, Gemarkung Neckarzimmern, in der Mauer im 4. Beet.

2) Weinbergstein, vermutlich von der Mosbacher Stadtmauer stammend, jetzt in den Mosbacher Städt. Sammlungen (Gutleutkapelle).



Sehr oft sind diese „Eigentumssteine“ selbstgemacht. Der Stolz, endlich einen Weinberg neuangelegt, ererbt oder gekauft zu haben, hat die Eigentümer „hingerissen“, trotz der unmenschlichen Schwerarbeit am steilen Hang die Zeit aufzuwenden, sich zu „verewigen“³⁾. Diesem Gefühl „mein Weinberg, mein alles“ entspringt auch die große Lust, sich ein Weinberghäuschen oder wenigstens einen Unterschlupf in der Mauer gegen Blitz, Hagel und Wetter zu erbauen und ebenfalls mit Weinbergsteinen zu kennzeichnen⁴⁾.

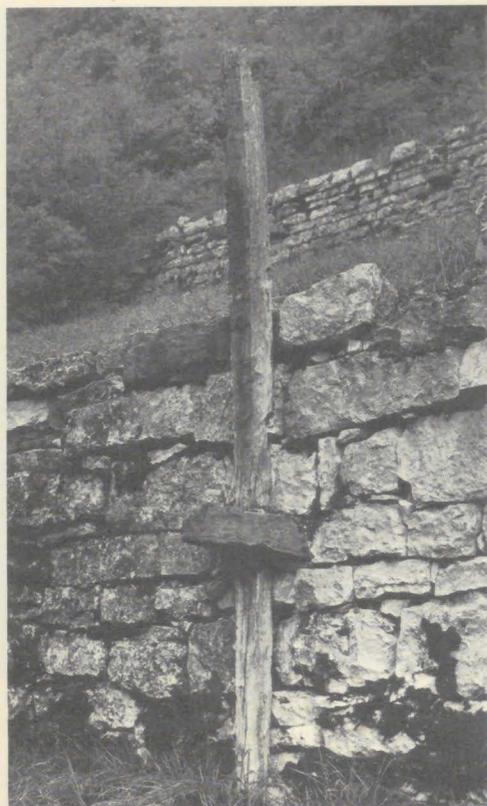
Die Weinbergmauern sind sehr kunstvoll aufgesetzt. Sie hätten sonst als Trockenmauern auch nicht bis auf heute überdauert. Der am Ort vorkommende Stein – er fiel beim Roden und Rigolen an – war das Material, ergänzt durch Mauersteine, die bei Abbrüchen anfielen und sehr gelegen kamen, weil sie bereits zugerichtet waren. Besondere Steine aber, wie z. B. für wichtige Staffeln, dann für die Lochsteine oder „Kammeze“⁵⁾ oder Steine für die Abstellplätze der Butten wurden von weiter her geholt, ja sie waren meist auch vom fachkundigen Steinhauer zugerichtet. Diese „Zugaben“ sind heutzutage leicht zu erkennen, stammen sie doch in der Regel aus einer ganz anderen Gesteinsformation, dem roten oder grauen Sandstein, der, wenn höhere Ansprüche gestellt wurden, viel besser und leichter zu behauen war.

Weinbergsteine sind darum fast ausnahmslos fremde Steine, die aus einer anderen Landschaft stammen und als Fremdlinge in die Kalksteinmauern eingefügt wurden – mit den bekannten Ausnahmen⁶⁾. Das ist aber nur die eine Seite der Herkunft und Entstehung dieser Art Steine. Eine andere ist viel interessanter und für den Volkskundler ergiebiger. Ein guter, gesunder Stein, mit viel Mühe behauen, wird selten „verworfen“, wenn es auch in der Bibel heißt, daß die Bauleute den Stein verworfen hätten⁷⁾. Behauene Steine mit Namen oder Monogrammen, Jahreszahlen und Zeichen „wandern“ aus den Häusern oder Mauern, z. B. von Stadtmauern und Burgen⁸⁾, in die Weinberge. Alte Grenzsteine werden verwendet⁹⁾, überzählige

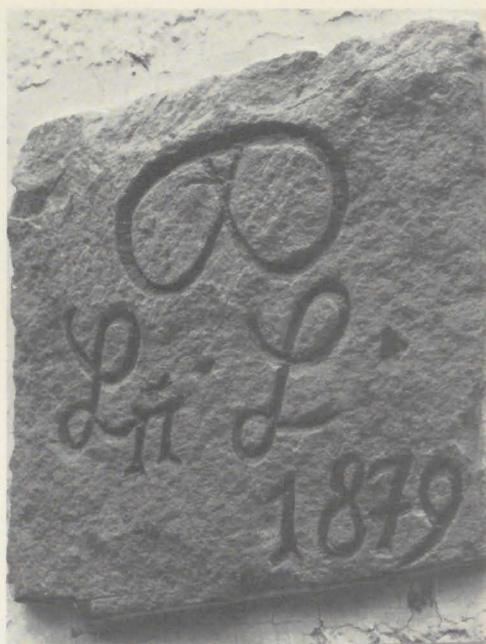
Werkstücke finden Abnehmer, Türstürze geraten in Weinbergmauern¹⁰⁾, ja sogar Hausmarken finden sich plötzlich im Weinberg.

Ein guter Stein tut einem leid, wenn er weggeworfen werden soll. Erst in unseren Tagen, wo der Planerraupenfahrer oft gar nicht mehr sieht, was er räumt, sind solche Gefühle abhanden gekommen. Hinzu tritt die Hast, „Zeit ist Geld!“ – Wer kann sich da schon durch Gefühle aufhalten lassen? Verschüttet sind solche Gefühle dem Stein gegenüber, der irgendwelche Zeichen trägt, bei Leuten vom Bau nie ganz. Man kann sie sehr wohl wieder wecken; und das ist die Aufgabe, die heute dem Heimatfreund, mehr noch dem Volkskundler, zukommt: nicht jammern um Verlorenes aus „guten alten Tagen“, nein – aufklären, diesen Kleinigkeiten einen Sinn geben, die Augen schärfen, nicht nur die der Fachleute, sondern die derer, die zwangsläufig mit solchen Kleindenkmälern, im Guten und im Bösen, konfrontiert werden. Da fallen geschickt vorgetragene Hinweise und Fingerzeige noch immer auf fruchtbaren Boden. Zwar heißt es bei diesen „harten Männern“, die, wie es so schön heißt, „des Tages Last und Hitze tragen“¹¹⁾, oft „weg mit dem Kram, keine Zeit, da könnte ja jeder kommen!“ Aber stehen bleiben die Steine dann doch oder werden, es ist nicht zu fassen, am Feierabend beinahe liebevoll geborgen. Ein „Fläschchen“ Bier ist hier immer noch weit überzeugender, als alle Gebote und Verbote, die Denkmalschützer erfanden.

So wie aber gute Steine in die Weinbergmauern wanderten, fanden andere den Weg wieder zurück in die gleichen oder in neue Häuser¹²⁾. Und ein neuer Eigentümer, störte sich meist nicht am Namen seines Vorgängers. Das hängt damit zusammen, daß ein Käufer psychologisch immer in einer besseren Situation ist als der Verkäufer. Man läßt dem Verkäufer, der ja schließlich hat verkaufen müssen, sein „Gesicht“ oder dem toten Eigentümer seine „Ruh“. So wäre auch hier für einen behauenen Stein die Überlebenschance nicht gerade schlecht. Darum finden sich alte Weinberg-



3) Lochstein mit Eichenholzpfahl, genannt „Kammeze“, Flurstück 652, Neckarzimmern, 3. Beet.



5) Weinbergstein von 1879, früher Gewann „Zwerrenberg“, jetzt eingemauert in Haus Hauptstraße 88, Mosbach.

6) Grenzstein von 1616 aus einer Weinbergmauer, Flurstück 784/2, Mosbacher Weg 7/9, Karlheinz Götz, Gemarkung Neckarzimmern (Vorder- und Rückseite).



4) Weinbergstein von 1782, noch am ursprünglichen Standort, zwischen Sonnenrain 18 und 28, Mosbach.





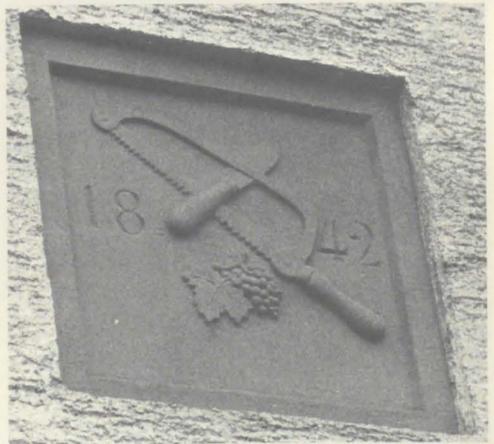
7) Weinbergstein, noch am ursprünglichen Standort, zwischen Sonnenrain 18 und 28, Mosbach.

steine auch gelegentlich auf den Schauseiten der Weingärtner-Häuser oder der Wirtschaften¹³). Mit Hilfe des Toten- und Geburtenbuches der Gemeinde ist es dann sehr wohl möglich, seinen Wegen nachzuspüren, ehemalige Eigentümer wieder „lebendig“ werden zu lassen und das wechselvolle Schicksal von Weinbergsteinen zu erhellen. Ist der Eigentümer verifiziert, gibt das Grundbuch die Möglichkeit, den Kauf, den Voreigentümer, den Kaufpreis, die Größe des Flurstückes offenzulegen. Grundbücher sind in der Regel ab 1813 vorhanden, und aus noch früherer Zeit sind ältere Angaben aus den vormaligen Weinkaufbüchern oder Ackernahrungszetteln, zumindest ab den Jahren 1770/80, übernommen.

Nun läßt es sich heute aber nicht vermeiden, daß ganze Fluren geräumt werden müssen oder daß Straßen, die Neubaugebiete erschließen sollen, alte Weinbergmauern und damit die Weinbergsteine zwangsläufig zerstören. Den-

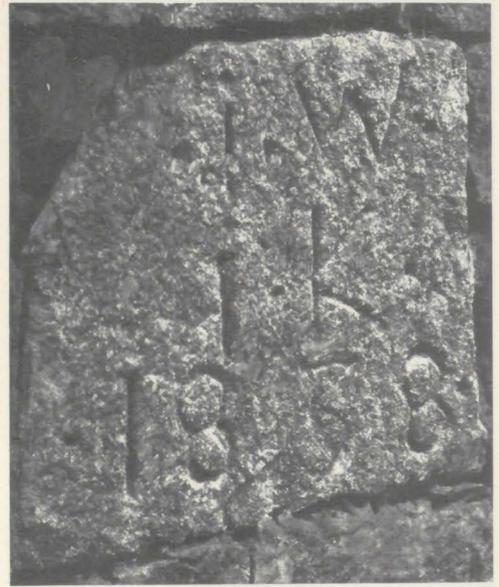
noch kann auch in diesen Fällen durch vorherige Aufklärung viel erreicht werden¹⁴). Meist bedarf es nicht einmal der Überredung, den neuen Eigentümer zu veranlassen, „seinen“ alten Weinbergstein an einer der Öffentlichkeit zugänglichen Stelle einzumauern. Der finanzielle Aufwand dafür wird im allgemeinen gern getragen. Warum? Aus dem oben beschriebenen Besitzerstolz! Es gibt aber auch den Weg, das Haus der ehemaligen Weinbergeigentümer aufzufindig zu machen¹⁵), eine Aufgabe, die spannend ist und die Spaß macht, wenn es gelingt, einen Stein an seiner „richtigen“ Stelle wieder einzumauern. Zur Lösung einer solchen Aufgabe gehört der Mut zur Wahrheit. Der neue Eigentümer muß fest davon überzeugt sein, daß dieser Stein und kein anderer, und sei er noch so unbeholfen behauen, einst zu seinem Haus und zu keinem anderen gehört hat. – Der Weg, der bisher fast immer begangen wurde, wenn ein Stein oder ein Erinnerungszeichen herrenlos wurde, diesen oder dieses einer Sammlung oder einem Museum „anzudehren“, ist als allerletzte Möglichkeit noch tragbar; aber diese Lösung ist nicht der Idealfall¹⁶). Ein ausgebrochener Stein ist eben ausgebrochen, er ist

8) Weinbergstein von 1842, früher Gewann „Henschelberg“, jetzt eingemauert in Haus Gartenweg 24, Mosbach.





9) Weinbergstein aus einem Weinberg im Gewinn „Zwerrenberg“, jetzt eingemauert auf dem gleichen Flurstück, Sonnenrain 81, Mosbach.



11) Weinbergstein, noch am ursprünglichen Standort, zwischen Sonnenrain 18 und 28, Mosbach.

10) Weinbergstein von 1809, bis 1973 eingemauert in einem Gundelsheimer Weinberg, jetzt im Städt. Museum Gundelsheim.



nicht mehr, was er war. Er war ein Teil einer Mauer, und er sollte es bleiben.

Es gibt nun unter den Funden von Weinbergsteinen auch solche, die viel aus der Ortsgeschichte sagen. Andere sind sehr bescheiden, mehr als bescheiden behauen. Wieder andere setzen den Entdecker in Entzücken, weil sie nicht nur Namen und Jahr ansagen, sondern auch den Beruf des Besitzers, und zwar mittels eines Zeichens, mittels eines Piktogrammes, das jeder lesen kann. Daß hierbei die Zeichen der Berufe für Speis und Trank dominieren, ist leicht erklärlich. Im Hauptberuf waren die Weingärtner und Gastwirte doch oft Metzger und Bäcker. Aber sicher hängt es auch damit zusammen, daß diese Berufe zu allen Zeiten ihren Mann ernährten und darüber hinaus Geld übrig ließen. Geld haben ist nun einmal die Voraussetzung dafür, sich etwas Besonderes wie einen Weinbergstein zu leisten, wobei dann dieses Besondere sogar noch der stillen Werbung dienen konnte, die wir auch in den ver-

gangenen Jahrhunderten, wenn auch nicht so dick aufgetragen, voraussetzen dürfen. Sicher gibt es in Baden-Württemberg Weinbergstein-Standorte, die über die verschiedensten Berufe, vielleicht über ganz seltene, etwas aussagen. Wer hat schließlich nicht gern Wein getrunken aus dem eigenen Wachstum? Wenn Bestandsaufnahmen geglückt sind, wird man hierüber Näheres wissen.

Die im Bild wiedergegebene Sammlung aus dem Raum des südlichen Neckartals zwischen Mosbach und Gundelsheim soll eine Anregung zu solch einer Bestandsaufnahme sein. Einzelbeispiele sollen zeigen, um was es geht. Der Verfasser ist sich dessen bewußt, daß er nicht alle Steine dieses Raumes gefunden hat, obwohl ihm im vorletzten Jahr kein Weinberg zu steil und zu heiß war, wenn er auf der Suche war. Aber



12) Als Weinbergstein benützter Türsturz von 1863, früher im Gewann „Haubenstein“, jetzt eingemauert in Haus Harnischgasse 15. Mosbach.

darauf kommt es nicht an. Wichtiger wird es sein, die Diskussion anzuregen, zur Nachahmung in anderen Kleinlandschaften Mut zu machen, wo andere „besser daheim“ sind. Bei dieser Gelegenheit ist noch darauf hinzuweisen, daß auch die vornehmen Konkurrenten

13) Bierbrauerstein des Gustav Schifferdecker (1834–1875) von 1867, früher am Eiskeller „Gustavsburg“, Mosbach, jetzt eingemauert am Haus der Baden-Württembergischen Bank. Alle Fotos: E. Hannemann, Mosbach





14) Weinbergstein, vermutlich Bruchstück von einer Burg, früher Weinberglage „Steingerück“, Groß-Umstadt, jetzt bei Georg Brenner, Obergasse 2, Groß-Umstadt.

Foto: E. Schäfer, Groß-Umstadt

des Weinbaus, die Bierbrauer, sich der Steine bedient haben, um voll Stolz etwas von ihrem Beruf und allem, was ihm diente, auszusagen. Gemeint sind die Biersteine der Bierbrauer und die Steine an den Eingängen alter Eis- und Bierkeller. Sie sind seltener und auch bei weitem gefährdeter, weil immer mehr Bierkeller einstürzen oder, um Gefahren zu bannen, unzugänglich gemacht werden. Es war nicht schwer, den Architekten zu überzeugen, daß ein solcher Bierstein sehr wohl in die Betonfassade eines Bankgebäudes eingemauert werden kann, um den Späteren zu dokumentieren, daß hier einst einer der kleinen Bierbrauer gebraut hat¹⁷⁾.

Anmerkungen:

¹⁾ Es gibt auch moderne Weinbergsteine, geschaffen von namhaften Künstlern, z. B. im Weinbaugebiet Tuniberg südlich des Kaiserstuhls. Der Tuniberg, dessen Gesicht vollkommen verändert wurde, ist durch einen Höhenweg erschlossen. Es war das Verdienst des ehemaligen Landwirtschaftsministers Eugen Leibfried, Neckargerach/Guttenbach, neue Weinberg-Denkmale zu fordern und schaffen zu lassen.

²⁾ Vgl. einen abgegangenen Weinbergstein aus dem Gewann „Quendeltal“, Gemarkung Obrigheim, Neckar: aufrecht stehender Stein mit der Inschrift „Der Herr beschütze diesen Weinberg vor Frost und Hagelschlag . . . E (Ernst), 175 . . .“ Der Gewährsmann, Philipp Peter Ernst III, Obrigheim, verstorben 1974, der „Kronewirts-Ernste-Philipp“, sah den Stein 1914 noch an seinem Platz. 1918 war der Stein verschwunden und mit einiger Sicherheit irgendwo ein sogenanntes „Faßlager“ in einem Obrigheimer Keller geworden. (Dankenswerter Hinweis von Rechtsanwalt Eckard Hoffmann, Obrigheim).

³⁾ So etwa ein Weinbergstein, roter Sandstein, 30×35×12,5 cm, an der Staffel im Eingang zum 4. Beet, Flurstück 593/540, Gemarkung Neckarzimmern, mit der Inschrift: „1859, K. Ruff“ (Abbildung 1). Carl Ruff (spätere Schreibweise Karl Ruff), geboren am 23. 7. 1807, gestorben am 30. 10. 1880, war Glaser, Gemeinderat und Gemeinderechner in Neckarzimmern. Er erbt am 12. 9. 1833 die 30 Ruten Weinberg von seinem Vater, Johann Georg Ruff, geb. am 30. 4. 1766, gest. am 7. 2. 1833 in Neckarzimmern. Dessen Vater, Johannes Ruff, wanderte anlässlich der Erweiterung der evangelischen Kirche zu Neckarzimmern 1764 als Maurermeister von Tirol

ein. Seine Kinder entstammen alle der ersten Ehe mit einer Neckarzimmernerin (geb. Lechner). Sie wurden zum Teil Maurer, andere wanderten aus. Der Maurerberuf hat sich in der Familie Ruff erhalten. Der beschriebene Weinbergstein stammt entweder von Karl Ruff selbst oder von einem seiner Maurer-Brüder. Am 15. 6. 1881 erbte Georg Philipp Ruff den Weinberg. Jetzt ist er mit 99 Ruten Weinberg und 45 Ruten Reutfeld eingetragen. Dieser Eintrag wurde im neuen Grundbuch als Flurstück 652 übernommen. (Alle standesamtlichen und grundbuchamtlichen Angaben stammen von Karlheinz Götz, Neckarzimmern, wofür sehr zu danken ist).

⁴⁾ Beispiel: Türsturz im Weinberghäuschen, Gewann „Hohberg“, Gemarkung Haßmersheim/Neckarmühlbach. Grauer Sandstein, 17×17 cm, Inschrift: „GH 1805“. – Beispiel für einen „Unterschluß“: Gewann „Neckarhelde“, früher Weinberge, am Weg zwischen dem 3. und 4. Beet, jetzt Gemarkung Obbrigheim/Mörtelstein.

⁵⁾ Lochsteine, meist aus rotem Sandstein, wurden „Kammeze“ genannt (siehe Abbildung 3). In die Lochsteine kamen Eichenpfähle, an deren Spalier besonders gute Trauben reiften. (Dankenswerter Hinweis von Karl Rundler, Neckarzimmern).

⁶⁾ Weinbaulagen im Sandsteingebiet: am Neckar Binau, Mörtelstein, an der Tauber Reicholzheim, am Main Klingenberg.

⁷⁾ Matthäus 21, Vers 42 (nach Psalm 118, Verse 22/23) und auch Apostelgeschichte 4, Vers 11.

⁸⁾ So stammt ein Weinbergstein vermutlich aus der Mosbacher Stadtmauer, der später am Weinberg des Heinrich Brohm, Gewann „Henschelberg“, heute Merianweg, eingelassen war. Der Stein befindet sich jetzt in der Sammlung „Gutleutkapelle“, Mosbach (Abbildung 2).

⁹⁾ So der auf Abbildung 6 wiedergegebene Grenzstein aus einer Weinbergmauer von Flurstück 784/2, Mosbacher Weg 7/9, Eigentümer Karlheinz Götz, Neckarzimmern. Stein, behauen, 67×20×9,5 cm, Inschrift: „FPC“, Rückseite „1616“ (= Fridericus Palatinus Comes, Friedrich V., „der Winterkönig“, 1596–1632, Kurfürst von 1610–1620). Unter der Regierung Friedrichs V. haben die kurpfälzischen Renovatoren viele Grenzen neu versteint. Der Stein ist entweder ein überzähliges Werkstück, weil ohne Nummern, oder er wurde von der Gemarkung Neckarelz (zur Kurpfalz gehörig) hierher verschleppt. (Freundlicher Hinweis von Karlheinz Götz, Neckarzimmern).

¹⁰⁾ So ein Türsturz, Inschrift: „K. Müller 1863“, früher im Gewann „Haubenstein“ in der Nähe des sogenannten „Hexenhäuschens“, jetzt eingemauert im Erdgeschoß des Fachwerkhauses Harnischgasse 15, Mosbach; Eigentümerin Stadt Mosbach. (Abbildung 12).

¹¹⁾ Matthäus 20, Vers 12.

¹²⁾ Ein solcher ehemaliger Weinbergstein, früher im Gewann „Henschelberg“, Mosbach, befindet sich jetzt Gartenweg 24. Grauer Sandstein, 45×42 cm, Zeichen: Baumsäge mit Traube und Blatt, 1842 (Abbildung 8).

¹³⁾ Ein Weinbergstein, ehemals Ofenstein für einen Dreibeinofen, einst im Gewann „Zwerrenberg“, Mosbach, ist jetzt eingemauert in eine Mauer des Grundstücks Sonnenrain 81 durch den Eigentümer German Vogt, dem für den Hinweis zu danken ist. Roter Sandstein, Höhe 63, Breite 58, Stärke 23 cm (Abbildung 9).

¹⁴⁾ Ein Weinbergstein, noch am ursprünglichen Standort, Gewann „Henschelberg“, Mosbach, jetzt Sonnenrain, befindet sich in der Mauer eines ausgestockten Weinbergs zwischen Haus 18 und 28. Eigentümerin: Martha Wohlfart, Am Hardberg 12, Mosbach; roter Sandstein, 54×26 cm, Inschrift: Rand, „PLD“, Metzgerbeil (?), 1782? (1789?) (Abbildung 4).

¹⁵⁾ Ein Weinbergstein, früher im Gewann „Zwerrenberg“, Mosbach, durch Straßenbau gefährdet, vom Verfasser geborgen, ist jetzt eingemauert im Gasthaus „Adler“, Hauptstraße 88, Mosbach. Roter Sandstein, 37×32 cm. Er zeigt eine Brezel und die Inschrift „Lu . L . 1879“ (Abbildung 5). Die Buchstaben „Lu . L.“ erinnern an den Gastwirt und Bäcker Johann Ludwig Lenz, der am 19. 12. 1832 als Sohn der Eheleute Johann Georg Lenz und Juliane, geb. Steibing, in Mosbach geboren wurde. Er, der zweimal verheiratet war, hatte mit seiner Ehefrau Pauline Bucher fünf Söhne. Er starb am 17. 8. 1908. Schon 1906 hatte er seine Gastwirtschaft an Wilhelm Gramlich verkauft. Der Enkel Willi Gramlich betreibt heute den „Adler“ und hat den Weinbergstein 1974 in seinem Haus einmauern lassen. (Standesamtliche Angaben von Karlheinz Götz, Neckarzimmern).

¹⁶⁾ So befand sich ein Weinbergstein bis 1973 in einer Gundelsheimer Weinlage, in einer Mauer an der Mündung zweier Wege rechts der Straße Gundelsheim–Tiefenbach. Der Stein kam nach Umwegen mit Hilfe der Stadt Gundelsheim und der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart, in das Städt. Museum Gundelsheim auf Burg Horneck, wo er z. Z. lagert. Grauer Sandstein, 56×54×16 cm, Inschrift: „FB, 1809“, Ochsenkopf (Abbildung 10).

¹⁷⁾ Vgl. einen Bierbrauerstein, roter Sandstein, 70×9 cm, Inschrift: „Philipp Martin Schifferdecker, Wilhelmine Sch. Geb. Deetken, 1834“, links Hopfen, rechts Gerste, darüber Hopfen, in der Mitte liegendes Faß, aus diesem herausstehend Rührer, Küferknüpfel, „Lieschthaken“. Seit 1976 ist der Stein eingemauert in das Haus der Baden-Württembergischen Bank, Gartenweg 8, Mosbach.

Schöner Tag

*Bewahre mir
Den letzten Strahl
Der Sonne,
Schöner Tag,
Bevor du scheidest.
Vor meinem Fenster
Tanzt
Schon leise
Ihren Walzer
Selbstbewußt
Die Nacht,
Die langsam
Alles Licht
Mit ihrem dunklen
Schleier deckt.
Dir,
Schöner Tag,
Winke ich nach
Nun ohne Wehmut.
Die Stille,
Die uns die Nacht
Bereitet,
Verklärt,
Was uns der Tag
Geschenkt.*

Hans Bahrs

Lotzbeck und Lamey

Ein Kapitel aus der badischen Wirtschaftsgeschichte

Bernhard Lamey, Freiburg

Am 30. Dezember 1764 – es war ein Sonntag – beging die Stadt Lahr nach altem Brauch ihren Schwörtag. Im Rahmen dieses ehrwürdigen Aktus zur Amtseinsetzung der neugewählten Stadtoberigkeit wurde auch ein neuer Name in die Bürgermatrikel von Lahr eingetragen: Johann Martin Lamey. Mit aller Feierlichkeit wurden diesem jungen Zuzügler die Bürgerrechte verliehen, nicht ohne daß ihm auch die Bürgerpflichten gehörig eingeschärft worden wären.

Dieser bürgerstolzen Amtshandlung schloß sich gleich ein anderer, diesmal mehr feuchtfrohlicher Aktus an, die Aufnahme des neuen Mannes in die Lahrer Handlungszunft. Im Kreis der recht zahlreichen handlungszünftigen Kaufleute aus dem betriebsamen Städtchen wurde das Einstandsmahl genossen und begossen, nachdem nach altem Herkommen das Zunftgeld entrichtet worden war.

In Wirklichkeit waren diese Zeremonien des öffentlichen und des „gemeinen“ Rechts nichts als äußeres Beiwerk zu der bedeutsamen persönlichen Lebenswende, die diese Einbürgerung für den jungen Kaufmann bedeutete, eine gedoppelte Lebenswende: einmal der Eintritt als Teilhaber in die Handelsfirma des Christian Samuel Lotzbeck und – noch nicht genug des Seßhaft-Werdens – zum zweiten gleich auch die Eheschließung mit Charlotte Lotzbeck, der 1744 geborenen Tochter des genannten Kaufherren.

Damit trat der junge Kaufmann, der im Jahre 1736 zu Münster im Gregoriental, also im Elsaß geboren war, in eine Familie ein, die dazu bestimmt war, in der Zukunft einen bedeutenden Platz in der Wirtschaftsgeschichte des Badner Landes einzunehmen. Johann Martin Lamey hat als Sozius des ersten Handlungsbeflissenen

aus der Familie Lotzbeck, eben jenes Christian Lotzbeck, sehr Wesentliches zu den Anfängen und Erfolgen dieser aufstrebenden Firma beigetragen. Er hat durch seinen Fleiß, seine Welterfahrung, sein Geschick daran mitgewirkt, den soliden finanziellen Grund zu legen, auf dem die nächste Generation dann ihr Werk, den ersten eigentlichen Fabrikationsbetrieb in Lahr, die berühmte Schnupftabakfabrik Lotzbeck, errichten konnte. Seine Lehr- und Wanderjahre, welche die Voraussetzungen dafür schufen, verdienen sehr wohl eine Schilderung und Würdigung, zumal sie auch in kulturgeschichtlicher Hinsicht Interessantes bieten.

Johann Martin Lamey entstammte einer seit dem 16. Jahrhundert urkundlich nachgewiesenen Sippe, die als besitzliche Winzer und Küfer in dem Vogesental hinter Kolmar ansässig war (und heute noch ist). Schon in jungen Jahren drängte es ihn aus der kleinbürgerlichen Enge hinaus in die große Welt, genau wie es seinen um zehn Jahre älteren Bruder Andreas schon hinausgezogen hatte in die geistigen Weiten der Gelehrsamkeit, an die Universität Straßburg, in den Bannkreis des großen Schöpflin (der aus Sulzburg bei Staufen stammte) und schließlich an die Kurfürstlich-Pfälzische Akademie der Wissenschaften in Mannheim. Entschieden hat das Vorbild des älteren Bruders stark auf Johann Martin eingewirkt, doch kam diesem Einfluß eine natürliche Begabung für das Geld- und Handelswesen entgegen. Weit über die ersten Schritte des Jünglings hinaus blieb das Verhältnis der beiden Brüder zeitlebens sehr innig. Der ältere Andreas, schon in Amt und Würden, nahm sich des jungen begabten Bruders geradezu väterlich an. Dieses schöne brüderliche Verhältnis dokumentiert sich in den rund 200 Briefen des Johann Martin an Andreas, die im

Straßburger Stadtarchiv erhalten geblieben sind und auf die sich diese Ausführungen im wesentlichen stützen.

Im Jahre 1759, also mit 23 Jahren, trat nach einer elementaren kaufmännischen Lehre J. M. Lamey in den Dienst der Firma Bernard et fils zu Frankfurt am Main. Die Gründer dieses Hauses waren Söhne einer Straßburger Kaufmannsdynastie. Sie betrieben unter anderem in Offenbach eine sehr leistungsfähige Fabrik für den zu jener Zeit ungemein beliebten Schnupftabak. Ihre Sorten „Pariser“ und „Marokko“ waren weltberühmt. Diese Begegnung des jungen Mannes mit der neuen Industrie enthält schon den Keim einer zukünftigen Entwicklung.

Doch zunächst galt es, viel zu lernen, Erfahrungen zu sammeln, Weltläufigkeit zu erwerben, sich mit den unterschiedlichen Handelsusancen bekannt zu machen. Johann M. Lamey unternahm im Auftrag seiner Handelsherren ausgedehnte Geschäftsreisen nach Holland, nach Berlin, nach Breslau; in vierspänniger Kutsche bereiste er vier Monate lang Polen, Kurland und Livland. Überall knüpfte er wertvolle Handelsbeziehungen an, die ihm späterhin von Nutzen werden sollten.

Daß diese Reisen durchaus kein Vergnügen waren, sondern ein riskantes Wagnis voller Gefahren und Abenteuer, zumal während der siebenjährigen Kriegsläufe von 1756 bis 1763, das geht aus den Briefen des unternehmenden jungen Kaufmanns deutlich genug hervor. So heißt es einmal (1762): „Unsere liebe Mutter ist an genau demselben Tag verstorben, an dem ich ein Jahr zuvor in Schlesien beinahe durch Kosaken umgekommen wäre.“ Und ein anderes Mal: „Endlich bin ich glücklich wieder in Frankfurt angekommen, nachdem ich alle Hindernisse und Schwierigkeiten des Wassers und der fast ungangbaren Wege überwunden habe. Sie waren die Ursache, weshalb ich die Reise so lange hinauszögern mußte. Und dennoch hätte sie verhängnisvoll werden können angesichts der Gefahr, der wir ausgesetzt waren, als uns zwischen Alsfeld und Grünfeld um 8 Uhr

abends vier Straßenräuber überfielen. Aber wir haben sie durch Pistolenschüsse in die Flucht geschlagen . . .“

Die Besorgnisse, die immer wieder wegen der Unsicherheit der Reisewege geäußert werden, hatten ihren tieferen Grund, wenn wir bei genauerem Studium der Briefe erkennen, daß es bei diesen Reisen nicht nur um harmlosen Schnupftabak ging, sondern daß der wagemutige Kaufmann auch geheimnisvolle Kommissionen übernahm, vermutlich auch zum Teil auf eigene Rechnung und Gefahr. Mehrfach stoßen wir auf Andeutungen über „Steine“ und „wertvolle Stücke“, die er zu überbringen hatte. Deutlicher wird es in einem Brief vom 15. Juni 1762 gesagt: „Ich habe soeben im Auftrag von M. Jordan dem König (gemeint ist Friedrich II.) zwei für seinen Gebrauch bestimmte, sehr wertvolle Stücke überbracht, einen reich mit Brillanten besetzten Degen im Wert von 50 Talern, sowie einen reich mit blauen Steinen verzierten sehr wertvollen Krückstock. Der König dankte durch Handschreiben.“ Da es hierbei um recht nutzbringende Geschäfte gegangen sein muß, besaß der strebsame Handelsmann bei Kriegsende 1763 bereits ein ansehnliches Vermögen und zudem ausgezeichnete Handelsbeziehungen und Kenntnisse im internationalen Geschäftsleben.

Es war für ihn an der Zeit, eine eigene festgegründete Existenz aufzubauen. Er schwankte noch zwischen verschiedenen, etwas undeutlichen Möglichkeiten, als sein Bruder Andreas, der kurpfälzische Hofrat, mit seiner ganzen Autorität helfend eingriff und seine Beziehungen spielen ließ.

Die Vorgänge, die zu den festlichen Begebenheiten in Lahr führten, sind so typisch für das Zeitalter des Rationalismus, daß sie näherer Schilderung würdig sind.

Ein junger Bürgerlicher aus bescheidener Familie tat zu jener Zeit gut daran, sich der Empfehlung eines adligen Protektors zu versichern. Andreas Lamey ließ es daran nicht fehlen und gewann für seinen Bruder den Baden-Durlachischen Kammerpräsidenten Freiherrn von

Gemmingen als wohlgenegten Fürsprecher. Von noch größerer praktischer Bedeutung aber war es, daß sein bester Freund aus der Straßburger Zeit, Johann Daniel Ullmann, in sehr maßgebender Stellung als Hochfürstlich Nassau-Usingischer Rat und Oberamtmann in Lahr saß, jenem Ortенаustädtchen, das damals zwar erst 3000 bis 4000 Einwohner zählte, aber schon ein sehr gewerbefleißiger Mittelpunkt der ganzen Landschaft war. Ullmann seinereits war wiederum mit dem Haupt der regsamen und aufstrebenden Familie Lotzbeck befreundet. Dieser Christian Samuel Lotzbeck, Sohn eines Pfarrers zu Lahr, hatte bei Joh. Jak. Lung in Kolmar „die Handlung erlernen“ und betrieb einen für damalige Verhältnisse schwunghaften Großhandel mit den Landesprodukten Hanfgarn und Leinwand. Dadurch war diese junge und aufstrebende Firma von großer Bedeutung für die Landwirte, insbesondere des Hanauer Landes. Der Lebensweg des Christian Lotzbeck bietet ein Zeugnis mehr dafür, wie eng und rege die gegenseitigen Beziehungen über den Oberrhein hinweg damals waren.

Die genannten Herren, zu denen auch noch der große Schöpflin zu rechnen ist, fädelten nun eine recht kluge und wohlberechnete Transaktion ein, laut welcher Johann Martin Lamey Bürger von Lahr und mit seinem Kapital Teilhaber der Firma Lotzbeck werden sollte. Zugleich sollte er die hübsche Tochter Charlotte des Sozias-Schwiegervaters ehelichen. All das wurde, ohne jeden romantischen Gefühlsaufwand und ohne verträumte Zeitverschwendung brieflich vereinbart und stipuliert. Für unsere Begriffe ist es unfassbar, mit welchem Vertrauen auf die Weisheit und Freundschaft die jungen Leute ihr Schicksal ruhig den älteren Beratern anvertrauten. Johann M. Lamey schickte im Herbst 1764 dann der Lotzbecktochter, die er noch gar nicht kannte, einen Diamantring, wohl als Verlobungszeichen. Zu Beginn des Jahres 1765 schreibt Johann Martin an Andreas in der damals noch üblichen formellen Weise: „Hochverehrter Herr Bruder, ich erwarte jetzt jeden Augenblick die Weisung von Herrn Ull-

mann, mich nach Lahr zu begeben. Ich gehe um so lieber dorthin, als ich meine Zukünftige bis jetzt noch nicht gesehen noch gesprochen habe. Sie selbst wird ihrerseits wohl dieselbe Ungeduld bekunden. Ich lade Sie herzlich zu meiner Hochzeit ein, wenn es Ihnen Ihre Zeit erlaubt, mir diese Ehre zu erweisen.“

Und dann ist es so weit! Der große Schöpflin, der herzlichen Anteil an dieser Geschäfts- und Herzens-Transaktion nahm, beglückwünschte Mitte Dezember 1764 seinen früheren Assistenten Andreas Lamey: „Ihr Bruder macht eine gute Heirat“, schrieb er und teilte ihm dann im Jahre 1765 mit, daß Johann Martin nach Lahr abgereist sei, wo er zweifellos sein Glück finden werde. Am 11. Februar 1765 fand die Hochzeit statt, an der Andreas und mehrere Straßburger Freunde teilnahmen.

Um es gleich vorweg zu nehmen: Johann Martin Lamey hat tatsächlich sein Glück gefunden. Das von der Vernunft diktierte Kalkül des Bruders und der Freunde ging auf; nicht nur als Kaufmann, sondern auch als Ehemann kam Johann Martin Lamey auf seine Rechnung. Die Lotzbecktochter schenkte ihm nicht weniger als neun Kinder, unter ihnen auch August, der nachmals berühmte elsässische Dichter.

In seiner Eigenschaft als Geschäftsteilhaber hat Johann M. Lamey es nicht verabsäumt, seinen Sozias-Schwiegervater und dadurch auch dessen Söhne Karl und Christian eingehend über seine Kenntnisse und Erfahrungen in der Fabrikation und im Vertrieb von Schnupftabak zu informieren. Die biedereren Provinzkaufleute erfuhr durch ihn Authentisches über die ungeahnten Gewinnmöglichkeiten, die eine industrielle Produktion und ein weltweit organisierter Handel bieten kann. Lamey's Anregungen fielen bei den unternehmenden Lotzbecks auf fruchtbaren Boden. Der junge Lotzbecksohn Karl wurde zur Erziehung und Ausbildung nach Straßburg gegeben, damals ein Zentrum des Schnupftabakgeschäfts. Herangewachsen, gründeten die beiden Schwäger des Johann M. Lamey dann im Jahre 1774 jene Schnupftabakfabrik, die für Lahr und das Umland von großer

Bedeutung werden sollte. Johann M. Lamey hatte zwar die Anregung zu dieser Gründung gegeben, hatte aber geschäftlich keinen Anteil an ihr.

Denn zu jenem Zeitpunkt hatten sich die Wege der Geschäftspartner bereits getrennt. Johann M. Lamey hatte sich mit dem ganzen Schwung seiner 28 Jahre zunächst darauf konzentriert, die Umsätze der Firma zu steigern. Das Warenangebot wurde erweitert, zu Hanf und Leinwand kamen noch Segeltuch, Docht, Zwilch und ähnliche Produkte des Lahrer Hausgewerbes. Auch unternahm er wieder ausgedehnte Geschäftsreisen, diesmal für die eigene Firma, so nach Sachsen, Böhmen, Preußen, Franken und Bayern. Stolz berichtete er seinem Bruder aus Augsburg, daß er mit dem Fürsten Oettingen-Wallerstein einen Liefervertrag über 30 000 Ellen „teilles de chasse“ abgeschlossen habe. Im Jahre 1767 wurden Lotzbeck und Lamey Mitbegründer des ersten, in Gesellschaftsform betriebenen Unternehmens in Lahr, der Handelsgesellschaft Schneider, Lotzbeck und Co. Der rapid wachsende Umfang der Geschäfte machte eine Aufteilung der Zuständigkeiten notwendig, wobei sich Johann M. Lamey schließlich den regen und stark zunehmenden

Handelsbeziehungen zu Holland und der Schweiz widmete. Da dieses Geschäft stark auf die Rheinschifffahrt angewiesen war, siedelte Johann M. Lamey erst nach Kehl und dann nach Straßburg über, wo er „leibzünftig als Handelsmann“ in die Straßburger Zunft „Zum Spiegel“ aufgenommen wurde und bald zu großem Reichtum, angeblich einem Millionenvermögen, gelangte.

In Straßburg überfiel ihn die französische Revolution, von der die letzten Briefe an seinen Bruder Grausiges berichten, dann bricht der durch Jahrzehnte gepflegte Briefwechsel mit dem Bruder ab. Johann M. Lamey mußte aus Straßburg flüchten und hielt sich lange Zeit in Lahr auf. Über zwei Jahre war er von Frau und Kindern getrennt, auch ohne postalische Verbindung mit den Seinen. Sein Schicksal blieb für längere Zeit in Dunkel gehüllt. Er taucht erst im Jahre 1803 wieder auf und zwar bei seinem Sohn Henri Louis Lamey, Baron von Saint Magne, wo er bis 1814 auf dessen herrlichem, 6000 Hektar umfassenden Gutsbezirk St. Magne in der Gironde lebte. Im Jahre 1826 schied Johann Martin Lamey, der Handelsmann zu Lahr, in Straßburg im Alter von 90 Jahren aus einem arbeits- und erlebnisreichen Dasein.

Weiler – eine unbekannte Wüstung im Markgräflerland

Herrn Univ.-Professor Dr. Friedrich Maurer
zu seinem 80. Geburtstag am 5.1.1978.

Diese Arbeit bildet eine Ergänzung zu meiner von Professor Maurer angeregten Dissertation über die Siedlungsgeschichte des Breisgaus. Sie entstand im Zusammenhang mit agrargeschichtlichen Forschungen über dieses Gebiet im ausgehenden Mittelalter.

Erika Schillinger, Freiburg

Im Wald von Wintersweiler, unweit der Bundesstraße 3, liegt ein Stück Acker- und Rebland, das noch heute landwirtschaftlich genutzt wird.¹⁾ Die hier eingezeichneten Flurnamen lauten „Schoren“ und südlich davon „Schorenäcker“.²⁾ Diese Namen deuten auf mühsame Bodenbearbeitung. „Schoren“ heißt mit dem Spaten umgraben,³⁾ eine Tätigkeit, die gewöhnlich zur Bestellung eines Gartens ausgeübt wird, wie die Bezeichnung „Schorgärtlein“ zeigt. Der Flurname „Schorenäcker“ gibt aber einen Hinweis auf ackerbauliche Nutzung in diesem Gebiet und läßt auch eine dazugehörige Siedlung vermuten.

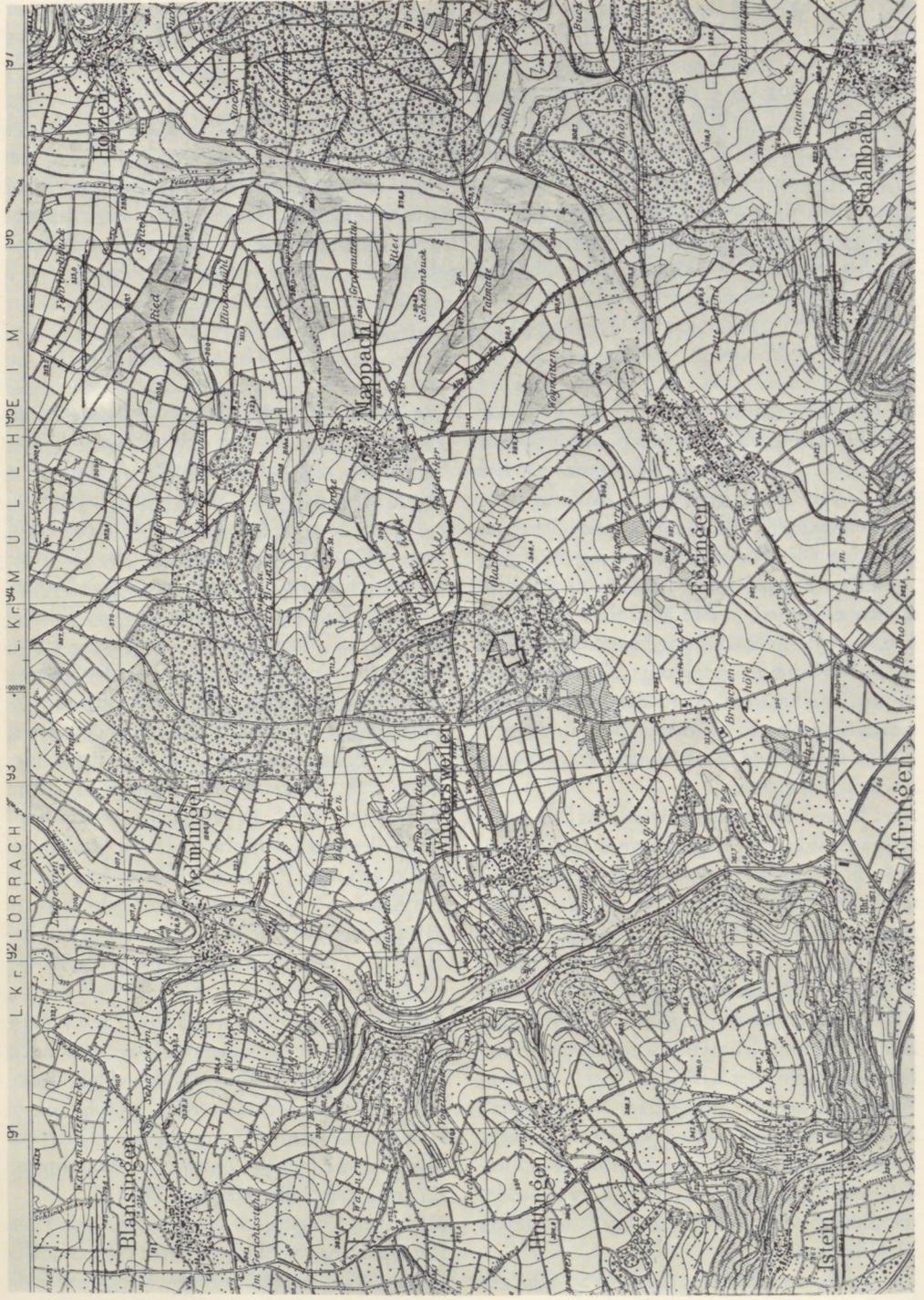
Am Ostrand dieses Waldstückes, das dem äußeren Sausenhard zugerechnet werden darf, verläuft die Gemarkungsgrenze zwischen Wintersweiler und Mappach. Ein an diesen Wald angrenzender Acker heißt „Unterm Weilerholz“, östlich schließen sich das „Weilermättle“ und südlich das Flurstück „Rütte“ an. Das läßt auf einen Siedlungsnamen Weiler schließen. In der südlich anschließenden Gemarkung Egringen führt der „Weiler Weg“ bis zum Wald, von dem ein Stück „Im Weiler Holz“ heißt.⁵⁾ Um Wintersweiler kann es sich nicht handeln, denn mit Hilfe der schriftlichen Überlieferung läßt sich der Nachweis einer besonderen Siedlung mit Namen „Weiler“ in diesem Waldstück erbringen.

Ein Berain von 1659 des Klosters St. Clara in Basel nennt für Mappach ein Juch Acker „Am

Weilerweg“ gelegen.⁶⁾ Von den Zelgen der Jungherrn von Rotberg heißt es um 1480 u. a. „uf der 3. Zelg, wider wiler“,⁷⁾ während die dritte Zelge der Güter des Hohen Stifts Basel auf Wintersweiler Bezug nimmt.⁸⁾ In einem auf etwa 1300 datierten Zinsrodel des Klosters St. Blasien sind u. a. Zinsgüter in folgenden Orten aufgezeichnet: Wintersweiler – Wiler – Huttingen – Wintersweiler – Kirchen – Hiltelingen – Ötlingen – Weil (Wila). Die Stellung Wilers in dieser Reihenfolge, wie auch die Bezeichnung „villa“ für diesen und andere Orte, deuten auf eine selbständige Siedlung in der Nähe von Wintersweiler.⁹⁾ Auch in einem Kaufvertrag von 1331 bezüglich Güter in Wintersweiler sind Einkünfte „ze wiler“ besonders hervorgehoben.¹⁰⁾ Nach einem andern Berain des Klosters St. Blasien liegt eine Schuppe in Huttingen und in wiler,¹¹⁾ das auch in den Berainen des Domstiftes Basel als „villa Wiler“ besonders aufgeführt ist.¹²⁾

Außer dem um 1330 in „villa wiler“ mit andern genannten Lehensinhaber Wolman kann auch Claus Buman von Wiler als Bewohner dieser Siedlung angesprochen werden. Er folgt in der Zeugenreihe einer Urkunde von 1385 auf Wernli und Claus die Tentzer von Blansingen, einem in der Nähe gelegenen Dorf.¹³⁾

Nach diesen verschiedenen Zeugnissen darf das Bestehen einer Siedlung mit dem Namen „Wiler“ im Wald von Wintersweiler noch am Ende des 14. Jahrhunderts als gesichert gelten.



Schriftlich wird sie zum ersten Mal um 1300 faßbar; sie dürfte jedoch weit älter sein, da die umliegenden Orte im Altsiedelland schon früh bezeugt sind.¹⁴⁾ Die Waldinsellage, wie die Flurnamen „Schoren“ und „Rütte“ im Anschluß an den Wald (s. oben), stellen diese Siedlung in die letzte Periode des Landesausbaus, die man im Oberrheingebiet spätestens ans Ende des ersten Jahrtausends ansetzen muß. Es handelt sich um eine Rodungssiedlung im äußeren Sausenhart. Der Flurname „Schoren“ läßt sich aus dem Umstand erklären, daß man nach Beseitigung der großen Bäume den Boden nicht gleich mit dem Pflug bearbeiten konnte und man noch Jahre hindurch ihn durch Umgraben für die Saat vorbereiten mußte, bis er von der Hauptmasse der Wurzeln befreit war.

Nach Ausweis der geologischen Karte liegt das Waldgebiet von Wintersweiler im Gebiet der pleistozänen Schotter und von Lehm und Löß ebenso wie die Fluren von Mappach und Egringen, die bis heute als Dörfer überdauert haben.¹⁵⁾ Für das Wüstwerden der Siedlung Weiler kann also die Bodenqualität nicht entscheidend gewesen sein, wie das auch die bis heute andauernde landwirtschaftliche Nutzung beweist. Als Grund zur Aufgabe der Siedlung bietet sich in diesem Kalkgebiet auf 380 m ü. d. M. der Mangel an einer ausreichenden Versorgung mit Wasser an. Die benachbarten Orte Wintersweiler (320,60 m ü. d. M.), Mappach (314,60 m ü. d. M.) und Egringen (281,40 m ü. d. M.) liegen erheblich niedriger in der Nähe von Bachläufen.¹⁶⁾ Wiler dagegen, oberhalb des Quellhorizontes dieser Wasserläufe, war mit seiner Wasserversorgung gegenüber Mappach erheblich benachteiligt. Auf dieser Gemarkung sichert eine Brunnenstube an der Quelle des Mappbächle, außerdem durch den Flurnamen „Neue Brünnen“ ausgewiesen, die Wasserversorgung dieses Dorfes.¹⁷⁾ So mögen die Schwierigkeiten der Wasserversorgung bei dem Fehlen von Quellen die Bewohner von Wiler zur Aufgabe der Siedlung veranlaßt haben.

Die Beobachtungen an diesem Weilerort decken sich auch mit den Forschungsergebnissen

von Fritz Langenbeck. Er bezeichnet die Weiler-Orte des Oberrheingebiets auf Grund ihrer Lage zu älteren Siedlungen als Typus des ersten Ausbaus; dazu zählt das oben erwähnte Wintersweiler.¹⁸⁾ Das vom Lateinischen *villare* ins Deutsche übernommene Lehnwort *wilari* wird auch für Kleingruppensiedlungen gebraucht,¹⁹⁾ „und zwar werden sie gern rein appellativisch als ‚der Weiler‘ . . . bezeichnet, erst allmählich wird daraus ein Ortsname, und schließlich erhalten sie, wenn sich ihre Zahl in der Nachbarschaft häuft, noch ein unterscheidendes Bestimmungswort.“²⁰⁾ Diese Verhältnisse mögen auch bei Wintersweiler vorgelegen haben. Da es eine weitere Weilersiedlung in unmittelbarer Nähe nicht gab, konnte sich auch hier ein zunächst appellativisch gebrauchtes Weiler zu einem Ortsnamen ohne Bestimmungswort entwickeln, der dann nach Aufgabe der Siedlung an dieser Stelle nicht als Wüstungsname überdauerte.

Anmerkungen

1) Meßtischblatt 1 : 25000, 8311 Lörrach.

2) Gemarkungsplan Wintersweiler 1 : 10000.

3) Fischer, Schwäb. Wb. 5, Sp. 1116. Schor f., Spaten. „Schauffel darauff man mit dem Fuß tritt, welche Gattung Land insgesamt Schorn genannt wird.“

4) Wie A.1. „Susenhard war ursprüngl. das vom Hochblauen nach Süden und Westen auslaufende Waldgebirge“, Krieger, Topograph. Wb. v. Baden, 2 Bde, ²1904, II, Sp. 800.

5) Gemarkungsplan Egringen 1 : 10000. Hier auch d. Fl. N. „Am Weilerweg“ b. Tiefengraben.

6) Staatsarchiv Basel-Stadt Q 175, 1 Direktorium. Copia Clara Berains zu Mappach de ao 1659, 2. Sept.

7) GLA Karlsruhe 69, P 18 v. Rotberg, 5/88 um 1480. S. auch F. Schülin, Die Hof-Patronats- und Zehntherren in: Das Markgräflerland, H. 3/4, 1974, S. 241.

8) GLA Karlsruhe 66/5304 Berains Auszug der Capplaney Omnium Sanctorum der Hohen Stift Basel zugehörig v. 1570, Erneuerung v. 1654.

9) GLA Karlsruhe, Schäfer Rodel Nr. 50; dazu A. Schäfer, Die ältesten Zinsrödel im Bad. Generalandesarchiv, in: ZGO 112 (1965), S. 357. Die von Schäfer vorgenommene Gleichsetzung von Wiler mit Weil verbietet sich sowohl aus regiona-

len wie aus sprachlichen Gründen: Weil erscheint in diesem Zinsrodel als Wila, wie auch anderwärts: in Willa (786); Wile (1246); Wila (1298) u. ä., Krieger II, Sp. 1379.

¹⁰⁾ Staatsarchiv Basel-Stadt, Klingental H H 100 (1331–1532). Kaufvertrag bezüglich Güter in Wintersweiler v. 1331: „VI £ ze wiler einem priester ze einem jarzit.“

¹¹⁾ GLA Karlsruhe 66/7213, St. Blasien, f. 77.: „scop. sitam in Huttingen et in wiler“.

¹²⁾ Krieger II, Sp. 1476 unter Wintersweiler: „villa Wiler 1381 K. Domstift Basel (Egringen)“.

¹³⁾ Urkundenbuch der Stadt Basel V, 1900, S. 56, 13.

¹⁴⁾ Egringen um 758 (S. G. U. 1,27), Krieger I, Sp.

469–Mappach zw. 890–920 (S. G. U. 2,377), Krieger II, Sp. 141 – Wintersweiler 909 (S. F. U. 2,361), ebda. Sp. 1476.

¹⁵⁾ Metz, Rudolf – Rein, Gerhard: Geologisch-petrographische Übersichtskarte des Südschwarzwaldes, Lahr 1958, S. 120, Abb. 15.

¹⁶⁾ Wie A. 1.

¹⁷⁾ Gemarkungsplan Mappach 1 : 10000. Meßtischbl.: Neun Brunnen.

¹⁸⁾ Fritz Langenbeck, Beiträge zur Weiler-Frage, in: Alemannisches Jahrbuch, S. 19–144, S. 34.

¹⁹⁾ Zur Übernahme aus d. Lat., s. Langenbeck a. a. O. S. 33 ff. u. S. 74 ff.

²⁰⁾ Langenbeck, a. a. O. S. 44.

Regen

Regen

Hängt Glasperlen auf

Freu dich an jeder

Und dem Punkt

Den sie schmücken

Geschmeidig gereiht

Zu glitzernden Ketten

Rosemarie Neumann

Die Stadt Neuenburg am Rhein in alten Bildern und Kartendarstellungen

Winfried Studer, Neuenburg

„Neuburg/oder Neuenburg Ljgt hart am Rhein im Brißgäu/und auff selbiger/oder Germanier Seiten/zwischen Basel und Brysach/und nicht weit von der Stadt/das fuertreffliche Bad Badenwyler. Hat Vor-Zeiten/ehe sie an das Reich kommen/eigene Graffen gehabt. Ums Jahr Christi 1212. oder 14. ungefaehrlich/solle sie von Wulffelino, Kaeyser Fridrichs deß Andern Stadthalter/und deß Reichs zu Hagenau Land-Vogt/mit einer Mauer uembgeben worden seyn“, berichtet Matthäus Merian in seiner „Topographia Alsatie“, 1643.

Um 1175 gründete der Zähringerherzog Berthold IV. auf einer einst halbformig in das tie-

ferliegende Land vorspringenden Landzunge die Stadt Neuenburg am Rhein als Sperrriegel gegen die Absichten des Hohenstaufen-Kaisers Barbarossa. Nach dem Tode Bertholds V. erklärte Kaiser Friedrich II. den größten Teil des Erbes als Reichsgut. So wurde Neuenburg am Rhein 1215 erstmals Reichsstadt. Die ersten Verheerungen mußte die Stadt im Kampfe Friedrichs mit seinem Sohne Heinrich erleiden. 1254 endete die kurze Zeit der Freiheit als die Stadt in den Besitz des Grafen Konrad von Freiburg kam. Unter Konrads Sohn Heinrich kam es zum „Neuenburger Krieg“. Als Rudolf von Habsburg zum König gewählt wurde, er-



Nach einem Stich von Matthäus Merian aus *Topographia Alsatie* 1643

Pl. IV. N. 35. 71. 28.



bey a ist die angefangen arbeit, alwo der feind gleich gegenüber ein trenchée gemacht und immerdar auf die arbeiter feuert

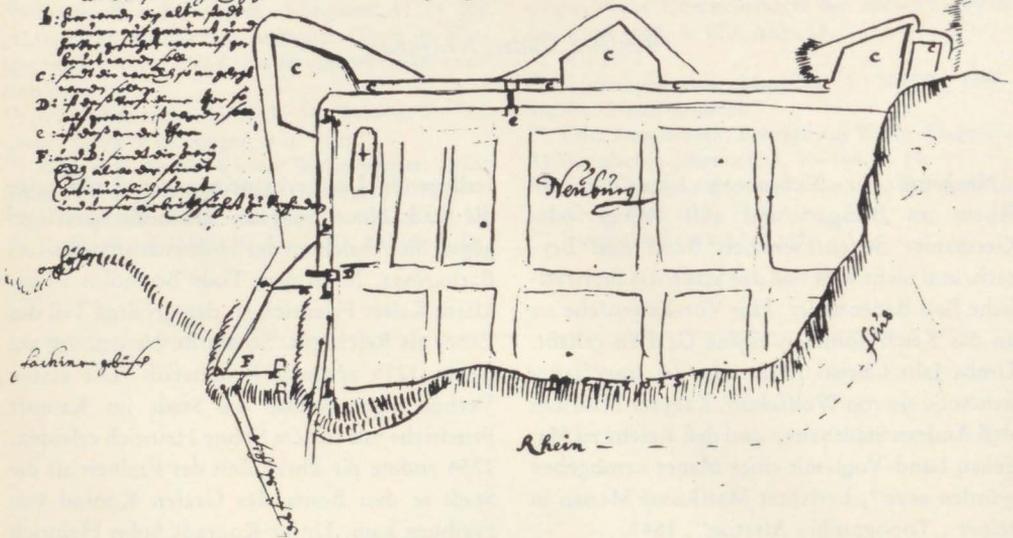
b: hier werden die alten Stadtmauern aufgeräumt und hervorgesuchet, worauf gebaut werden soll

c: sind die werk so angelegt werden sollen

d: ist das verfallene tor so aufgeräumt worden

e: ist das ander tor

f: und b: sind die zwei werk alwo der feind continüierlich feuert und unser arbeit suchet zu verhindern.



Grundriß der Stadt Neuenburg mit Festungswerken im Spanischen Erbfolgekrieg (um 1704). „bey a ist die angefangen arbeit, alwo der feind gleich gegenüber ein trenchée gemacht und immerdar auf die arbeiter feuert. b: hier werden die alten Stadtmauern aufgeräumt und hervorgesuchet, worauf gebaut werden soll c: sind die werk so angelegt werden sollen d: ist das verfallene tor so aufgeräumt worden e: ist das ander tor f: und b: sind die zwei werk alwo der feind continüierlich feuert und unser arbeit suchet zu verhindern.“

hielt die Stadt am 13. Januar 1274 zum zweiten Male die Reichsfreiheit. 1292 übergab König Adolf von Nassau der Stadt Neuenburg am Rhein einen weitgehenden Freibrief. 1331 endete die zweite Reichsunmittelbarkeit der Stadt. Ludwig der Baier verpfändete Neuenburg an die Herzöge Otto und Albrecht von Österreich. Für 12 Jahre wurde die Stadt 1415 zum dritten Male Reichsstadt und kam danach wieder an Österreich. Verheerende Hochwasser haben um 1525 große Teile Neuenburgs mit samt dem Münster hinweggerissen. Am 13. Dezember 1632 mußte die Stadt Neuenburg am Rhein den anrückenden Schweden die Tore öffnen. Nachdem Neuenburg für kurze Zeit an Frankreich kam, wurde die Stadt 1648 wieder an Österreich zurückgegeben.

Im Holländischen Krieg wurde die Stadt Neuenburg 1675 völlig niedergerissen. Erst nach dem Friedensschluß 1679 konnte mit dem Wiederaufbau begonnen werden. 1690 zogen die Franzosen von neuem in Neuenburg ein. 1704 traf die Stadt der vernichtendste Schlag. Am 20. April kam Marschall Tallard nach Neuenburg und ließ bekanntgeben, daß König Ludwig XIV beschlossen habe, innerhalb von 9 Tagen die Stadt Neuenburg dem Erdboden gleichzumachen. Der 1. Mai war der letzte Tag der Räumung. Bis zum Frieden von Rastatt, 1714, blieb die Stadt Neuenburg unbewohnt. Die heimkehrenden Bürger standen in ihrer Stadt vor dem völligen Nichts. 1806 kommt Neuenburg im Zuge der Neuord-

nung der deutschen Länder an das Großherzogtum Baden.

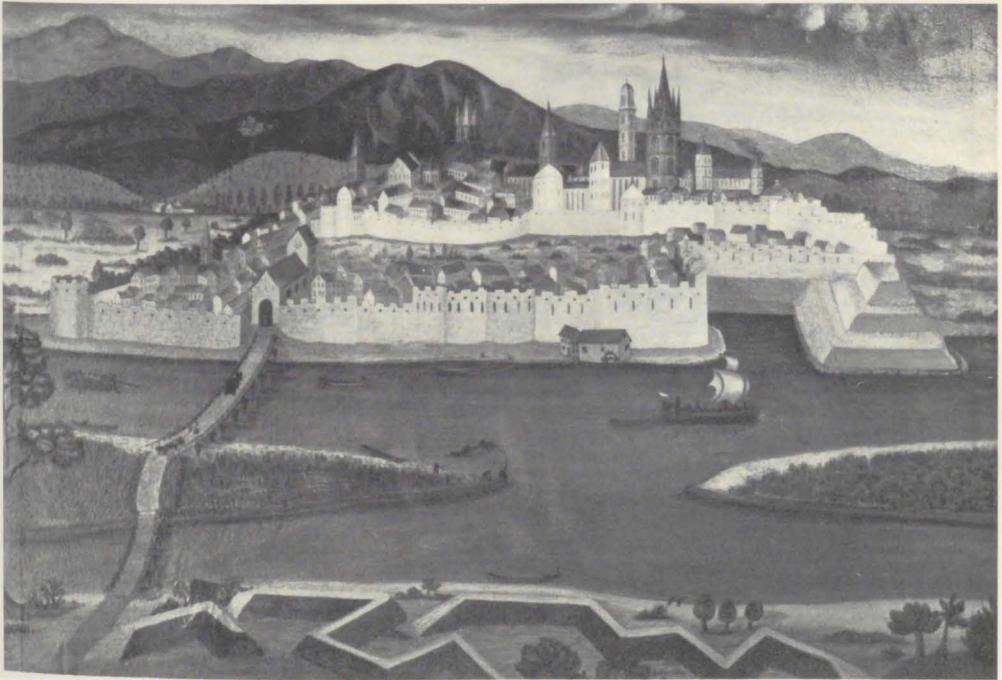
Im Zweiten Weltkrieg wurde die Stadt erneut vollständig dem Erdboden gleich gemacht. Am 24. Mai 1940 platzten die ersten französischen Schrapnell über der Stadt. Vom 9. bis 13. Juni erfolgte die große Beschießung, die den ganzen Stadtkern völlig in Schutt und Asche legte. Sofort wurde mit dem Wiederaufbau begonnen. Er war weit fortgeschritten, als im November 1944 durch Artilleriebeschuß die Stadt erneut zerstört wurde.

In der Ausstellung zur Stadtgeschichte im Neuenburger Rathaus befindet sich ein Bild der mittelalterlichen Stadt „Westliche Ansicht der ehemaligen freyen Reichsstadt Neuenburg am Rhein nach dem Grundriss vom Jahr 1300 aufgenommen ehe sie zerstört wurde. Copiert im Jahre 1851 von A. Rueb, Maler von Neuenburg“. Die Aussage des Bildes ist historisch bedeutungslos und dürfte weitgehend von der Ge-

fühlslage des Malers zu seiner Heimatstadt geprägt sein. Und doch, so ähnlich wird sich die Reichsstadt Neuenburg am Rhein dem Reisenden auf dem Rhein präsentiert haben. Einer Beschreibung der mittelalterlichen Stadt entnehmen wir: „Außer dem großen Münster mit seinen 15 Seitenaltären erhoben sich über die Dächer der Stadt der Turm der St. Johanniskirche, das Dachreitertürmchen der Franziskaner-Klosterkirche, die Spitalkirche, die Pilgrimskapelle, die Niedere Kapelle in der Niederstadt, außerhalb der Mauern lagen die St. Georgskapelle im Sondersiechenhaus und südlich die Heiligkreuz-Kapelle mit ihrem wundertätigen Heiligkreuz. Stattliche Tortürme schützten die Eingänge in die Stadt an den vier Enden der zwei Straßenachsen.“

Die Monstranz aus dem Münster, die dem Münsterturm nachgebildet sein soll, einige Steinfunde und einige Kunstwerke sind die wenigen Relikte, die aus frühester Zeit erhalten geblieben sind.

So ähnlich dürfte sich die Stadt Neuenburg am Rhein dem Reisenden auf dem Rhein im Mittelalter präsentiert haben





Neuenburg am Rhein in Sebastian Münsters „Cosmographie“ von 1550.

Die erste glaubwürdige Darstellung der Stadt Neuenburg am Rhein finden wir auf einem aquarellierten Gemarkungsplan vom Jahr 1526, der nach langjähriger Ausstellung im Freiburger Augustinermuseum im Neuenburger Ratssaal seinen nunmehrigen Platz gefunden hat.

Es ist verständlich, daß aus frühester Zeit keine Ansichten von Neuenburg vorhanden sind. Als mit der Kupferstichtechnik in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts künstlerisch und baugeschichtlich wichtige Stadtansichten geschaffen wurden, war die Stadt Neuenburg am Rhein durch die Überschwemmungen des Rheins bereits stark dezimiert.

1550 finden wir eine weitere gute Ansicht der Neuenburger Nordstadt in Sebastian Münsters „Cosmographie“.

Lagekarte der Stadt Neuenburg am Rhein von 1668 aus „Spiegel der Ehren des Höchstlöblichsten Kaiser- und Koeniglichen Erzhauses Oesterreich“



In Merians „Topographia Alsaciae, Completa, Das ist/Vollkoemliche Beschreibung und eygentliche Abbildung der vornehmsten Staedt und Oerther/im Obern und Untern Elsaß/auch den benachbarten Sundgoew/Brißgroew/Graffschafft Mümpelgart/und anderen Gegend“ finden wir die wohl bekannteste Stadtansicht von Neuenburg am Rhein. Der Band Elsaß erschien erstmals im Herbst 1643, allerdings mit dem Datum „1644“. In der Vorrede gibt Merian bekannt, daß mancher Ort in einem von der Wirklichkeit abweichenden Zustand zum Abdruck komme. Doch bedauert er dies keineswegs, weil damit die Leser „vnnnd jhre Nachkommen erkennen vnd bedencken mögen, was es für einen Vnterscheyd zwischen dem Krieg vnd Frieden hat.“ Merians Stadtansicht von Neuenburg am Rhein finden wir verkleinert faksimiliert in der „Geographischen Bilderlust von Elsas, 1686“.

Merians „Prospect der Statt Newenburg“ zeigt den Chor des 1525 vom Rhein hinweggerissenen Münsters, und zwar im Zuge der zurückgenommenen Stadtmauer auf der Rheinseite. Die andere Abbildung – eine Grundrißabbildung – zeigt ebenfalls den Münsterchor, die zurückgenommene Stadtmauer und im Norden und

Osten der Stadt die noch intakte Stadtmauer mit Graben. Ferner das nördlich gelegene „Niedertor“ und das östliche „Mühlort“ und im Nord-Osten der Stadt die Franziskanerkirche mit dem Dachreitertürmchen. Im Westen und Süden verläuft der Rhein unmittelbar entlang der nach der Rheinzerstörung neu errichteten Stadtmauer.

In der ersten „kartographischen Darstellung des Oberrheingebietes“ durch den Freiburger Waldseemüller vom Jahre 1513 finden wir die Stadt Neuenburg ebenso wie in vielen späteren Kartenwerken, u. a. der Hegau/Schwarzwaldkarte von 1537 und der Rheinlaufkarte von 1544, beide von Sebastian Münster, der Vorderösterreichkarte von Wolfgang Lazius, 1561, oder der Rheinlaufkarte des Lütticher Graveurs Theodor de Bry vom Jahre 1594.

Eine interessante Stadtansicht ist auch im Buch „Spiegel der Ehren des Höchstlößlichen Kayser= und Koeniglichen Erzhauses Österreich“ vom Jahre 1668 erhalten. Über die Stadt Neuenburg als Brückenkopf geben die im Österreichischen Staatsarchiv in Wien befindlichen Kriegskarten von 1709 (Spanischer Erbfolgekrieg) und 1743 (Österreichischer Erbfolgekrieg) Aufschluß.

*Eine erfreuliche Mitteilung für
alle Mitglieder, Freunde und
Förderer unseres Vereins*

Für Geldspenden,

die Sie künftig dem Landesverein Badische Heimat e. V. zuwenden wollen, erhalten Sie ab sofort eine

steuerabzugsfähige Spendenbescheinigung!

Dabei ist zu beachten, daß steuerabzugsfähige Spenden **nicht direkt** an unseren Verein gezahlt werden können, sondern nur auf das

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Brsg. Nr. 2 010 012 bei der Öffentlichen Sparkasse Freiburg i. Brsg.

So wirds gemacht:

Sie zahlen oder überweisen Ihre Spende auf obiges Konto mit dem Vermerk: „Spende Badische Heimat“

Das städt. Kassenamt der Stadt Freiburg wird nach Eingang der Gutschriftanzeige Ihnen unverzüglich eine steuerabzugsfähige Spendenbescheinigung direkt zusenden Ihre Spende unverzüglich auf das Konto des Landesvereins Bad. Heimat überweisen. (Das Vereinskonto ist dem städt. Kassenamt bekannt.)

Nicht vergessen werden darf:

Name und Postanschrift des Spenders auf dem Einzahlungs- bzw. Überweisungsformular angeben, damit Ihnen die Spendenbescheinigung zugeschickt werden kann, sowie die Angabe „Badische Heimat“, damit die Spende auf das Konto unseres Vereins überwiesen werden kann.

Und bedenken Sie:

Mit jeder Spende unterstützen Sie aktiv die anerkannte kulturelle Arbeit unseres Vereins und sein Wirken für die Heimatpflege!

Machen Sie von dieser Möglichkeit regen Gebrauch!

Dafür dankt Ihnen herzlich der Landesverein Badische Heimat e. V.

Zur Baugeschichte der Tüllinger Kirche in Lörrach

Otto Wittmann / Annemarie Heimann-Schwarzweber, Lörrach

Im September 1974 wurde der gesamte Verputz abgeschlagen und die Wände gereinigt. Innerhalb der wenigen Tage bis zum Beginn des Neuverputzens war das entblößte und gesäuberte Mauerwerk zugänglich, allerdings nur bei schlechtem Wetter. Es bot sich die einmalige Gelegenheit, Material und Struktur des Baues zu untersuchen.

Grundriß:

Die Achse der Kirche verläuft nach ENE (60°), so daß man „gefühlsmäßig den Eindruck hat, die Kirche sei geostet“, wie dies auch andernorts der Fall ist (List 1972, S. 125) (Abbildung 1).

Turm (Abbildung 2):

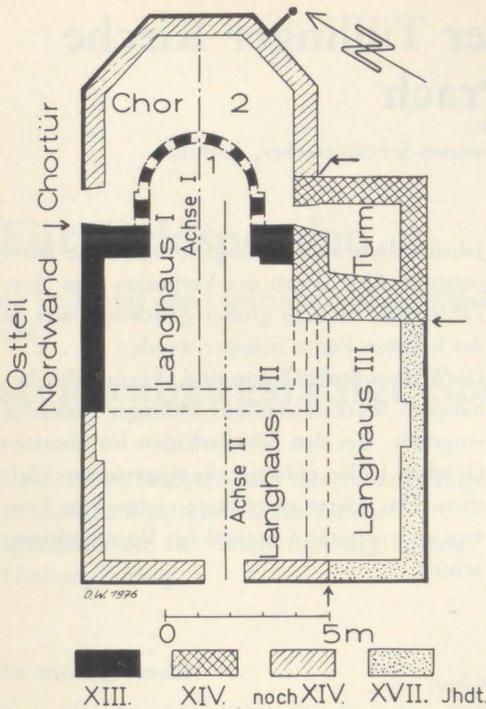
Der quadratische Turm ist in 4 Geschosse unterteilt, von denen die beiden obersten durch umlaufende Gesimse herausgehoben sind. Das Mauerwerk ist einheitlich aus Bruchstein und beeindruckt durch die sorgfältige Bearbeitung, vor allem der Eckquader. Nahezu ausschließlich ist der grau- bis gelblichweiße Tüllinger Kalkstein verwendet. Im untersten Geschoß sind einzelne Quader aus hellgrauem, seltener dunkelblaugrauem und zugleich kieseligem und bituminösem Kalkstein (Stinkstein) (Abbildung 3). Soweit zu sehen, auf das unterste Geschoß beschränkt, sind einige Platten aus Buntsandstein eingemauert, die zweifellos aus dem Abbruch älterer Bauteile stammen. Die Mauerung im Giebel ist unordentlich, wohl eine spätere Ausbesserung. Auf dem zweituntersten Quader der Ostkante (Südseite) ist ein merkwürdiges Ritzzeichen mit einem Durchmesser bis zu 28 cm (Abbildung 4). Es besteht aus einem Dutzend radial angeordneter Rillen ungleicher Länge. Von den Rändern her sind im Laufe der

Jahrhunderte kleine Scherben abgeplatzt. Beim jüngsten Abschlagen des Verputzes sind diese Fehlstellen deutlich größer geworden, was an der helleren Farbe sichtbar wurde.

Die Öffnungen im Turm sind mit sorgfältig behauenen Werkstücken aus Tüllinger Kalkstein eingefast. Bei den Schallarkaden im obersten Geschoß fehlen teilweise die eingestellten Säulchen. Das später eingesetzte rechteckige Fenster im untersten Geschoß hat Buntsandsteinwände.

Chor:

Der polygonale (5/8-)Chor stößt mit einer Baufuge sowohl an den Turm als auch an die Nordmauer des Langhauses mit ursprünglich frei stehenden Eckquadern (Abbildungen 2 und 5). Seine Kanten sind sorgfältig im Winkel gehauen und im Wechsel von Bindern und Läufnern aus Tüllinger Kalkstein aufgeführt. Dreimal ist je ein Eckquader aus Buntsandstein eingefügt (von S nach N gezählt: an der ersten, der dritten und vierten Kante). In der Mauer sind vereinzelt hellgraue und dunkelgraue Kalksteine. Auch die einfach profilierte Dachblende ist aus Tüllinger Kalkstein. Der vorgeblendete Sockel, von dem an der Chorsüdwand ein Stück fehlt, der aber sonst um den ganzen Bau einheitlich herumläuft (der Turm ausgeschlossen), ist aus Buntsandstein. Auch die Einfassungen der drei großen spitzbogigen Fenster sind aus Buntsandstein. Die Rahmung ist außen nicht bündig mit der Wandfläche, vielmehr stehen die Fenster eingetieft in der Mauer. Der Entlastungsbogen wird aus aufrecht gestellten Ziegeln gebildet. Die Rahmung ist gekehlt. Die Fensterbank fällt nach außen ab. Darunter sind



XIII. XIV. noch XIV. XVII. Jhdt.

1) Grundriß, mit Rekonstruktion des vermutlichen vorherigen Chores, der aber auch rechteckig gewesen sein kann (Grabungen sind nicht vorgenommen worden).

Aus der Grundrißzeichnung wird nicht deutlich, daß der gotische Chor wenig aus der Achse nach N verschoben ist.

Die dick ausgezogene Begrenzung markiert den vorgebauten Sockel aus Buntsandstein. Pfeile deuten auf Mauerfugen.

ner Höhlung wie von einer Piscina eingemauert, die vielleicht ursprünglich an der Stelle des Heiligen Grabes war.

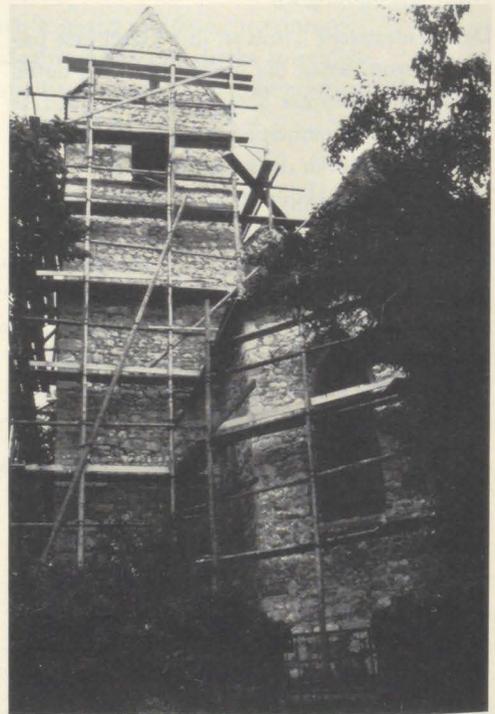
Nordwand:

In ihrem unteren Bereich (knapp $\frac{3}{4}$ der jetzigen Höhe) hat sie zweierlei Mauerwerk: im östlichen Teil regelmäßig geschichtet und gut verfugt, aus Hausteinen von Tüllinger Kalkstein (Abbildung 7); im westlichen Teil dagegen unregelmäßig mit einzelnen großen Bruchsteinen, auch mit einzelnen langen Platten aus Buntsandstein. Im oberen Teil ist die ganze Mauer unregelmäßig.

An die großen rechteckigen Fenster schließt das Mauerwerk mit teilweise sehr kleinen Steinen, offensichtlich sind es spätere Einbrüche.

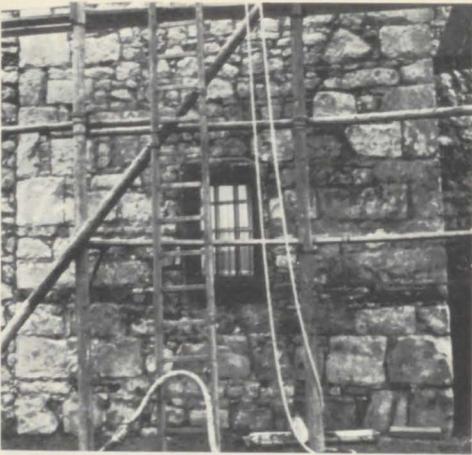
Rechts neben der Chortür ist eine Mauerfuge mit großen Eckquadern, also ursprünglich eine

2) Turm mit Chor



als Füllsel schräg übereinander gelegte Ziegel. Das kleine Fenster in der Südwand steht bündig in der Mauer. Es hat ein anderes Rahmenprofil, der asymmetrische Bogen besteht aus einem einzigen Sandsteinstück, das rechts zu knapp beschnitten ist (Abbildung 6). Der Entlastungsbogen besteht aus aufrecht gestellten Kalksteinplatten, nicht aus Ziegeln. Die Fensterbank ist abgefast, horizontal und reicht über die Fensterbreite hinaus.

An der Nordseite ist ein Fenster an der Stelle zugemauert, wo im 15. Jhh. das Heilige Grab errichtet wurde. Es ist da ein Werkstück mit ei-

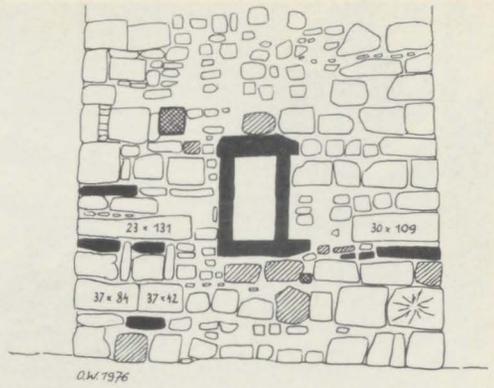


2b) Turmsüdwand

freistehende Ecke, die NE-Ecke des alten Kirchenschiffs, die für die Tür angehauen wurde. Das Füllmauerwerk weiter oben wurde an den schon hochgezogenen Chor angebaut (Abbildung 8). An der Baunaht ist einwandfrei sichtbar, daß unten das Langhaus zuerst stand, dagegen oben der Chor mit einer hohen Giebelwand.

Westwand:

Sie schließt mit Eckquadern bündig an die Nordwand. In ihrem südlichen Abschnitt ist eine Baunaht (Abbildung 9), die auf eine Erweiterung schließen läßt (alte Breite 7,55 m, jetzige Breite 10,55 m). Der alte, weniger hohe Giebel ist gekennzeichnet durch Ziegelstücke an der Nahtstelle und die schlechtere Mauerung der Vergrößerung. Am entsprechenden Ostgiebel unter dem Dach ist dies deutlich zu sehen. Im angebauten Teil sind unten große unbehauene Blöcke von dunkelblaugrauem, kieseligem Süßwasserkalk verwendet (Abbildung 10). Dazwischen ist mit kleinen Bruchsteinen und mit Ziegelbruch verfüllt. Die klare alte Mauerkante ist an einer Stelle durch große Binder mit dem neuen Teil verbunden.



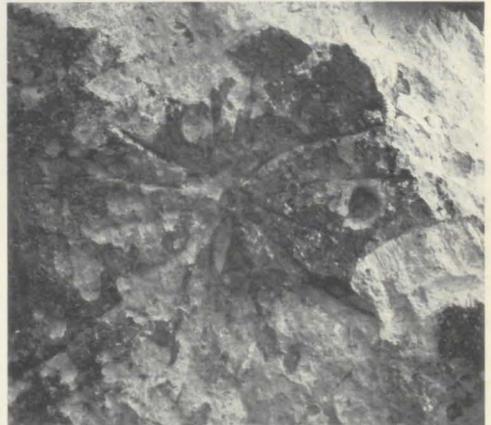
3) Turm, Struktur der Südwand (eingetragene Maße in cm).

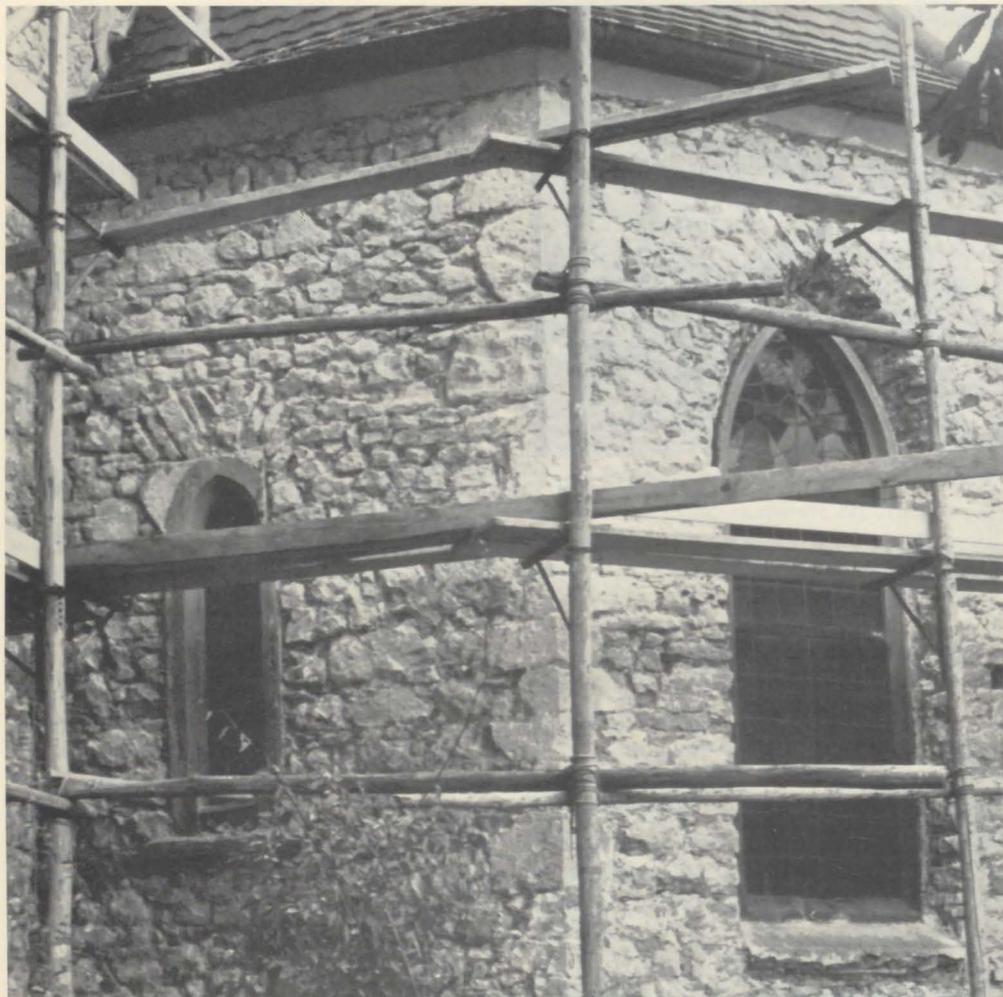
Legende:

ohne Signatur = gelblich-grauweißer Tüllinger Kalkstein; schräg schraffiert = hellgrauer, bituminöser Tüllinger Kalkstein; Kreuzschraffur = dunkelblaugrauer, kieselig Tüllinger Kalkstein; schwarz = Buntsandstein.

Die Tür sitzt so in der Wand, daß sie weder in der Achse des Chores noch in der Achse des Westgiebels liegt. Da an der Nordseite, wo die jüngere Mauer anfängt, ursprünglich eine Tür war – anders läßt sich der Rücksprung der Wand im Innern nicht deuten – kann man annehmen, daß die heutige Tür mit der Erweiterung eingesetzt wurde, zumal ihre Rahmung so unorganisch in der Mauer sitzt wie die später eingebrochenen Nordfenster (Abbildung 11).

4) *Quader mit Ritzzeichen.*





5) Chor, großes, später eingebrochenes Fenster und kleines, originales Lanzettfenster.

Südwand:

Sie ist mit der verbreiterten Westwand aus einem Guß und schließt im Osten bündig mit einer Baufuge an die Kante des Turmes. Auch hier finden sich über dem Sockel die großen unbehauenen Blöcke von dunkelblaugrauem, kieseligem Kalkstein, ebenso Ziegelbruch (Abbildung 12). Die rechteckigen Fenster entsprechen denen der Nordwand. Das alte gotische Doppelfenster war wohl aus dem Chor entfernt worden bei dessen Fenstervergrößerung, denn

es entspricht dem einen noch erhaltenen alten Chorfenster (Abbildungen 5 und 6). Es besteht wie jenes aus glimmerigem Inzlinger Sandstein, eine Bezeichnung, die hier mehr die petrographische Ausbildung als die Provenienz meint. Dieser Stein ist dunkler, tiefer rot, weniger bindig und daher auch weicher als der Stein der großen Fenster.

Der Sandstein der beiden Türen ist der gleiche wie bei den großen Fenstern. Wie aus Rechnungen hervorgeht, sind sie wiederholt erneuert.

Inneres:

Der runde Triumphbogen ist aus sorgfältig behauenen und an der Innenkante profilierten Werkstücken von gelblichweißem Tüllinger Kalkstein. Es ist dieselbe sorgfältige Steinbehandlung wie beim östlichen Teil der Nordwand. Die Nische in der Südwand des Langhauses mag wohl als Pendant zur Türvermauerung auf der Nordseite gemacht worden sein.

Die Bausteine und ihre Provenienz:

In den verschiedenen Bauperioden sind folgende Steine verwendet worden:

Ganz überwiegend hellgelblichweiße bis grauweisse, leicht zu bearbeitende Kalksteine der Tüllinger Süßwasserschichten (oberes Mitteloligozän des Alttertiärs).

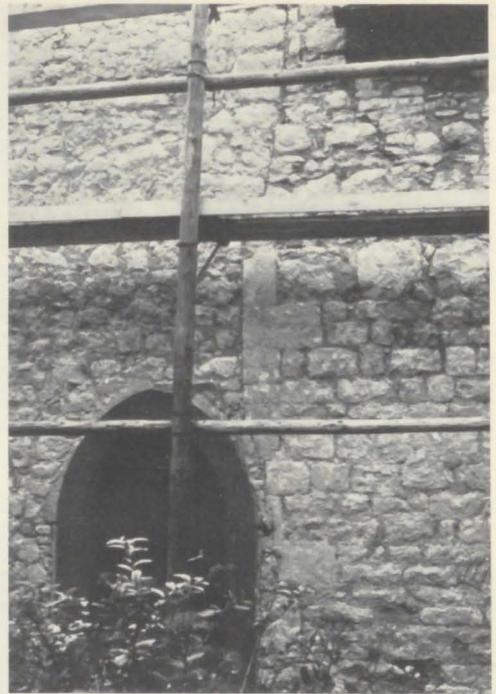
Hellgraue, etwas bituminöse und dunkelblaugraue, bituminöse und etwas kieselige Süßwasserkalke aus den gleichen Süßwasserschichten. Diese Steine sind weniger gut zu bearbeiten, insbesondere die dunkelblaugrauen, kieseligen Kalksteine sind hart und spröde, sodaß sie als Werksteine nicht geeignet sind. Man trifft sie daher im Mauerwerk nur als Bruchsteine und vor allem in ungefügten Blöcken. Buntsandstein und zwar Oberer Buntsandstein ist zu Werk-

6) Chor, Lanzettfenster





7) Östliche Nordwand des Langhauses



8) Nordwand, Baunabt zwischen Nordwand und gotischem Chor

steinen an Türen, Fenstern und Sockeln verarbeitet. Gelegentlich erscheint er in Platten (frühere Werkstücke) im Mauerwerk oder als kleiner Bruch und kommt auch im Mörtel vor. Der Mörtel ist ein Kalkmörtel von weißlich-grauer Farbe, in späteren Ausbesserungen auch kaffeebraun. Sand und ungebrochener Feinkies dienen als Zwischenmittel. Einzelne Gerölle, kleine Bruchsteine und Ziegelbruch fehlen nicht. Die Mörtelfugen sind bis zu einigen Zentimetern dick.

Nach der geologischen Aufnahme (Wittmann 1952) sind die blaugrauen Stinkkalke erst im höheren Bereich der Schichtfolge der Süßwasserschichten häufiger, am Tüllinger Berg in einem Bereich um 400 m Mh. Das Vorkommen im Mauerwerk aller Perioden, besonders aber in großen unbearbeiteten Blöcken an der West- und Südwand, deutet darauf hin, daß die Steingruben in der Nähe zu suchen sind. West- bis südwestlich der Kirche finden sich am Steilhang

noch deutliche Spuren der Steingrüberei. Es handelt sich um die „Kilchhalden bei den Steingruben“, die schon 1406 erwähnt wird (Gula 1972, S. 83, Nr. 131).

Der Buntsandstein (Oberer Buntsandstein) wird aus dem Aubachtal (Riehen, Inzlingen) stammen, vielleicht aber auch aus dem vorderen Wiesental (Hauingen, Steinen). Er ist jedenfalls quasilokaler Provenienz.

Im Mörtel der älteren Bauteile finden sich an Geröllen Quarzite, Schiefer, rötliche Granite, also ausschließlich Schwarzwaldmaterial. Die Mauersande müssen daher aus den Kiesgründen der Wiese am Fuß des Tüllinger Berges gewonnen sein.

Chronologie:

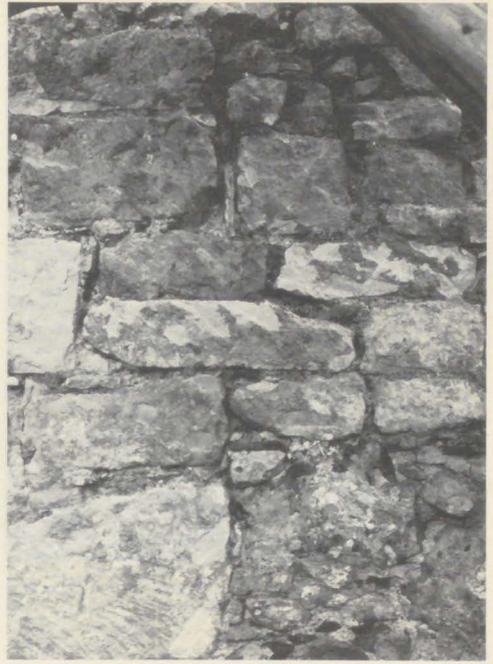
Ohne feste Daten soll anhand der Fakten versucht werden, die verschiedenen Bauabschnitte in Beziehung zu einander zu bringen. Nach der präzisen Steinbearbeitung des Triumphbogens

zu schließen, ist er zusammen mit der ebenso sauber geschichteten östlichen Hälfte der nördlichen Schiffmauer der älteste erhaltene Teil und somit Überrest einer staufischen Kirche. Die Länge und Breite ihres Schiffes ist erkennbar an der Nordmauer mit der quadergemauerten Ostkante. Daß die Kirche klein war, wird bestätigt durch die Kreuzzugssteuer des Tüllinger Pfarrers von 1275. Dieser, zugleich Dekan des Wiesentals, stufte sich mit 15 lb ein („juravit“), während der Durchschnitt der Diözese Konstanz bei 25 bis 30 lb lag, es war also ein bescheiden lebender Pfarrer in einer sicher ebenso bescheidenen Kirche.

Man darf wohl einen kleinen Apsidenchor in der Breite der Triumphbogenöffnung annehmen, denn der Turm, nach der Mauerung und Steinbearbeitung zu schließen, als nächstes gebaut, stand mit seiner NE Ecke frei, was unter dem Dach zu sehen ist. Ein absolutes Datum anzugeben ist kaum möglich, da die Markgräfler Türme über mehr als drei Jahrhunderte in den Proportionen unverändert gebaut wurden. Er wird wohl um 1300 entstanden sein. Ein Problem bleibt: woher stammen die unten im Turm eingemauerten Werkstücke aus Sandstein? Auf jeden Fall von einem Abbruch (Tür?, Fenster, wo dann der Turm hinkam?), denn für den Turm wurde kein Sandstein angefahren, es wurde alles aus Kalksteinen gemauert, auch die Fensterrahmen.

Der Chor und die verlängerte und erhöhte Nordmauer haben die gleiche Mauertechnik. Die Naht zwischen den beiden läßt aber den Schluß zu, daß der Chor als erster hochgeführt wurde, anders sind die schönen Eckquader nicht verständlich. Die Westmauer schließt nahtlos an die Nordmauer. Diese umfassende Vergrößerung der Kirche wird sich durch das 14. Jh. hingezogen haben.

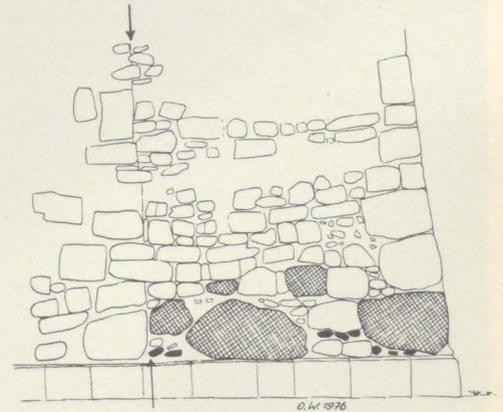
Der letzte Bauabschnitt ist das Hinausschieben der Südwand um 3 m. Die Naht geht durch die Westwand bis zum erkennbaren alten Giebel. Die verwendeten Steine sind ungleicher, die Technik sehr nachlässig. Die hier eingebauten Fenster sind die gleichen wie die nachträglich



9) Westwand, Baunaht

auf der Nordseite eingebrochenen, sind also gleichzeitig entstanden. Vorher müssen die Chorfenster ihre jetzige Größe bekommen haben, so daß das überflüssig gewordene schöne gotische Doppelfenster in der neuen Südwand eingemauert wurde. (Im Markgräflerland ist es

10b Westwand. Zeichnung der Mauerstruktur (Legende siehe Abb. 3)



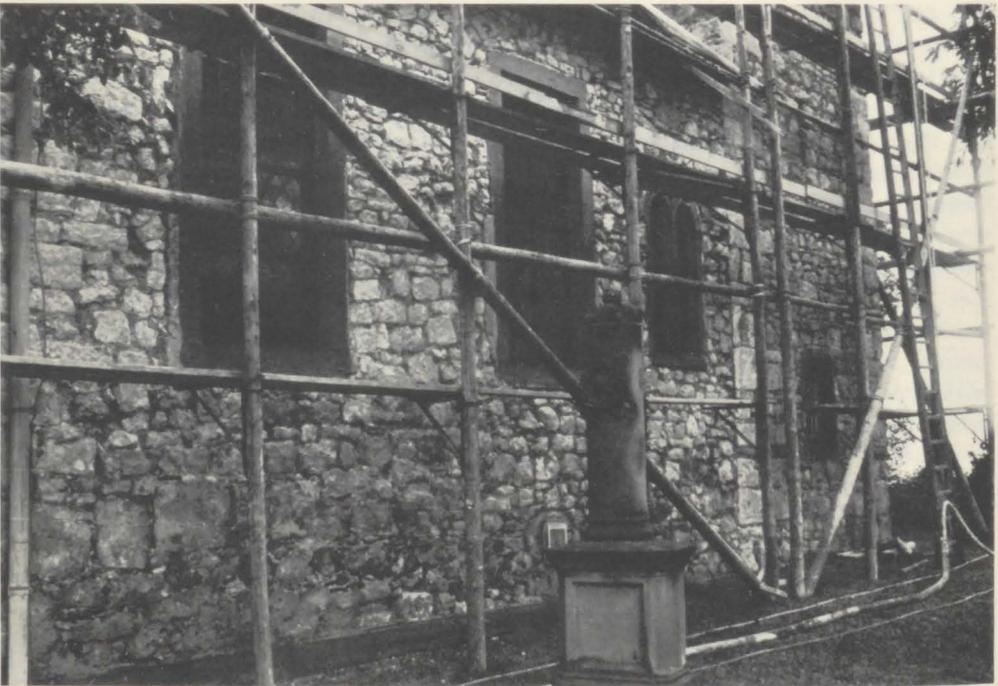


10) Westwand



11) Westwand. Über der Tür der alte Giebel.

12) Südwand, mit älterem gotischem Fenster.



keine Seltenheit, daß in nachmittelalterlicher Zeit gotisch gebaut wurde: Stettener Schlöble 1666; Langhaus der Höllsteiner Kirche, Fenster um 1600; in Egringen wurde ein mittelalterliches Portal bei einem Umbau 1587 wiederverwendet.) Dazu existiert aus dem Jahr 1663 eine Aufstellung, was verschiedene Zehntschuldner an einen Glaser für Arbeiten im Chor zu zahlen haben; es sind im ganzen mehr als 44 lb, eine für die damalige Zeit sehr große Summe, die nur zustande kommen konnte durch Neuanfertigung der großen Fenster. Weiter geht aus den Akten über den Tüllinger Chor im GLA Karlsruhe hervor, daß der St. Blasische Amtmann in Basel im allgemeinen die Handwerker bezahlt hat; in diesem Fall aber, wo es sich um eine große Summe handelt, macht er eine Aufstellung der Zehntschuldner der beiden Vorjahre mit der Aufforderung, unmittelbar an den Gla-

ser Emanuel Maelchler in Basel zu zahlen. Die großen rechteckigen Fenster im Schiff geben einen weiteren zeitlichen Anhaltspunkt, sie können keinesfalls vor dem Dreißigjährigen Krieg entstanden sein (vergleiche den Erhaltungszustand mit dem der gotischen Lanzettfenster). 1687 (11. IX.) wurde eine Einweihungspredigt mit „schöner Musik“ gehalten, nachdem zuvor Pfarrer Friesenegger die fürstliche Kanzlei in Durlach in einer Bittschrift um „Erweiterung und Reparierung der allzu kleinen und baufälligen Kirche“ angegangen hatte (Pfarrarchiv Tüllingen).

Nach dem heutigen Stand der Quellen darf man das Jahr 1687 als den Zeitpunkt der Kirchenerweiterung annehmen. Damals hat also die Kirche ihre heutige Größe bekommen. Wenn trotzdem im 18. Jh. Klagen über eine zu kleine Kirche laut werden, so ist das bei einer

13) Triumphbogen.



14) Die Kirche nach der Renovierung



Gemeinde mit 232 Seelen im Jahre 1739 verständlich; ging doch damals das ganze Dorf (mit wenigen entschuldigenden Ausnahmen) zum Gottesdienst. In der Kirche hatten aber nur 160 Personen Platz. So schreibt Landvogt Friedrich Frh. Leutrum von Ertingen über die Tüllinger Kirche in seiner Chronik des Markgräflerlandes 1739: „bei Vermehrung dieser Gemeinde ziemlich eng und hat mit gnädigster Beihülfe wohl einer Erweiterung nötig“. 1753 wiederholt Pfarrer Zandt die Klage über die zu kleine Kirche. Nach wie vor bleibt die Frage offen nach dem Alter und dem Patrozinium der ersten Kirche. Die Lage auf dem exponierten Platz läßt vermuten, daß anstelle einer vorchristlichen Kultstätte in fränkischer Zeit eine Kirche gebaut wurde. Unter den Flurnamen ist nur 1581 „St. Michaels Stuck“ ein Hinweis auf den eventuellen Patron (Gula 1972, S. 91, Nr. 208).

Literatur:

I. Gula: Flurnamen der alten Gemarkung Tüllingen. Jahrb. „Unser Lörrach“ 3, 1972, S. 62 ff. – A. Heilmann-Schwarzweber: Kunstlandschaft Markgräflerland. Das Markgräflerland. Veröffl. Alemann. Inst. (Freiburg Br.) 24, 1969, S. 135 ff. – Der Beitrag des Markgräflerlandes zur Kunstgeschichte am Oberrhein. Der Kreis Lörrach. (Theiss-Verlag, Aalen). 1971, S. 85 ff. – Topographie der historischen Sehenswürdigkeiten. Ebenda S. 101. – Die Tüllinger Kirche und ihre Fresken. Jahrb. „Unser Lörrach“ 3, 1972, S. 10 ff. – K. List: Eine frühe Kirche in römischer Hoflage. Ortssippenbuch Fischeningen. Bad. OSB 28 bzw. Deutsche OSB 53, 1972, S. 125 ff. – O. Wittmann: Erläuterungen zu Blatt Lörrach (Nr. 152) und Blatt Weil (Deutscher Anteil; Nr. 164) der Geologischen Spezialkarte von Baden 1 : 25 000. (Herder Co., Freiburg Br.). 1952, speziell S. 89 ff. – Über die herkömmlichen Bau- und Werksteine in Dörfern des südlichen Markgräflerlandes (Landkreis Lörrach) und Bemerkungen zur Baugeschichte von Markgräfler Dörfern. Regio basiliensis (Basel) 12, 1971, S. 7 ff.

Glocke

*Ihr Glocke dert obe,
ihr schlage un schwinge,
ihr klage un singe
vu Betzüt am Morge
bis Betzüt fir z Nacht.*

*Ihr Glocke tian locke,
tian lite un mahne,
dia Junge wia d Ahne,
vum Gern-ba zuam Taife,
vum Lebe zuam Grab.*

*Ihr Glocke, ihr riasfe,
ihr kinde der Herrgott,*

*ihr warne bi Firsnot;
tian s Gwisse uns zupfe,
wenn s Recht will verschlupfe;
in Himmel nuf lupfe,
wer woher eich vertroit blit.
e Herz het, e Wort git.*

*Ihr Glocke dert obe!
Ihr himmlische Gobe.
Der Herrgott tian lobe
bis an der Welt z Obe!*

Karl Kurrus

Aus der Klostergeschichte von St. Blasien – Die Glocken und ihre Schicksale

Konrad Sutter, Waldshut

Die Geschichte der Glocken in der einstigen Schwarzwaldabtei St. Blasien ist ein integrierender Bestandteil der umfangreichen allgemeinen Klostergeschichte. Wurde das Stift von Schicksalsschlägen heimgesucht, so blieben auch die Glocken in keinem Falle verschont. Glocken dienten im benediktinischen Mönchsleben neben ihrem üblichen Zwecke einer besonderen Aufgabe. Sie mußten die Gemeinschaft zusammenrufen, wenn die gottgeweihten Männer gemäß ihrem klösterlichen Tagesrhythmus die Arbeit einzustellen und zu den Chorgebeten oder anderen gemeinsamen Verrichtungen zu erscheinen hatten. Wie die Gotteshäuser aus anfänglichen kleinen Holzbauten im Laufe der Zeit zu mächtigen, teils prunkvollen Tempeln anwuchsen, so mehrte sich auch die Zahl der Glocken, sie wurden größer und reichlich mit Schmuck versehen, sie wurden vielfach zu Objekten der Repräsentation.

Die am weitesten zurückliegende schriftliche Mitteilung über Glocken im Kloster St. Blasien führt uns in die Zeit des Klosterbrandes von 1322. In seinem „Liber originum“ berichtet uns Abt Caspar I. (1541–1571) von den zwei großen Glocken im sogenannten Wendelstein, dem großen Turm auf der Nordseite des damaligen Neuen Münsters. Diese erlitten durch jenen Brand Schaden, und Abt Ulrich (1313–1334) mußte sie neu gießen lassen¹).

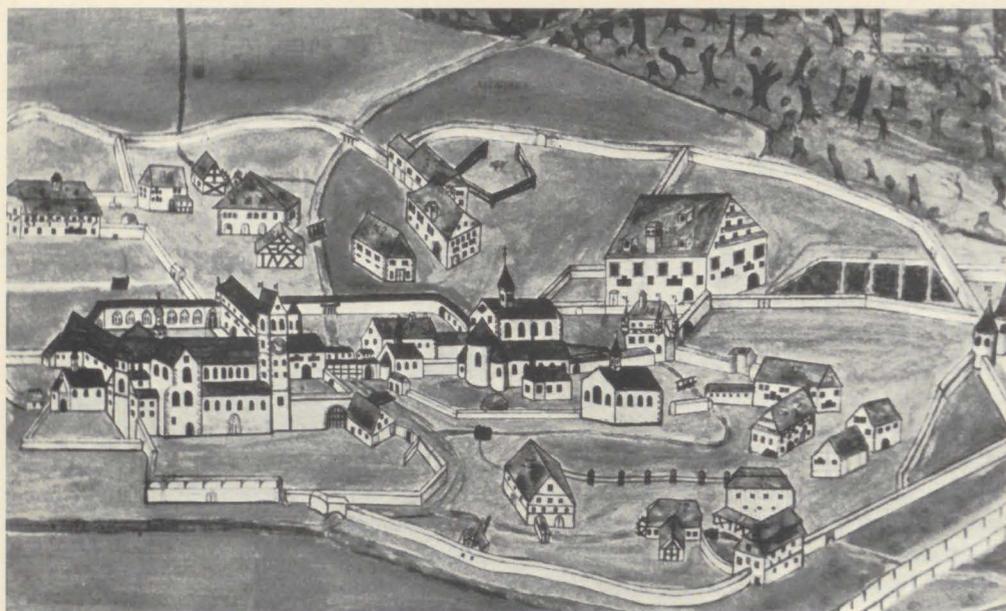
In verhältnismäßig kurzer Zeit erfuhren beide Glocken erneut einen Umguß, und darüber liegen uns schon nähere Angaben vor. Die erste ließ Abt Nikolaus (1429–1460) im Jahre 1453 umgießen. Sie wog 40 Zentner. Der Umguß der zweiten mit einem Gewicht von 50 Zentnern erfolgte unter Abt Christoph (1461–1482) im Jahre 1465. Beide Glocken zierte der Spruch:

„O REX GLORIAE CHRISTE, VENI CVM PACE“.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts standen in St. Blasien zwei Münster, eine Pfarrkirche und drei Kapellen (letztere St. Maria, St. Nikolaus und St. Benedikt geweiht²). Auf den dazugehörigen Türmen befanden sich etwa 20 Glocken. Sie fielen den Aufständischen im Bauernkrieg 1525 in die Hände und wurden von ihnen weggeschleppt, als sie am ersten Mai das Kloster plünderten und die Einrichtungen zerstörten. Einzig die beiden Glocken im Wendelstein ließen sie unbehelligt, weil diese zu groß und zu schwer waren, um sie vom Turme zu bringen. Sie fielen aber dann dem Klosterbrand im folgenden Jahr zum Opfer, den die Bauern in der Osterzeit legten, um sich für die Hinrichtung ihres Anführers Kunz Jehle aus Niedermühle durch die Österreicher zu rächen. Wie der „Liber originum“ weiter berichtet, setzte Abt Galus (1532–1540) den 1527 begonnenen Wiederaufbau von Kirchen und Kloster tatkräftig fort. Er ließ im Wendelstein wieder einen Glockenstuhl mit zwei Glocken errichten. Auch schaffte er den größten Teil der verlorenen Glocken neu an.

Klosterbrand von 1768 vernichtet erneut die Glocken

Einer der schwersten Brandkatastrophen in der Geschichte der Abtei St. Blasien fiel am 23. Juli 1768 die nur wenige Jahrzehnte zuvor neu errichtete Klosteranlage samt dem inzwischen modernisierten „Neuen Münster“ (das „Alte Münster“ war inzwischen abgebrochen) zum Opfer. Die Klostersgemeinschaft kam um unermessliche Kunstschatze und allerlei anderen



1) Eine kleine Klosterstadt mit zwei Münstern, einer Pfarrkirche und drei Kapellen innerhalb einer Umfassungsmauer bildete die mittelalterliche Anlage der Abtei St. Blasien. Auf die verschiedenen Türme verteilten sich etwa 20 Glocken. Zeichnung Ignaz Gump.

Reproduktion: K. Sutter

kostbaren Besitz. Das verheerende Element hatte innerhalb weniger Stunden aus dem stolzen Kloster ein gespensterhaftes Ruinenfeld gemacht. Ein schreckliches Bild der Verwüstung bot sich. Die entstandene ungeheure Hitze ließ alle Glocken schmelzen und zu Grunde gehen. Sie schmolzen teils schon in den Türmen, teils auch erst nach dem Einsturz der Bauten. Das Glockenmaterial fand sich danach in größeren und kleineren Klumpen unter dem Brandschutt, und niemand wußte zunächst, ob es noch einmal genutzt werden könne. So war man schließlich froh, als sich der Gold-, Silber- und Metallscheider, Meister Johann Kaspar Egli aus Chur/Schweiz, erbot, „das Glockenmetall wiederum aus der Asche und dem Boden hervorzusuchen und in ein fein- und reines Metall zusammenzubringen“³). Glockenmetall war zu allen Zeiten begehrt und teuer, und wer solches schon besaß, der konnte leichter neue Glocken anschaffen.

Im Kloster war man zu gewissenhaft oder vielleicht auch zu mißtrauisch, um dem Metallscheider das Trümmerfeld bedenkenlos zur Ausbeutung zu überlassen. Man wollte sich zuvor von zuverlässiger Seite darüber informieren, welches Gewicht die einstigen Glocken aufwiesen, um Anhaltspunkte dafür zu erhalten, welche Menge an Metall etwa zu gewinnen sei. Dem damals nun erstellten Verzeichnis verdanken wir heute nähere Angaben über die Anzahl, die Größen, die Gewichte und die Tonabstimmung der vorhandenen gewesenen Glocken. Dem großen Brand war auch das Klosterarchiv zum Opfer gefallen und daher besaß man selbst über die einstigen Glocken keine Unterlagen mehr. Es ließ sich jedoch auf ein Tagebuch des Abtes Augustin (1695–1720) zurückgreifen, das sich in der St. Blasischen Propstei Klingnau/Aargau befand und daher erhalten blieb. In diesem war unter dem 3. August 1705 vermerkt: „Es war hier der Meister Grieshaber von

Waldshut⁴⁾ ein Stück- und Gloggengießer um die Gloggen, so umgegossen werden sollten, zu besehen und nach seiner Manier abzumessen.“⁴⁾ Im Tagebuch fand sich nun auch eine Aufstellung über die damaligen Glocken⁵⁾.

Es befanden sich demnach im „großen Turm“ vier Glocken mit 75, 45, 35 und 18 Zentnern. (Es ist hierbei zu berücksichtigen, daß damals ein Zentner nach heutigem Gewicht 56,006 kg hatte.) Im „Thurn ob dem Chor“ waren weitere fünf Glocken mit 8, 5, 4,5 und 2,5 Zentnern sowie eine mit 90 Pfund. Insgesamt wogen die Glocken nach der Schätzung bzw. der Abmessung des Glockengießers Grieshaber 194 Zentner und 40 Pfund. In ihrem Klange paßten diese aber schlecht zusammen, weil die fünf kleineren auf Halbtöne abgestimmt waren. Diese sollten umgegossen werden. Da Grieshaber jedoch

keine Garantie für ein einwandfreies Zusammenklingen übernehmen konnte, so verzichtete man auf den beabsichtigten Umguß.

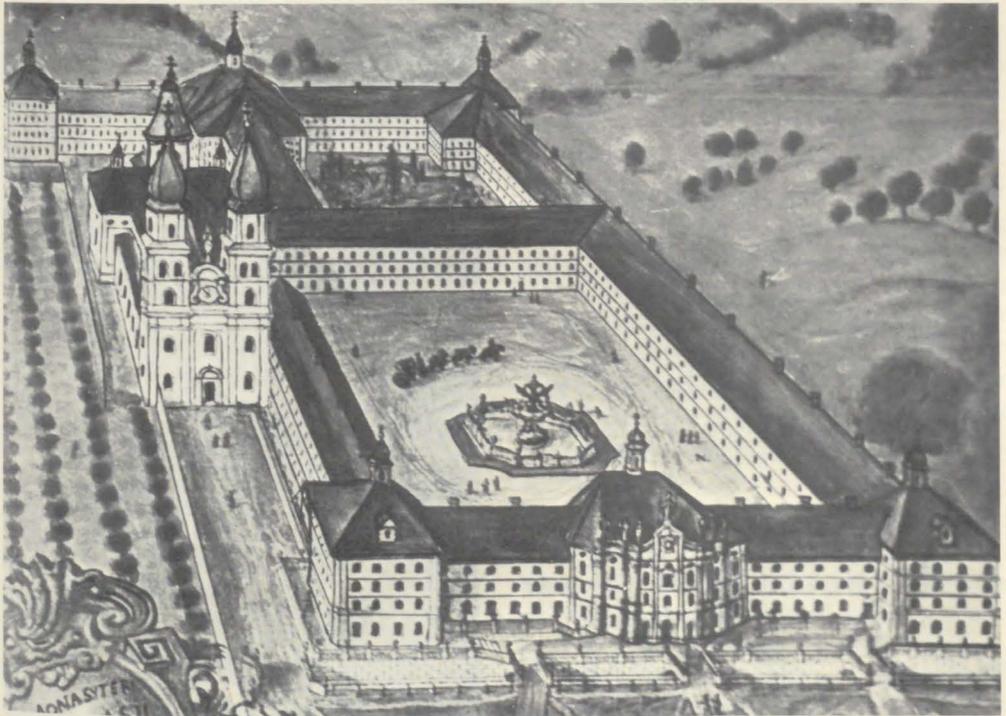
Das Glockenmetall aus dem Brandschutt

Am 10. Oktober 1768 schloß man mit Egli einen Akkord. Sollte er 15 Zentner oder darunter gewinnen, wollte man ihm 10 Kreuzer für das Pfund bezahlen, läge der Ertrag über 15 Zentner, so hätte Egli nur 8 Kreuzer für das Pfund anzusprechen. Die Verhandlungen auf seiten des Klosters führte der Oberrechner (auch Oberkeller genannt) Pater Columban Leüthner.

Die Klosterleute hatten offenbar mit etwa 15 Zentner zu gewinnendem Metall gerechnet. Tatsächlich konnte Egli aber ein Quantum von

2) Eine dreistöckige Klosteranlage mit zwei Höfen ließ der 1746 in den Fürstenstand erhobene Abt Franz II. Schächtelin (1727–1747) durch den Vorarlberger Baumeister Johann Michael Beer errichten. Sie brannte 1768 mit den vorhandenen Glocken vollständig nieder. Zeichnung Millich.

Reproduktion: K. Sutter





3) Martin II. Gerbert, geboren am 11. August 1720 in Horb/Neckar, von 1764 bis 1793 regierender Fürstabt in St. Blasien, ließ nach dem Brand von 1768 die Klosteranlage wieder aufrichten und die heutige Kuppelkirche mit einem vielstimmigen Geläute neu erstellen. Neuentdecktes Alabasterrelief in Baden/Schweiz.

Aufnahme: K. Sutter

101,5 Zentner herauswaschen und zusammenschmelzen. Weiter fand man an Bruchstücken von 16,3 Zentner, und dazu hatten die Bewohner der Umgebung schon fronweise Glockenmaterial gesammelt, aus welchem man später nochmals 45,4 Zentner reines Metall schmolz. Damit besaß man wieder 163,3 Zentner Glockenmetall von dem auf 194,4 Zentner geschätzten Gesamtgewicht der einstigen Glocken.

Der Scheidemeister Egli hatte also nach dem abgeschlossenen Akkord acht Kreuzer pro Pfund und damit den Betrag von 1380 Gulden bekommen. Eine beachtliche Summe für die damalige Zeit, selbst wenn man berücksichtigt, daß er seine Frau dabei hatte und diese ihm bei der Arbeit half. Man hätte dafür ein kleineres

Haus kaufen können. Die gesamte aufgewendete Arbeitszeit betrug 42 Tage. Der Klosterrechner hatte sich gewaltig verschätzt. Die nun zu zahlende Summe entsprach nicht der Notlage des Klosters. Es wurde daher nach Mitteln und Wegen gesucht, das Versehen zu korrigieren und den Verdienst des Meisters herunterzusetzen.

Zunächst legte man daher bei der Abrechnung dem Pfund nach dem Zurzacher Gewicht 36 Lot zu Grunde, statt wie landesüblich, 32 Lot und drückte damit das Gewicht. Als es schließlich zur Auszahlung kam, gab Pater Leüther dem Meister nur 920 Gulden und behielt die restlichen 460 Gulden einfach zurück. Egli's Protest blieb ohne Erfolg. Man beruhigte ihn

4) Die größte der unter Fürstabt Martin II. 1781 für die neue Kuppelkirche gegossenen Glocken trug sein Porträt. Sie kam nach der Aufhebung der Abtei in die Evangelische Stadtkirche nach Karlsruhe und wurde im Zweiten Weltkrieg eingezogen. Aus Hirsch, 100 Jahre Bauen und Schauen.

Reproduktion: K. Sutter



mit dem Versprechen, im folgenden Frühjahr könne er das von den Bauern eingesammelte Metall einschmelzen und dabei nochmals eine schöne Summe Geldes verdienen.

Die Klosterleute hatten aber inzwischen bei Egli gesehen, wie das Schmelzen vor sich ging. Sie schmolzen nun das noch vorhandene Metall selbst in der eigenen Eisenschmelze bei Kutterau⁶⁾, unter der Leitung des dortigen Hammermeisters Johann Büchler. Als Egli im Frühjahr 1769 nach St. Blasien kam, um wie besprochen die restlichen Glockenstücke noch einzuschmelzen, erfuhr er von dem selbständigen Schmelzen durch das Kloster. Sofort verlangte er die Ausbezahlung der zurückgehaltenen 460 Gulden. Man verweigerte sie ihm weiterhin und rechnete ihm vor, wie leicht er sein Geld verdient habe.

Egli ließ sich allerdings viel Zeit; erst nach rund fünf Jahren wandte er sich durch einen Anwalt mit einer Beschwerde vom 8. August 1775 an die Regierung der Vorderösterreichischen Lande in Freiburg. Es kam zu einem Prozeß vor dem Gericht des Prälaten- und Ritterstandes in erster Instanz. Dieser zog sich bis ins folgende Jahr hin. Der einstige Oberrechner Leüther war inzwischen verstorben und niemand wollte mehr Bescheid wissen. Der Rechtsstreit wurde schließlich durch das persönliche Eingreifen des Fürststabtes Martin II. Gerbert (1764–1793) beendet, indem er auf dem Vergleichswege dem Kläger Egli 247 Gulden ausfolgen ließ, womit sich Egli dann zufrieden gab.

Glockengießer bewerben sich

Es waren noch keine vier Jahre seit dem unglücklichen Brand vergangen, da nahm der Plan für die Anschaffung eines neuen Geläutes bereits Gestalt an. Zu diesem Zeitpunkt waren Abtei- und Konventsgebäude schon wieder erstellt und bezogen. Von der nun als Kuppelbau entstehenden Stiftskirche standen noch Teile in der Planung, als man schon mit dem Bauen begann. Das neue Geläute sollte ein harmonisches mit zehn Stimmen in den Tönen A, H, E, A,

Cis, E, A, H, Cis und E werden, so der erste Akkord. Dabei wollte man der größten Glocke ein Gewicht von 96,7 Zentner (den Zentner mit 56,006 kg gerechnet) geben⁷⁾.

Nicht gerade leicht machte man es sich mit der Entscheidung, welchem Gießer man den Auftrag erteilen sollte. Einem Bericht des Oberrechners Pater Franz Kreuter entnehmen wir hierzu folgendes: „Schon in den ersten Jahren nach der erlittenen Feuersbrunst haben sich verschiedene Glockengießer nicht nur aus unserer Nachbarschaft, sondern auch aus fremden Provinzen, nämlich aus dem Elsaß, aus Lothringen und der Schweiz teils vermittelt einiger recommendations Schreiben gemeldet. Ins gemein ist diesen Künstlern die mündliche und schriftliche Antwort gegeben worden, daß unser Kirchengebäude noch nicht so weit avanciert wäre, daß man an die Wiederherstellung der Glocken Bedacht zu nehmen Ursach hätte. Mit diesem Hofbescheid sind bisher alle abgewiesen worden – der einzige Villingische Glockengüsser und Zunftmeister Herr Jos. Benjamin Grüninger ausgenommen.“

In die engere Wahl gezogen waren die Glockengießer Jakob und Rayet Matthis aus Chur/Schweiz. Diese kannte man aber zu wenig und lehnte sie deshalb ab. Nach eingeholten Auskünften über den Glockengießer Sebastian Beyer in Freiburg sollte dieser ein „schlechter Mensch“ sein, weshalb man seine Bewerbung zurückwies. Der Konstanzer Glockengießer Rosenlacher habe noch nie ein derart großes Geläute gegossen, so daß man auch diesen nicht berücksichtigen wollte. Ohne bekannte Gründe bewarben sich die Glockengießer Amade Bonnevie aus Luneville, Matthäus Edel aus Straßburg und Felix Koch in Salem⁸⁾ vergeblich.

Der erste Akkord mit dem Glockengießer Grüninger

Joseph Benjamin Grüninger (1735–1795) aus dem alten Glockengießergeschlecht in Villin-



5) Die Klosteranlage nach dem Brand von 1874. Die beiden Glockentürme vor der ansgebrannten Kuppel wie auch der Westflügel mit dem schönen Portal (Dach rechts im Bild sichtbar) blieben erhalten.

Reproduktion: K. Sutter

gen, wo schon seit über 150 Jahren Glocken gegossen wurden, konnte nachweisen, ein aus sieben Stimmen bestehendes Geläute für die Benediktinerabtei Villingen und eines mit vier Glocken für die Abtei Schuttern zur Zufriedenheit der Auftraggeber gegossen zu haben. Dies war entscheidend für die Vergabe des ehrenvollen Auftrages an Meister Grüninger. Am 29. April 1772 schloß – damals noch Pater Leüthner – einen Akkord mit Grüninger für den Guß der vier kleineren Glocken zum großen Geläute, zweier Glocken für das Schlagwerk der Portaluhr und einer weiteren für die Kirche in Berau ab.

Nach diesem Akkord sollte Grüninger das Glockenmetall vom Kloster gestellt und franco nach Villingen geliefert bekommen. Als Liefertermin wurde der Jakobitag (25. Juli 1772) festgelegt. Wie der noch vorhandene Schriftverkehr zwischen dem Kloster und dem Gießer erken-

nen läßt, war letzterer äußerst bemüht, den gestellten Bedingungen gerecht zu werden, um sich die Gunst des Klosters zu erhalten. Dennoch klappte es mit dem Termin nicht recht. Es lag schon daran, daß das Glockenmetall erst am 5. Juli in Villingen eintraf. Dann ließ man sich im Kloster Zeit, um Grüninger mitzuteilen, welche Schriften und welche Bildnisse auf die Glocken kommen sollten. Die Model für die Glockenzier mußte der Bildhauer in Schönberg machen, da der Villingener Bildhauer gerade in St. Peter arbeitete (die Namen dieser Bildhauer sind nicht genannt). Am 30. August 1772 konnte Grüninger nach St. Blasien berichten, alle Glocken seien gegossen und stünden zur Abholung bereit.

Während beim Wiegen in Villingen noch sieben Glocken auf die Waage kamen, fehlt in der Abrechnung die kleinste, auf E gestimmte Glocke.

Offenbar wurde an ihr ein Fehler entdeckt, und sie ging deshalb wieder zurück. In einem späteren Brief vom 21. November 1773 an das Kloster beklagte sich Grüninger, er habe die E-Glocke nun schon zum viertenmal umsonst gegossen, auch eine Glocke für Menzenschwand schon zweimal. Er habe das Gefühl, die St. Blasien Glocken gelängen ihm nicht mehr. In seiner 23jährigen Gießertätigkeit hätte er noch nie solche Fehlgüsse gehabt. Er wisse nicht, ob diese auf Einwirkungen der Natur oder auf mißgünstige Verwünschungen zurückzuführen seien. Die Glocken für die Stiftskirche wurden je mit dem Namen des Heiligen, zu dessen Ehre sie geweiht wurden, dem Namen des Fürstabtes Martin II. sowie der Jahreszahl MDCCLXXII (1772) geziert. Ob auch der Name des Gießers mit seinem Wohnort eingegossen wurde, ist nicht bekannt, jedoch wahrscheinlich.

Der zweite Akkord mit Grüninger

Zwischenzeitlich waren die Arbeiten an der Stiftskirche eifrig vorangetrieben worden. An der Stelle des einstigen dreischiffigen Münsters war die heutige Kuppelkirche entstanden. Sie ging ihrer Vollendung entgegen, als der Oberrechner Pater Franz Kreuter am 21. Juni 1781 mit dem Glockengießer Joseph Benjamin Grüninger einen neuen Akkord für den Guß weiterer Glocken abschloß.

Dieser Akkord umfaßte 12 Punkte im Gegensatz zum ersten von 1772, der sich mit sieben begnügte. Die wesentliche Änderung war, daß jetzt in St. Blasien ein Gießhaus mit zwei Öfen errichtet und die Glocken an Ort und Stelle gegossen wurden. Zu gießen waren nun die großen Glocken des Geläutes, deren Transport von Villingen nach St. Blasien bei den damaligen Straßenverhältnissen erhebliche Schwierigkeiten bereitet hätte. Grüninger sollte mit einem Gesellen und einem Lehrling freie Wohnung und Kost erhalten, wobei der Meister selbst am Offizierstische, der Geselle und der Lehrling jedoch am Scheibentische (?) verpflegt wurden. Die Gießer hatten nicht nur Anspruch auf ein

Mittags- und Nachtmahl, sondern auch auf eine Morgensuppe, was ausdrücklich vermerkt wurde. Laut dem Akkord sollten jetzt neun Glocken gegossen werden.

Das Gießhaus muß 1780 schon gebaut worden sein, denn in einem Brief vom 25. März 1781 bittet Grüninger, man möchte lüften, damit die Winterfeuchtigkeit austrocknen könne. Er wolle sich auf Georgi (23. April) in Marsch setzen.

Nun werden unsere überkommenen Quellen spärlich. Der Meister war in St. Blasien, konnte persönlich verhandeln und Anweisungen entgegennehmen, und daher entstand kein Schriftverkehr mehr, den man zu den Akten nehmen konnte. Einem Zahlungsbeleg zufolge hat Grüninger im Mai 1781 mit den Vorarbeiten zum Gießen begonnen. In diesem Monat wurde ihm, wie im Akkord festgelegt, die bei Arbeitsbeginn fällige erste Rate in Höhe von 550 Gulden ausbezahlt.

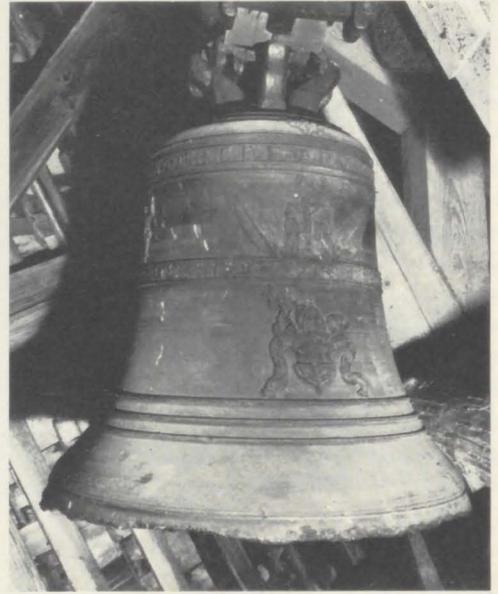
Eine besondere Beachtung muß der Guß der größten Glocke erfahren haben. Sie erhielt einen Durchmesser von 192 cm, eine Höhe (mit Krone) von 196 cm und ein Gewicht von 123,2 Zentner (Zentner = 50 kg), dazu die Inschrift: MARTINVS II · HOSANNA · IN · EXEL-SIS · MDCCLXXXI · JOS · BENJAMIN · GRIENINGER · BVRGER · VND · GLOGGENGYSSER · ZV · VILLINGEN · Die Kronenbügel wurden mit Widderköpfen (Wappentier des Fürstabtes) geziert, die Schulter erhielt eine breite Zierborte, an welche sich unten Girlanden anschlossen. Auf die Flanke kam das Brustbild des Fürstabtes Martin II. Gerbert⁹⁾. Über den Guß dieser Glocke fertigte Pater Kreuter einen besonderen Bericht an.

Es erfolgte demnach am 18. September 1781 der Guß dieser größten Glocke im neuen Geläute von St. Blasien. An Schmelzmetall brachte man ein Gewicht von 167 Zentner in den Ofen (Zentner = 50 kg). Am Nachmittag zuvor wurden die letzten Vorbereitungen getroffen und nachts um ein Uhr der Ofen angezündet. Gegen 14 Uhr glaubte man den Ofen anstechen zu können. Zu dem besonderen Ereignis war



6) Glocke aus dem Jahre 1360, heute in der Friedhofskapelle in St. Blasien.

Aufnahme: K. Sutter



7) Glocke in der Kirche von Waldshut-Tiengen, Ortsteil Aichen, aus dem Jahre 1603 mit dem Wappen des Abtes Martin I. Meister (1596–1625) von St. Blasien.

Aufnahme: K. Sutter

auch eine Anzahl ausländischer Gäste geladen, so der Landvogt von Baden/Schweiz mit dem ganzen dortigen Oberamt und noch drei Herren von Zürich, der Prälat vom Kloster Ebersmünster/Elsaß sowie zwei Herren von Straßburg. Während die Herrschaften beim Mittagmahl saßen, trat ein Umstand ein, der den geplanten feierlichen Guß vereitelte. Dennoch sollte das Werk glücklich vollendet werden. Man bemerkte plötzlich eine undicht gewordene Stelle im Ofen, wo flüssiges Metall auszutreten begann. Der „gute Glockengießer verlor Herz und Mut und wußte nicht, was bei solchen Umständen zu machen wäre.“ Als sehr nützlich erwies sich die Anwesenheit des alten Schmelzmeisters aus der Eisenschmelze in Kutterau. Dieser riet dem Glockengießer, den Ofen sofort anzustechen, was auch geschah. Der Guß gelang vorzüglich, auch ohne dem Beisein der geladenen Festgäste.

Der genaue Zeitpunkt des Gießens der anderen Glocken ist aus den Akten nicht ersichtlich und auch anderweitig nicht festzustellen. Eine Differenz zwischen den im Akkord und in der Kostenabrechnung aufgeführten Glocken macht uns deutlich, daß noch mündliche und nicht in die Akten aufgenommene Absprachen getroffen wurden. Nach dieser „Rechnung des neuen harmonischen Geläuts in St. Blasien nebst dem Gloggenüßer Lohn“ umfaßte das Geläute für die Kirche 14 Stimmen in den Tönen H, D, E, F, g, a, h, cis, d, e, fis, g, a, cis. Die zehnte auf e, die dreizehnte auf a und die vierzehnte auf cis gestimmten Glocken sind dabei lediglich aufgeführt, nicht aber in Rechnung gestellt, was die Annahme rechtfertigt, daß diese Glocken schon vorhanden waren und aus dem Guß in Villingen aus dem Jahre 1772 stammten. In der betreffenden Rechnung ist noch „das Glöngle“ für Fützen mit 500 Pfund aufgeführt. Grüninger hatte

2016 Gulden Gießelohn zu bekommen. Bei Beginn der Gießarbeit 1781 erhielt er 550 Gulden und das weitere Geld in sechs ungleichen Raten, die letzte an Ostern 1784.

Die größten Glocken kommen nach Karlsruhe

Als am 10. Oktober 1806 die Aufhebung der Abtei St. Blasien verfügt wurde, stand nicht nur der Abt mit seiner Klostersgemeinschaft vor einer ungewissen Zukunft, auch die Klosterbauten und die Kirche mit ihrer bedeutenden Ausstattung gingen trüben Zeiten entgegen¹⁰). Die Glocken machten dabei keine Ausnahme. Was folgte, wird vielfach als eine Tragödie bezeichnet.

Die anfängliche Freude bei den großherzoglichen badischen Regierungsstellen über die ihnen zugefallenen st. blasischen Besitzungen wich sehr bald den wachsenden Sorgen um die Verwertung der gesamten Gebäulichkeiten in diesem wenig fruchtbaren, abgelegenen und verkehrsmäßig sehr schlecht zugänglichen Gebiet. Man kann sich ein Aufatmen vorstellen, als endlich am 10. März 1809 die großherzogliche Rentkammer in Freiburg dem Finanzministerium in Karlsruhe von den Bewerbungen einiger Kaufinteressenten für die Klosterbauten Kenntnis gab.

Einer der Bewerber, der Mechaniker Johann Caspar Bodmer aus Zürich, mit dem man in nähere Verhandlungen eingetreten war, hatte bereits für 60 000 fl vom Dach abgenommenes Kupfer verkauft, ehe es zu einem Vertragsabschluß gekommen war. Die Verhandlungen darüber zogen sich deshalb so lange hin, weil nach den eingegangenen Auskünften Zweifel an Bodmers Zuverlässigkeit aufgetreten waren. Doch lockte sein Angebot, in St. Blasien eine damals noch seltene Maschinenspinnerei einzurichten, denn durch den Wegfall des Klosters waren viele Menschen brotlos geworden. Man stellte daher Bodmer die Klosterbauten zur Benützung frei. Dieser rückte am 20. Juli 1809 mit 32 Arbeitern an. Fünf Monate später eröffnete,

ebenfalls in den Klosteranlagen, Henri Düggli von Zürich eine Gewehrfabrik¹¹).

Die Gewehrfabrik ging bald nach ihrer Entstehung wieder ein, während die von Bodmer eingerichtete Spinnerei der Karlsruher Bankier David Seligmann übernahm und weiter ausbaute. Wo seit fast tausend Jahren im Sinne des hl. Benedikt gelehrt und gelebt wurde, rasselten jetzt Maschinen und rauchte ein hoher Schornstein. Wenn dadurch die Räumlichkeiten mit verschiedentlich kunstvollen Ausschmückungen auch der Zerstörung preisgegeben waren, so blieb doch immerhin die Bausubstanz erhalten, im Gegensatz zu manch anderen Orten, wo man heute den Verlust ganzer Klosterkomplexe zu beklagen hat.

Indessen harnte die Stiftskirche, das krönende Werk des ruhmreichen Fürstabtes Martin II., noch immer ihrem ungewissen Schicksal entgegen. Eigentlich war ihr mit dem Generalbericht der großherzoglichen badischen Vollzugskommission vom 25. Februar 1808 das Todesurteil gesprochen. Dort besagt der § 25: „Die alte nach dem Brand (von 1768) erbaute Kirche kann zu keinem Gebrauche mehr dienen, wird daher abzutragen, das Eisen zu verkaufen und das Holz, insoweit es nicht mehr verwendbar ist, zu verkohlen sein.“

Welche Einstellung die damaligen an entscheidenden Stellen stehenden Landesbeamten beherrschte, läßt auch der Vorschlag des Finanzministeriums vom 12. September 1808 erkennen, wonach „alles Brauchbare in dieser Kirche zu benutzen (gemeint war zu verkaufen) und solche sonach eingehen zu lassen sei“. Denkmalpflegerische Interessen wurden damals von keiner Seite vertreten. Auch der heute vielfach als Retter der Klosterkirche bezeichnete Baudirektor Friedrich Weinbrenner, ein großer Freund des Klassizismus und Schöpfer zahlreicher sakralen und profanen Repräsentationsbauten dieses Stils¹²), hat sich der Zerstörung der Kuppelkirche in St. Blasien anfänglich in keiner Weise widersetzt, so daß Fritz Hirsch von der zwiespältigen Rolle Weinbrenners in dieser Angelegenheit spricht¹³).



8) Glocke in der St. Wolfgangskapelle in Ewatingen mit dem Wappen des Abtes Romanus Vogler (1772–1795) von St. Blasien. Aufnahme: K. Sutter

Bald nachdem der Abt mit einem Teil seiner Mönche im September 1807 St. Blasien verlassen hatte, begann man Ausstattungsgegenstände auf andere Kirchen zu verteilen. So erhielt die Pfarrgemeinde Waldshut zu ihrem gerade fertiggestellten Kirchenbau zwei Altäre, ferner das Altärchen in der Fürstenkapelle, das Gitter zur Chorabschränkung, die Marmorstufen zur Balustrade und einen Teil des Chorgestühls¹⁴).

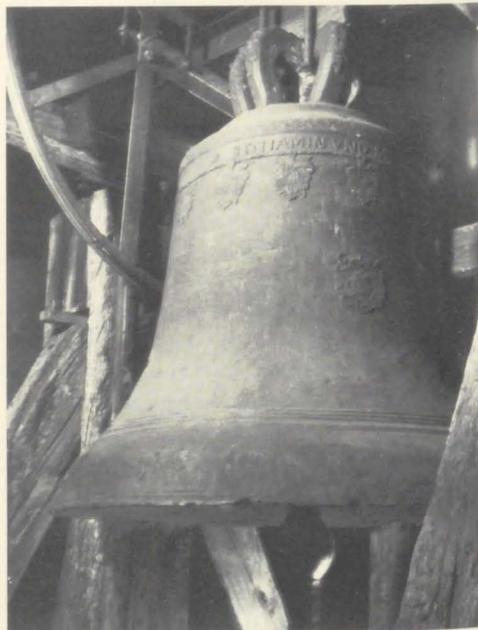
Mit Beständen aus St. Blasien wurde vor allem die damals von Weinbrenner gebaute Stefanskirche in Karlsruhe (Grundsteinlegung am 8. Juni 1808) ausgestattet. Sie erhielt die wundervolle Silbermann-Orgel, dazu fünf der größten Glocken, die am 23. September 1808 in Karlsruhe eintrafen. Die allergrößte, die am 18. September 1781 gegossene sogenannte Gerbert-Glocke, kam jedoch in die evangelische Stadtkirche in Karlsruhe. Ihr Abtransport (sie wurde

am 3. Juli 1812 durch Freiburg geführt) hat in St. Blasien große Trauer hervorgerufen, so daß viele weinten.

Eine Glocke soll auch nach Menzenschwand gekommen sein¹⁵). Ob dies den Tatsachen entspricht, und was möglicherweise mit ihr geschehen ist, ließ sich bisher nicht feststellen, da im Pfarrarchiv in Menzenschwand nur Akten aus neuerer Zeit vorhanden sind.

Indessen war immer noch keine klare Entscheidung über die weitere Verwendung der Stiftskirche in St. Blasien getroffen worden. Großherzog Karl gab zu bedenken, ob die in der Unterhaltung sehr kostspielige große Kirche nicht besser abgebrochen werde und eine kleinere für die Pfarrei St. Blasien zu bauen sei. Unter denen, die sich für die Erhaltung der Kirche in St. Blasien beim Großherzog persönlich einsetz-

9) Glocke in Schluchsee, 1787 von Benjamin und Meinrad Grüniger in Villingen gegossen, mit dem Wappen des Fürstbistes Martin II. Gerbert geziert. Aufnahme: K. Sutter



ten, war (nach Abt Ignaz Speckle von St. Peter) Baudirektor Christoph Arnold aus Freiburg. Er machte als „geeigneter Bausachverständiger, Professor der Baukunst und Schützer der Denkmale Vorstellung für die dringende Erhaltung des Gebäudes¹⁶⁾. Der Großherzog soll nun versichert haben, die Kirche zu erhalten. Auch Großherzogin Stephanie soll ihren Einfluß für den Erhalt des Bauwerkes geltend gemacht haben¹⁷⁾. Jetzt setzte sich auch Weinbrenner energisch für den Fortbestand der Kirche ein, und, nachdem er 1813 erstmals persönlich in St. Blasien war, fiel von höchster Stelle die Entscheidung für eine Erhaltung der Kuppelkirche in St. Blasien.

Die Einsicht kam bedauerlicherweise viel zu spät. Nun war die Stiftskirche ihrer Einrichtung beraubt und stand öde und leer da. Vom einstigen stolzen Geläute waren nur die kleinsten Glocken zurückgeblieben. Verfolgen wir weiter das Schicksal der von Fürstabt Martin Gerbert geschaffenen Glocken, die ihr Gießer in einem Brief liebevoll als „seine harmonischen Kinder“ bezeichnet, so müssen wir mit großer Betrübnis feststellen, daß heute auch nicht mehr eine von ihnen vorhanden ist.

Die größte und auch am reichsten dekorierte „Gerbert-Glocke“ – sie war der hl. Dreifaltigkeit geweiht – fiel im Zweiten Weltkrieg unerklärlicherweise unter die abzugebenden und wurde im Turm der evangelischen Stadtkirche in Karlsruhe zerschlagen¹⁸⁾. Ihrer Größe wegen hätte das Herabnehmen erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Da sie nun zerschlagen war, hatte sie keine Chance mehr, den Krieg auch in einem Glockenlager zu überstehen, wie dies bei einer Vielzahl anderer der Fall war.

Von den fünf nächst größeren Glocken, die sich in der Stephanskirche in Karlsruhe befanden, wurden wiederum die drei größten 1828 vom Stückgießer M. Engel in Karlsruhe umgegossen, da sie angeblich gesprungen waren. Eine weitere Glocke wurde ebenfalls im 19. Jahrhundert umgegossen¹⁹⁾. Die kleinste und letzte schließlich vernichtete bei einem Bombenangriff 1944 der Brand der Stephanskirche²⁰⁾.

Mangelndes historisches Verständnis vernichtete 1951 die letzte Gerbert-Glocke

Aber auch in St. Blasien, wo fünf Glocken verblieben sein sollen, finden wir keine mehr aus der Gerbertzeit. Die letzte, die alle Kriege überstanden hatte, fiel bei der Neuanschaffung der Glocken im Jahre 1951 der Vernichtung anheim. Man nimmt nur schwer zur Kenntnis, daß die geringe Entschädigung von 240,- DM für den Materialwert jedes Pietätsgefühl zurücktreten ließ, und man nicht geneigt war, in dem von Martin Gerbert geschaffenen großartigen Tempel die letzte Glocke mit seinem eingegossenen Namen zu erhalten.

Aus den Akten läßt es sich nicht klar ersehen, wieviele der Glocken nach der Säkularisation tatsächlich in St. Blasien zurückblieben. Das kommt wohl daher, daß Glocken auf die beiden großen Glockentürme, auf den Chor, das Portal und die Friedhofskapelle verteilt waren.

Nach der Säkularisation findet man erst 1857 wieder Akten, die sich mit Glocken befassen. Es liegt aus dieser Zeit ein Kostenvoranschlag des Benjamin Muchenberger, des Glockengießers und Feuerspritzenfabrikanten in Blasiwald, für ein neues Geläute in St. Blasien vor²¹⁾. Man hätte nur sehr kleine Glocken und wollte jetzt wieder größere mit einem D-Akkord haben, wird berichtet. Es sollten sechs neue gegossen und die sechs vorhandenen eingeschmolzen werden. Der Vorschlag wurde nicht akzeptiert.

Im folgenden Jahr legte Muchenberger einen neuen Kostenvoranschlag vor, in welchem einschließlich der Gottesacker Glocken von acht vorhandenen Glocken die Rede ist. Jetzt schlug der Gießer ein vierstimmiges Geläute unter Verwendung zweier vorhandener und zweier umzugießender Glocken vor. Die großherzogliche Hofdomänenkammer lehnte auch dies ab. Im Jahre 1866 wird eine gesprungene Glocke umgegossen und im folgenden Jahr mit Genehmigung des Ordinariats von Pfarrer Oswald Bremeier geweiht.



10) Zweite Glocke in der Friedhofskapelle St. Blasien von 1799 mit dem Wappen des Fürstbistums Mauritianus Ribbele (1794–1801) von St. Blasien.

Aufnahme: K. Sutter

1879 suchten die Vertreter der Gemeinden des Kirchspiels St. Blasien, die Bürgermeister von St. Blasien, Häusern, Blasiwald, Kutterau und Schwarzhalden mit einem Schreiben an die Domänenverwaltung erneut um „schönere und größere Glocken“ nach. Diesmal mit Erfolg. Bauinspektor Brinzinger von der Bauinspektion Waldshut schlägt ein harmonisches Geläute mit zwei neuen Glocken vor, das genehmigt wird. Von den drei sich bewerbenden Glockengießern, Rosenlächer von Konstanz, Koch von Freiburg und Grüninger von Villingen erhält letzterer mit den niedrigsten Kosten den Zuschlag²²).

Die Kirche in St. Blasien erhielt 1879 nun das neue Geläute mit den Tönen E (1100 kg) und Gis (600 kg) unter Beibehaltung der alten Glocken H (425 kg) und e (160 kg). Dabei wurden vier vorhandene Glocken mit einem Bronzegewicht von 738,5 kg eingegossen. Da

wir keine Angaben über Ton und Gewicht der 1866 umgegossenen Glocke haben, wissen wir nun nicht, ob es vier oder nur drei der Glocken aus dem vergangenen Jahrhundert kostete.

Im sogenannten Dreikaiserjahr 1888 mußte viel geläutet werden. Es braucht uns daher nicht zu wundern, wenn dabei wieder eine Glocke in die Brüche ging. Sie wurde von der Fa. Grüninger und Söhne umgegossen. Man versah sie mit dem alten Dekor. Inschrift: S. NIKOLAUS PRIMA TU QUODAM NOBIS HABITACULA DEDISTI, PROTEGE QUAE SURGUNT TEMPLA PATRONE NOVA. MARTINUS II MDCCLXXII. Flankenbildnisse: St. Nikolaus und Kreuzigung. (Hier bestehen nun keine Zweifel, es ging wieder eine alte Glocke verloren.)

Die Glocken im Ersten Weltkrieg

Über die Glocken in St. Blasien vernehmen wir erst wieder etwas, als sich während des Ersten Weltkrieges die Lage sehr verschlechtert hatte und 1917 das Kriegsministerium sich entschloß, Richtlinien für den Einzug der Kirchenglocken herauszugeben. Bei der anordnungsgemäß vorgenommenen Gruppierung der Glocken fielen in St. Blasien die beiden größten unter die Gruppe A (ohne Kunstwert) und sollten abgegeben werden. Sie waren schlecht vom Turme zu bringen, und daher zerschlug man sie an Ort und Stelle. Dies geschah erst am 3. September 1918. In St. Blasien verstand es der Vorsitzende des Kommunalverbandes die Ablieferung der Glocken mit dem Hinweis auf Verkehrsschwierigkeiten bis Kriegsende hinauszuzögern. Dabei entging im Ersten Weltkrieg der ganze Amtsbezirk St. Blasien der Glockenabgabe²³). Die beiden zerschlagenen Glocken der Klosterkirche, deren Metall noch vorhanden war, goß wiederum die Firma Grüninger in Villingen im Jahre 1919 neu. Sie wurden mit barocken Verzierungen und den Bildnissen von St. Blasius und St. Fridolin versehen²⁴).

Glockentabelle von 1940

Glocken der Klosterkirche

Nr.	Gewicht in kg	Durchmesser in cm	Gießjahr	Gruppe	Verbleib
1	1000	124	1919	A	1942 abgegeben
2	500	97	1919	A	1942 abgegeben
3	130	85	1781	C	1951 eingegossen
4	95	63	1888	A	1942 abgegeben
5	—	41	1799	B	heute Friedhofskapelle
Glocken der Friedhofskapelle					
1	—	47	1746	C	unbekannt
2	—	41	1360	D	heute Friedhofskapelle

Im Zweiten Weltkrieg erließ bereits am 15. März 1940 Feldmarschall Göring eine Anordnung über die Erfassung von Nichteisenmetallen. Diese enthielt nähere Bestimmungen für die Abgabe der Glocken, insbesondere auch für die Einreihung in Gruppen nach ihrem künstlerischen und geschichtlichen Wert. Die folgende Tabelle vom 14. Mai 1940 gibt uns Auskunft über die damals im Dom²⁵⁾ vorhanden gewesenen Glocken und ihrer Eingruppierung für die Abgabe.

Wie aus obiger Tabelle zu ersehen ist, hatte man jetzt nur noch eine der von Fürstabt Martin II. Gerbert für die Stiftskirche gegossenen Glocken aus dem Jahre 1781. Diese fiel in die Gruppe C (wegen wissenschaftlichem, geschichtlichem oder künstlerischem Wert unter allen Umständen zu erhalten). Sie war daher von der Abgabe freigestellt, während die vier anderen Glocken der Stiftskirche am 15. Januar 1942 abgeholt wurden.

Die fünfte Glocke (obiger Tabelle) aus dem Jahre 1799, in B eingestuft, kam nach dem Kriege wieder zurück. Sie ist mit dem Wappen des Fürstabtes Mauritius Ribbele (1793–1801) geschmückt und befindet sich heute zusammen mit einer Glocke aus dem Jahre 1360 in der Friedhofskapelle in St. Blasien²⁶⁾.

Das Ende der letzten Klosterglocke

Wie überall, so dauerte es nach dem Zweiten Weltkrieg auch in St. Blasien einige Zeit, bis man an die Beschaffung neuer Glocken denken konnte. Im Oktober 1949 ging ein erstes diesbezügliches Schreiben an den Erzbischöflichen Oberstiftungsrat in Freiburg. Gleichzeitig nahm man mit der Firma Grüninger in Villingen Verbindung auf und forderte einen Kostenvoranschlag für den Guß von vier Glocken an. Das Vorhaben mit Grüninger kam aber nicht zustande.

Man hatte dann mit der Fa. Schilling in Heidelberg verhandelt und gab dieser den Auftrag, die fünf kleineren Glocken zu dem projektierten neunstimmigen Geläute zu gießen. Die Glocken wurden 1951 geliefert. Hierbei geschah das Unverständliche: Die letzte Glocke aus dem von dem hochverehrten Fürstabt Martin Gerbert geschaffenen Glockenwerk, ließ man in den Ofen gehen. Herzlos vernichtete man dabei unersetzliches Kulturgut, ein Denkmal aus der höchsten Blütezeit in der Klostergeschichte, das selbst die Machthaber im totalen Krieg nicht antasteten und es für die Nachwelt zu erhalten trachteten. Eine Metallvergütung von 1,85 DM pro Kilo steht diesem herben Verlust gegenüber³⁷⁾.



11) Das Bildnis der hl. Katharina mit dem Wappen des Abtes Blasius II. Münzer (1625–1638) schmückt die Flanke einer 1627 von Peter Füssli in Zürich gegossenen Glocke der Wallfahrtskirche Todtmoos.

Aufnahme: K. Sutter

Die Schlagglocken zur Portaluhr

Unbeachtet über alle Zeitläufe hinweg scheinen die beiden 1772 für die Portaluhr zusammen mit einigen für die Stiftskirche in Villingen gegossenen Glocken geblieben zu sein, was offenbar auf ihre geringere Größe zurückzuführen ist. Ihre Schicksalsstunde schlug erst in unseren Tagen, beim letzten Klosterbrand von 1977. Diese beiden Glocken sind nur bei den Verhandlungen

und der Abrechnung mit dem Gießer in den Akten genannt, erscheinen dann aber nicht mehr, auch nicht bei den kriegsbedingten Glockenbestandsmeldungen. Der Klosterbrand von 1874, bei welchem zwar die Kuppelkirche ausbrannte, nicht aber die beiden Glockentürme von den Flammen ergriffen wurden, verschonte den ganzen Westteil des Klosters und damit auch das sehenswerte, von Baumeister Michael Beer geschaffene barocke Portal mit Uhr und Schlagglocken.

Der Brand vom 27. Mai 1977 brach nun im Westtrakt aus. Er vermochte sich dank dem schnellen und wirksamen Eingreifen der St. Blasier Feuerwehr zwar nur auf die Dachpartien auszudehnen, dennoch beängstigend nahe an

12) Das repräsentative Klosterportal mit der Abtswohnung, 1768 erstmals ausgebrannt, in einer Aufnahme vor dem Brand von 1977. Die beiden 1772 von Grüninger in Villingen für die Portaluhr gegossenen Glocken sind in den Dachlukern zu sehen.

Aufnahme: K. Sutter



die Kirche heranzufressen. Die beiden Schlagglocken hingen in den Dachluken über dem Portal und gerieten dabei in die Flammen. Man fand nachher jeweils nur die Untersätze (untere Hälfte). Ihr Durchmesser beträgt 45 cm und 36 cm. Da sie keinen sakralen Zwecken zu dienen hatten, verzichtete man offenbar darauf, sie mit Schriften und dergleichen zu schmücken.

Wie sehr sich erfreulicherweise die Einstellung der Verantwortlichen zu diesen Dingen seit der achtlosen Vernichtung der letzten Gerbert-Glocke im Jahre 1951 geändert hat, macht uns eine Handlung am Rande des Geschehens deutlich. Auf die Bitte der Feuerwehrleute von St. Blasien hat man zur Ausschmückung des neuen Feuerwehrheimes und zum Andenken an ihren erfolgreichen Einsatz beim Brand den übriggebliebenen Teil der größeren Glocke überlassen. Dabei wußte man damals noch nicht einmal, daß es sich um einen Teil einer 200 Jahre alten und unter Fürstabt Gerbert gegossenen Glocke handelt. Wieviel mehr würde man heute ein ganzes Exemplar schätzen.

Glocken mit Klosterinsignien außerhalb von St. Blasien

Glocken mit eingegossenen Insignien des Klosters St. Blasien oder einem seiner Äbte ließen sich außerhalb St. Blasien noch in verschiedenen Türmen ermitteln. Die Anschaffung von Glocken war eigentlich Angelegenheit der Kirchengemeinde und nicht des Patronatsherren. Es dürfte sich daher bei ihnen um Stiftungen der Abtei handeln.

Die älteste dieser Glocken befindet sich in Waldshut-Tiengen, Ortsteil Aichen. Mit einem Schriften- und einem Friesband, Heiligenbildern und dem Wappen des Abtes Martin I. (1596–1625) geziert²⁸⁾, stammt sie aus dem Jahre 1603. Ein Gießenzeichen fehlt. Vergleiche lassen jedoch den Schluß zu, daß sie aus der Gießhütte der Lamprecht in Schaffhausen²⁹⁾ stammt.

Eine weitere Glocke mit dem Wappen des Ab-



13) Von den beiden Schlagglocken der Portaluhr blieb nach dem Brand von 1977 jeweils nur der Untersatz übrig.

Aufnahme: K. Sutter

tes Martin I. besitzt die Kirche in Schluchsee. Sie wurde 1614 von Christoph Rebble in Villingen gegossen. Dazu hat Schluchsee eine Glocke mit der Jahreszahl 1626. Sie hat Peter Fuessli von Zürich zu ihrem Gießer. Neben einer Inschrift und Heiligendarstellungen zeigt sie das Wappen des Abtes Blasius II. (1625–1638) sowie das Klosterwappen. Vom gleichen Gießer und ebenfalls mit dem Wappen des Abtes Blasius II. geschmückt beherbergt auch die Wallfahrtskirche in Todtmoos eine Glocke aus dem Jahre 1627.

Von Abt Romanus (1672–1695) tragen zwei kleinere Glocken das Wappen und je die Jahreszahl 1673. Sie befinden sich in den Türmchen der Wolfgangskapelle bei Ewatingen und dem Schloß in Gurtweil, in welchem St. Blasien eine Propstei unterhielt.

Schließlich weisen noch auf einer Glocke mit der Jahreszahl 1787 in Schluchsee und auf einer aus dem Jahre 1788 in Lausheim, beide von Benjamin Grüninger in Villingen signiert, jeweils die eingegossenen Wappen auf Martin II. Gerbert als Stifter hin. So besitzen wir heute noch acht Glocken außerhalb von St. Blasien als überkommene Zeugen vom Wirken der einstigen großen Schwarzwaldabtei St. Blasien.

Anmerkungen

- ¹⁾ Die Urschrift des Liber originum befindet sich im Stiftsarchiv St. Paul/Kärnten. Die dortige Klosterverwaltung hat freundlicherweise das Werk zum Studium zur Verfügung gestellt. Ein teilweiser Abdruck davon befindet sich in: F. J. Mone, Quellensammlung der Badischen Geschichte, 1854, II. Bd. S. 56–80.
- ²⁾ Ludwig Schmieder, St. Blasien, Augsburg 1929, Anhang, Abb. 12
- ³⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe 99/326
- ⁴⁾ Konrad Sutter, Waldshuter Glockengießer im 17. und 18. Jahrhundert, Bad. Heimat, 1976/3 S. 359–372
- ⁵⁾ Wie Anm. 3
- ⁶⁾ Konrad Sutter, Bergbau und Eisenindustrie am Hochrhein, Südkurier, 1957, Nr. 79–122
- ⁷⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe 99/333
- ⁸⁾ Felix Koch führte in Salem die 1754 von dem Waldshuter Glockengießer Franz Anton Grieshaber (1725–1757) eröffnete Gießhütte fort. Sigrid Thurm, Deutscher Glockenatlas Württemberg-Hohenzollern, München 1959, S. 121
- ⁹⁾ Fritz Hirsch, 100 Jahre Bauen und Schauen, Karlsruhe, 1928, S. 73
- ¹⁰⁾ Konrad Sutter, Die Aufhebung der Benediktinerabtei St. Blasien und der Neubeginn in St. Paul/Kärnten, Bad. Heimat, 1977/3, S. 401–418
- ¹¹⁾ Wie Anm. 9, Karlsruhe 1932, S. 337–344
- ¹²⁾ Otto Giller, Friedrich Weinbrenner, Bad. Heimat, Ekkehard, 1976, S. 139–143
- ¹³⁾ Wie Anm. 11, S. 343
- ¹⁴⁾ Stadtarchiv Waldshut, Kirchenbauakten
- ¹⁵⁾ Ludwig Schmieder, a.a.O. S. 229
- ¹⁶⁾ Ursmar Engelmann, Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Stuttgart, 1965, II. Teil, S. 402
- ¹⁷⁾ Wie Anm. 9, Karlsruhe, 1932, S. 343
- ¹⁸⁾ Joseph Hog, Das Schicksal der Gerbert-Glocken, Badische Zeitung, 28. 5. 1972
- ¹⁹⁾ H. D. Siebert, Aus der Geschichte der St. Stephansglocken, Kirchenkalender 1927, Wegweiser für

- die Pfarrgemeinde St. Stephan in Karlsruhe, S. 40 u. 41
- ²⁰⁾ Über das Vorhandensein dieser Glocke liegen widersprüchliche Publikationen vor. Laut freundlicher Mitteilung von Frau Dr. Sigrid Thurm, München, vom 11. Januar 1978, existiert in Karlsruhe heute keine der St. Blasier Glocken mehr.
 - ²¹⁾ Stadtpfarramt St. Blasien, Kirchenbauakten, 1857–1942
 - ²²⁾ Staatsarchiv Freiburg, 391/1412
 - ²³⁾ Josef Sauer, Geschichte und Schicksale der Glocken Badens, Freiburger Diözesanarchiv, 1936, S. 80
 - ²⁴⁾ Wie Anm. 21
 - ²⁵⁾ Die Bezeichnung „Dom“ für die ehemalige Klosterkirche in St. Blasien stammt aus neuerer Zeit. In den Akten erscheint sie erstmals in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen.
 - ²⁶⁾ Diese Glocke war vor 1942 in den St. Blasier Akten nicht zu finden. Es ließ sich auch nicht ermitteln, wo und wie sie die Jahrhunderte überstanden hat. Sie trägt an der Schulter die Umschrift: O · REX · GLORIAE · LX · S ○
 - ²⁷⁾ Die Glocke hatte zwar einen Sprung, wie ältere St. Blasier bestätigten, wurde aber ohne Wissen des Erzb. Ordinariats zum Eingießen gegeben. Eine Genehmigung hierzu wäre sicherlich nicht erteilt worden, man hätte vielmehr verlangt, den Defekt zu schweißen, wie dies in einem gleichartigen Fall 1947 in Waldshut praktiziert wurde, wo die betreffende Glocke heute noch voll ihren Dienst tut. Konrad Sutter, Die Waldshuter Glocken – Schlüssel zur Stadtgeschichte, Bad. Heimat, 1977/3, S. 368
 - ²⁸⁾ Konrad Sutter, Siegel und Wappen der Benediktinerabtei St. Blasien, Geschichtsverein Hochrhein, Jahresheft 1977, S. 58–79
 - ²⁹⁾ Otto Stiefel, Schaffhauser Glocken- und Geschützgießer, Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 26, Heft 2, S. 67–103, 1969

Die barocke Sonnenuhr von St. Blasien

Heinz Schumacher, Freiburg

Daß bei den Besuchern von St. Blasien die riesige Kuppel auf ihrer wuchtigen Fassade die Aufmerksamkeit und das Interesse eher auf sich lenkt als die zweite Kostbarkeit besonderer Art, die St. Blasien zu bieten vermag, ist verständlich. Das große Wandgemälde an der Südwand des heutigen Amtsgerichts liegt wohl auf dem Weg vom Torgebäude zum Dom, wird aber – wenn überhaupt – erst auf dem Rückweg wahrgenommen. Eine Sonnenuhr? Mit einem Kalender? Eine rätselhafte Schleife! Man geht weiter und vorbei an einem kostbaren kulturhistorischen Dokument der Zeitmessung aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die Besonderheit dieser Sonnenuhr liegt nicht etwa in ihrer monumentalen Größe von rund 34 Quadratmetern, sondern in der Kombination eines Stundenzifferblattes mit einer präzisen sog. „Mittagsuhr“. Der Konstrukteur ist nicht bekannt, das Gemälde ist weder signiert noch datiert. Lediglich aus den Baudaten der Klosteranlage lassen sich Schlüsse ziehen. Das Gebäude, dessen Südwand die Uhr trägt, wurde 1767 fertiggestellt. Ende der Siebzigerjahre war Christian Wenzinger mit seinen Helfern, voran Simon Göser, mit der Ausmalung der neuen Kuppelkirche befaßt. In dieser Zeit und vielleicht nach seinem Entwurf und unter seiner Mitarbeit bei der Gestaltung der zentralen Figur des Titanen Kronos mag das Sonnenuhrfresko entstanden sein.

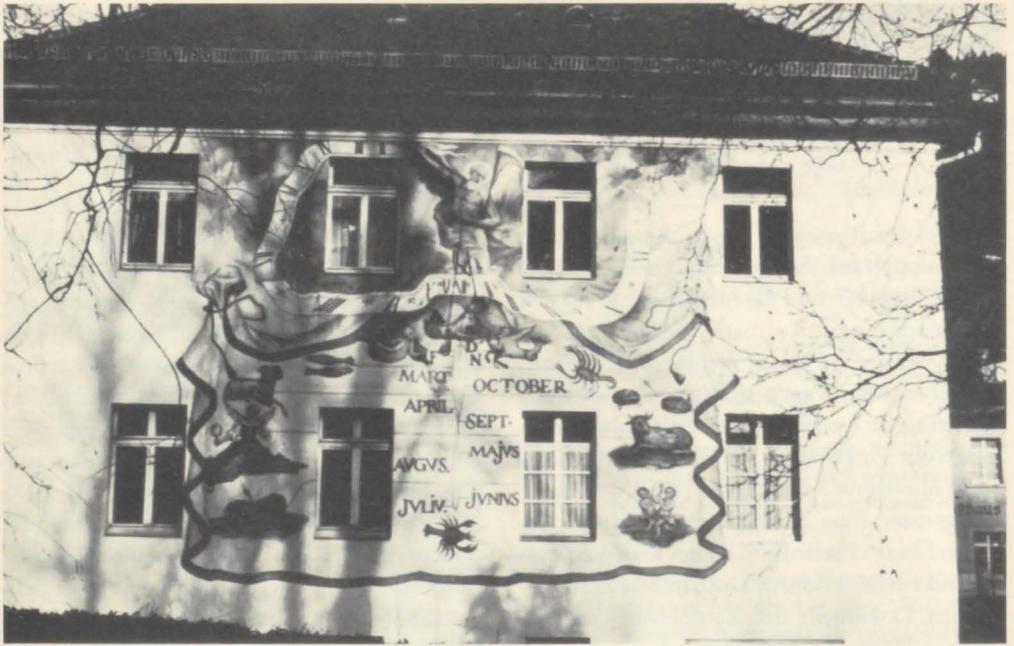
Die Zifferblattkomposition ist zweigeteilt in ein Stundenzifferblatt in der oberen Hälfte und das Zifferblatt der Mittagsuhr in der unteren Hälfte. Die Stunden sind auf einem für die Barockzeit typischen, bewegt flatternden Band angeschrieben. Die große Abmessung des Bandes gestattete eine Unterteilung in Viertelstunden. Obwohl die Zifferblattfläche ihrer genauen

Südlage wegen nie vor VI Uhr besonnt wird, läßt der Künstler den Tag auf seinem Stundenband um Mitternacht beginnen. Die allegorische Figur des Hüters der Zeit, Kronos, hält die erste Stunde des neuen Tages mit seiner Rechten fest. Seine Linke umklammert den schattenwerfenden Zeigerstab, der sich um $47^{\circ} 50'$ gegen die HORIZONTALE neigt, so wie es die geographische Breite des Standortes erfordert.

So wie alle Sonnenuhren vor der Einführung der Zonenzeiten (in den Neunzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts) zeigt auch diese Sonnenuhr die dem jeweiligen Sonnenstand entsprechende wahre Ortszeit. Entsprechend dem geographischen Längenunterschied von St. Blasien zum 15. östlichen Längengrad, unserem Zonenzeitmeridian, geht die Sonnenuhr in Bezug auf unsere heute gesetzliche Mitteleuropäische Zeit (MEZ) rund 28 Minuten¹⁾ nach.

Während Kronos in den Wolken schwebt, entfaltet sich auf der unteren Bildhälfte eine Drapeurie als barocker Hintergrund für eine eigenartige Achterschleife. Um diese Schleife herum sind die lateinischen Monatsnamen angeordnet und entlang dem Faltenwurf die Bildsymbole der Tierkreiszeichen.

Die Achterschleife stellt eine sog. Mittagsuhr dar. Die Schleife windet sich um eine Lotlinie, die ihren Ursprung im Zeigerfußpunkt hat. Fällt der Zeigerschatten auf diese Lotlinie, dann ist es in St. Blasien wahrer Mittag, d. h. die Sonne steht dort im höchsten Punkt ihres Tagesbogens. Dieser wahre Mittag ereignet sich aber täglich zu verschiedenen Zeitpunkten. Grund hierfür ist die Tatsache, daß unsere Sonnentage – gemessen von wahren Mittag zu wahren Mittag – von verschiedener Dauer sind, d. h. verschieden große Zeitquanten beinhalten.²⁾ Der Zeigerschatten einer Sonnenuhr läuft

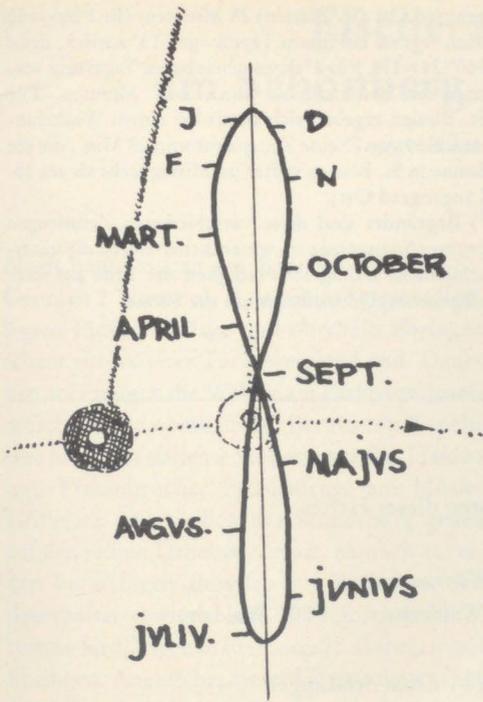


1. Die monumentale Sonnenuhr am heutigen Amtsgericht in den Kuranlagen von St. Blasien aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diese Sonnenuhr kombiniert ein Stundenzifferblatt mit einer sog. „Mittagsuhr“ mit Anzeige der Tierkreisbereiche.

täglich mit einer gering veränderten Geschwindigkeit über die Zifferblattfläche. Der Gang unserer mechanischen Gebrauchsuhr kann die Unregelmäßigkeit des „Sonnengangs“ nicht nachvollziehen. Unsere Gebrauchsuhr gehen in Bezug auf die wahre Sonnenzeit die Hälfte des Jahres vor, die andere Hälfte nach. Diese Differenzen sind tabellarisch erfaßt. Die Achterschleife (Lemniskate) ist nun nichts anderes als die graphische Darstellung dieser Zeitdifferenzen, abgetragen entlang dem Wanderweg eines Schattenpunktes. Die positiven und negativen Werte dieser sog. „Zeitgleichung“ werden von der Lotlinie des wahren Mittags aus nach links und rechts eingemessen. Die Schleife zeigt anschaulich den Unterschied der täglichen Zeitquanten im Verlauf des Jahres. Mit der Verbreitung der Taschenuhren im 18. Jahrhundert kamen die Achterschleifen auf den Sonnenuhren in Gebrauch. Bei uns zu Lande trifft man sie selten, in Frankreich kann man ih-

nen häufiger begegnen. Im benachbarten Elsaß findet man solche Schleifen an den Kirchen St. Martin in Colmar, und an den Kirchen von Lautenbach und Gebersweiher u. a. m., ferner an einem Bürgerhaus in Zabern.

Bei einer einfachen Sonnenuhr ist die Länge des Zeigerstabes ohne Bedeutung für die Ablesung. Bei Zifferblättern, die Datumslinien oder Achterschleifen tragen, ist ein bestimmter Zeigerpunkt, meist der Endpunkt des Zeigers, für die Ablesung maßgebend. Für diese Fälle trägt das Zeigerende häufig eine gelochte Scheibe, die an Stelle eines Schattens einen Lichtpunkt wandern läßt, der die Ablesung erleichtert. In St. Blasien mag die Mittagsuhr wohl auch zum Richten der Räderuhr im Dom verwendet worden sein, wobei der Beobachter Ruf- oder Sichtzeichen zum Uhrgeschoß hinauf gab. Die heute die Uhr zeitweise beschattenden Bäume waren damals noch nicht vorhanden. Wir können an der St. Blasier Sonnenuhr auch heute



2) Der Weg des Lichtpunktes zeigt als Datum etwa den 23. August oder den 20. April. Wenn der Lichtpunkt an diesen Tagen die Schleife überschreitet ist es XII Uhr (sog. „Mittl. Ortszeit“ = Zeit der Kirchenuhr). Nach heutiger Mitteleuropäischer Zeit (MEZ) sind 28 Minuten hinzuzuzählen. Eine Armbanduhr ist zu diesem Zeitpunkt in St. Blasien auf 12 Uhr 28 zu richten.

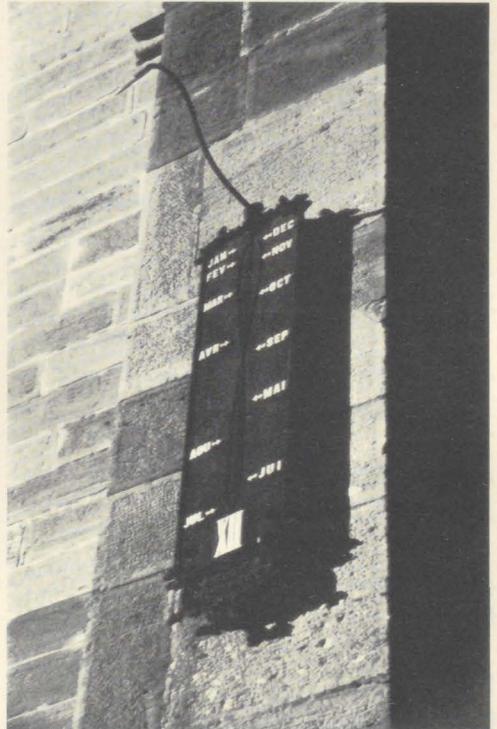
noch unsere Armbanduhr richten, wenn wir zu dem Augenblick, wo der Lichtpunkt die Achterschleife an der dem Datum entsprechenden Stelle überquert, unsere Uhr auf 12 Uhr 28 stellen (Siehe oben, MEZ!). Den Zeitpunkt des wahren Mittags (täglicher Sonnenhöchststand, Kulmination, Meridiandurchgang) zeigt die Uhr dann an, wenn der Lichtpunkt die Lotlinie überschreitet.

Auf der Achterschleife ist die Lage der Monatsersten durch kurze Bindestriche zu den Monatsnamen gekennzeichnet. Mit 365 Unterteilungen würde die Schleife eine vollständige Kalenderskala darstellen.

Außer der Monatsteilung trägt die Schleife zusätzlich noch eine Markierung der Daten, zu denen die Sonne in den Bereich eines neuen Tierkreiszeichens eintritt. Es wurde somit auch den Bedürfnissen der Astrologie genügt. Von den entsprechenden Datumsunkten der Schleife ausgehend (jeweils zwischen 19. und 23. des Monats), weisen horizontale Linien auf die zugeordneten Tierkreisbilder hin. Der wandelnde Lichtpunkt zeigt dem, der sich dafür interessiert, also auch an, in welchem Tierkreiszeichen sich die Sonne derzeit befindet, bzw. genau genommen sich zur Zeit der Gestaltung dieser schmucken Uhr befunden haben würde, denn es findet kontinuierlich eine geringe Verschiebung statt.

1977, anlässlich der Restaurierung der Torgebäude, erfuhr auch dieses in unseren Landen

3) Beispiel einer Mittagsuhr aus dem Elsaß (Gegersweiher) von 1851 in Eisenguß. Die selben Uhren findet man in Colmar und Lautenbach.



seltene Exemplar einer historischen Sonnenuhr eine Auffrischung und Pflege, so daß zu hoffen ist, daß dieses künstlerische Dokument der Zeitmessung auch weitere Jahrhunderte in solch gutem Zustand überdauern wird.

Anmerkungen:

¹⁾ Die Sonne braucht für ihre 7 Längengrade messende scheinbare Wanderung vom 15. Längengrad Ost (dem MEZ-Standardmeridian) bis zum 8. Län-

gengrad Ost (St. Blasien) 28 Minuten. (In 1 Std.=60 Min. legt sie auf ihrem Tagesbogen 15° zurück, denn $360^{\circ}:24=15^{\circ}$. Für 1° ihrer scheinbaren Tagestour verstreichen demnach 60 Min.:15=4 Minuten. Für St. Blasien ergeben sich somit bei einem Winkelunterschied von 7° eine Zeitspanne von 28 Min., die die Sonne in St. Blasien später im Mittag steht als am 15. Längengrad Ost).

²⁾ Begründet sind diese verschiedenen Zeitmengen unserer Sonnentage im wesentlichen durch die unterschiedliche Bahngeschwindigkeit der Erde auf ihrer elliptischen Umlaufbahn um die Sonne.

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Gustav Albiez

Schwimmbadstr. 20, 7800 Freiburg

Dr. Helmut Bender

In den Weihermatten 1, 7800 Freiburg

Talitha Foerster

Sonnengasse 1, 7105 Leingarten

Pfarrer Joseph Göppert

Niederwasser, Dorf 15, 7833 Hornberg/Schw.

Rektor Werner Haas

Kleiststr. 17, 6950 Mosbach

Dr. Annemarie Heimann

Tüllingerlandstr. 84, 7850 Lörrach

Folkmar Längin

Ringstr. 10, 8031 Wessling/Obb.

Bernhard Lamey

Blasiusstr. 11, 7800 Freiburg

Wilb. Mechler

Gust.-Weis-Str. 3, 7640 Kehl/Rh.

Konrad Sutter

Waldeckstr. 3, 7890 Waldshut

Dr. Erika Schillinger

Günterstalstr. 69, 7800 Freiburg

Adolf Schmid

Steinhalde 74, 7800 Freiburg-Ebnet

Heinz Schumacher

Merzhauserstr. 64, 7800 Freiburg

Winfried Studer

Rathausplatz 1, 7844 Neuenburg

Ludwig Vögely

Tiefentalstr. 35, 7500 Karlsruhe-41

Hans Weckesser

Gr. Merzelstr. 8, 6800 Mannheim

Dr. Johannes Werner

Nebenusstr. 36, 7500 Karlsruhe

Dr. Otto Wittmann

Schulstr. 44, 7850 Lörrach

Eisenerz-Bergbau am Schönberg bei Freiburg/Brg.

Gustav Albiez, Freiburg/Brg.

Noch heute stehen am Bahnhof Freiburg-St. Georgen 2 Türme als Reste einer längst stillgelegten Industrieanlage und oberhalb Ebringen schaut ein weiterer Turm weit ins Land. Daneben aber bergen die Wälder am Parkplatz Jesuitenschloß und oberhalb der Berghäuser Kapelle eine Menge verfallener Stolleneingänge, Halden und Erdeinbrüche. Fundamente am Mösle-Grillplatz und südlich der Schneeberg gehen auf den selben Urheber zurück, nämlich auf einen kurzlebigen Bergbau auf Eisenerze. Als dauerhafter erwiesen sich die hübschen Bergmanns-Siedlungen in Freiburg-St. Georgen und Ebringen. Angesichts dieser Überreste ist es angebracht, von diesem Bergbau zu berichten.

Inhalt:

- 1) Besitzverhältnisse,
- 2) Geologie,
- 3) Grubenbetrieb:
 - a) Nordfeld,
 - b) Südfeld,
 - c) Steinberg.
- 4) Übertage-Anlagen,
- 5) Belegschaft,
- 6) Wirtschaft,
- 7) Stilllegung,
- 8) Statistik,
- 9) Literatur.

1) Besitzverhältnisse

Bei der Gründung der Reichswerke Hermann Göring in Salzgitter mußten die Rohstoffbetriebe der Vereinigten Stahlwerke GmbH, Dortmund, einen Teil ihrer Grubenfelder in Mitteldeutschland abgeben. Ersatz dafür fanden sie in den oolithischen Eisenerzen im südbadischen Rheintal. Mit der Schürfgenehmi-

gung des damals zuständigen Bergamts Karlsruhe begannen die Rohstoffbetriebe am 7. 1. 1937 mit einer ausgedehnten Untersuchungstätigkeit zwischen Lahr und dem Klettgau. Schwerpunkte der Schürfungen waren der Kahlenberg bei Ringsheim und der Schönberg bei Freiburg-St. Georgen.

Berechtliche Grundlage war die Novelle vom 2. 7. 1924 (GVBl. S. 177) zum Badischen Berggesetz, in der das Eisenerz zum staatsvorbehaltenen Mineral erklärt wurde. Dieses kann seither nur noch vom Staat geschürft und ausgebeutet werden; diese Berechtigungen können jedoch mit einem Konzessionsvertrag an Dritte übertragen werden.

Nachdem die Rohstoffbetriebe der Vereinigten Stahlwerke durch ihre Untersuchungsarbeiten das Vorhandensein einer nach damaligen Vorstellungen wirtschaftlichen Lagerstätte nachgewiesen hatten, erhielten sie vom Badischen Finanz- und Wirtschaftsministerium folgende Konzessionsverträge zur Ausbeutung von Eisenerz:

1a) Konzession Schönberg-Ost vom 20./25. August 1937 mit einer Fläche von 3 182 901 qm, ab 1. 7. 1937 auf 30 Jahre,

1b) Konzession Schönberg-West als Nachtrag vom 22. Dezember 1938/10. Januar 1939 mit einer Fläche von 3 760 275 qm.

Diese beiden Konzessionen wurden vom Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg bis zum 30. Juni 1997 verlängert.

2) Konzession Bollschweil vom 25./27. Juli 1940 mit 10 372 000 qm Fläche, ab 1. Januar 1941 bis 31. Dezember 1970, verlängert bis zum 31. Dezember 1980.

Vom geförderteten Erz wurde eine Förderabgabe von 10 RM/1000 t erhoben, mindestens jedoch



1) Der Schönberg vom Lorettoberg aus gesehen. Die schwarze Linie entspricht dem nördlichen Ausbiß = Zutreten des Eisenerzlagerns.

5000 RM/Jahr bei 1) und 3000 RM bei 2). Wegen der Stilllegung ist die Mindestförderabgabe hinfällig.

Für die Bearbeitung der süddeutschen Untersuchungsbetriebe und Bergwerke schufen die Rohstoffbetriebe der Vereinigten Stahlwerke die Bergverwaltung Süddeutschland mit Sitz in Freiburg, Silberbachstr. 19, später Bertholdstr. 60. Hier fielen ihre Büroräume 1944 mit allen Unterlagen den Bomben zum Opfer. Daraufhin wurde die Bergverwaltung auf die Grube „Schönberg“ in Freiburg-St. Georgen, Zechenweg 2 verlegt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gingen die Rohstoffbetriebe der Vereinigten Stahlwerke im Zuge der Entflechtung und Neuordnung des deutschen Eisenerzbergbaus gemäß Gesetz Nr. 27

der Alliierten Hohen Kommission ab 18. 3. 1953 auf die Barbara Erzbergbau AG in Siegen über. Die Gruben wurden ihr mit Wirkung vom 1. 10. 1952 übertragen. Die Barbara Erzbergbau AG wurde ab 26. 9. 1963 in eine GmbH umgewandelt und nach Düsseldorf verlegt – jetzt Barbara Rohstoffbetriebe GmbH, 5603 Wülfrath-Wilhelmshöhe, Zur Fliethe 5

Seit 1970 liegen alle Gruben im Bereich der Bergverwaltung Süddeutschland still. Ihre Ansprüche gegenüber Konzessionen an Dritte sind jedoch durch eine Aufsuchungsermächtigung des Wirtschaftsministeriums Baden-Württemberg vom 7. 6. 1957 gesichert; sie umfaßt alle Eisenerze im Rheintal von der Kinzig bis zum Klettgau einschließlich der vor 1924 an das Land Baden verliehenen 19 Eisenerzgrubenfelder.

2) Geologie

Im Laufe der Geschichte sind in Südbaden 3 Gruppen von Eisenerzen von wirtschaftlicher Bedeutung gewesen:

- a) Eisen- und Manganerzgänge in Schwarzwald und Vorbergen,
- b) Bohnerze im Markgräflerland und im Hegau,
- c) Doggererze in den Macrocephalen-Schichten der Baar, und in den Murchisonae-Schichten des Rheintals.

Der jahrhundertealte Eisenerzbergbau Badens kam in den 1860er Jahren durch die Konkurrenz der rheinischen Hüttenwerke zum Erliegen. Nach dem Verlust der lothringischen Eisenerze als Folge des Ersten Weltkrieges begann man vereinzelt mit der Untersuchung der Doggererze. Aber erst die Autarkiebestrebungen

des Nationalsozialismus lösten ein umfangreiches Untersuchungsprogramm aus, das in den 1930er Jahren zur Einrichtung einiger Bergwerksbetriebe führte: auf der Baar die Grube „Karl-Egon“ in Gutmadingen und die der Doggererz AG in Blumberg [1], im Rheintal die Gruben „Kahlenberg“ bei Ringsheim, „Schönberg“ bei Freiburg-St. Georgen und „Steinberg“ bei Bollschweil.

Eisenerzgänge und Bohnerze sind heute wirtschaftlich uninteressant. Lediglich die Doggererze haben über weite Erstreckung in verschiedenen Horizonten bei zwar niedrigen Eisengehalten eine z. T. hüttentechnisch günstige Zusammensetzung. Die Doggererze waren daher der bevorzugte Gegenstand der ausgedehnten Untersuchungen. Im Rheintal betrieben die Rohstoffbetriebe der Vereinigten Stahlwerke

2) Alte Halden oberhalb Parkplatz Jesuitenschloß zeugen vom stillgelegten Bergbau: hier Stollen 3 am Grenzstein St. Georgen/Merzhausen. Zustand 1976.



die Durchschürfung der Murchisonae-Schichten zwischen Kinzig und Klettgau. Als beste Erzlagerstätte erwies sich der Bereich Rötberg – Kahlenberg – Kenzingen mit 10 – 12 m abbauwürdiger Mächtigkeit. Nach Süden hin verminderte sich die Dicke des Eisenerzlagers; sie beträgt aber am Schönberg immerhin noch

6–7 m und sinkt bei Badenweiler-Lipburg auf weniger als 2 m [5]. Andere Eisenerzhorizonte – insbesondere die Humphriesi-Zone mit meist nur 1 m Erzführung – erwiesen sich als unbauwürdig.

Die Ausbildung der Dogger-Schichten am Schönberg zeigt folgende Aufstellung [7+10]:

	Mächtigkeit m		
	mind.	max.	Ø
dg6b = Varians-Schichten, graue Mergel und Kalke	15	18,8	16
dg6a = Ferrugineus-Schichten, oolithischer Kalkstein mit Eisenoolith	12	14,3	12,3
dg5 = Rogenstein, oolithischer Kalkstein	73	88,7	77,2
dg4b = Blagdeni-Schichten, schwarze, dunkelgraue Mergel	11,9	25,0	15,2
dg4a = Humphriesi-Lager, kalkig oolithischer Eisenstein	1,3	12,6	4,5
dg3b = Sauzei-Schichten, sandige Mergel und Sandkalke	17,5	30,2	25,4
dg3a = Sowerbyi-Schichten sandige Mergel und Sandkalke	17,5	30,2	25,4
dg2b = Hangende Concavus-Zone, z. T. identisch mit Gryphitenmergel	2,7	3,8	3,3
dg2a = Murchisonae-Lager, Eisenoolith mit Liegenden Sandkalken	7,2 5,0	15,6 6,0	10,7 5,5
dg1 = Opalinus-Ton, schwarze, blätterige Tone	.	.	80,0

Die Mächtigkeit der Schichten schwankt erheblich; sie nimmt nach W hin zu. Das Eisenerzlager der Murchisonae-Schichten besteht aus spätigen, eisenschüssigen Kalken in vielfacher Wechsellagerung mit Eisenoolithen [3]. Sie sind gekennzeichnet durch braune bis tiefrote Schichtstöße in ziemlich eintöniger Ausbildung [5]. Das Erz ist Brauneisenerz = Limonit. Das Murchisonae-Lager bildet zusammen mit den Liegenden Sandkalken den dg2a = Ludwigien-schichten = Aalénien = Braunjura beta. Direkt über dem Erzlager steht die mergelige Concavus-Zone an. Morphologisch zeigt sich das Ausstreichen des Erzes zu Tage im Knick zwischen dem steilen Waldgelände gegen die flachen Wiesen um den Schönberg.

Das Einfallen der Schichten am Schönberg beträgt 5–30° nach NW. Das am Waldrand am Parkplatz Jesuitenschloß ausstreichende Erzlager liegt in der Schachtbohrung am Bahnhof St. Georgen mit 18,1 m Mächtigkeit bereits in 347,6 m Tiefe. Tektonisch bilden die Doggerschichten am Schönberg den Ost-Schenkel einer in sich gestörten Mulde, deren Tiefstes unter dem Mooswald liegt und deren West-Schenkel im Tuniberg wieder zu Tage tritt. Im einzelnen zeigt das tektonische Bild, wie es durch Tiefbohrungen und Streckenauffahrungen + zum Vorschein kam, eine Menge von Störungen, Verwerfungen + vorwiegend im Schichtstreichen, aber auch senkrecht dazu. Dadurch waren die Abbaufelder stark zerstückelt. An

den Störungen war der Eisengehalt stark vermindert und die Zusammensetzung des Erzes verändert. Mulden und Sättel erschwerten den Betrieb. Dies bedingte, daß oft zusätzliche Strecken im Nebengestein aufgefahren werden mußten.

Knapp 100 m südwestlich vom Mösle-Schacht wurde eine Verwerfung angefahren, die das Erzlager um 80 m absenkt. Durch eine spitzwinklig auf diese stoßende weitere Verwerfung von etwa 60 m Sprunghöhe entstand hier ein dreieckiges Senkungsfeld. Daraus ergab sich geologisch eine Dreiteilung des Grubenfeldes Schönberg in das hochliegende Nordfeld, das abgesenkte Mittelfeld und das hochliegende Südfeld. Eine weitere Enttäuschung brachte die Entdeckung eines eoänen [6] Tuffschlotes im Mittelfeld. Er wurde mehrfach erbohrt und vom Nordfeld her in 2 Strecken angefahren. Im Zusammenhang mit dem Vulkanismus am Kaiserstuhl wurde hier das Deckgebirge mit dem Eisenerzlager von unten her schußartig durchlöchert [5]. Dieser Tuffschlot im Bereich Schneeberg-Unterer Schönberghof hat die Form einer unregelmäßigen Ellipse von 650×500 m Fläche. In seiner Umgebung kam es zu weiteren Störungen. Das Südfeld umfaßt das Gebiet oberhalb Ebringen in den Gewannen Stellibuck, Roßbrunn und Schlauch bis zum Ausbiß des Erzlagers am Waldrand nördlich der Berghäuser Kapelle.

Das Erz am Schönberg hat um 20% Fe. Allerdings ist seine Zusammensetzung nicht überall gleich: im Nordfeld ist das Erz mehr tonig mit Gleichgewicht von Kalk zu Kieselsäure; im Südfeld herrscht Kalküberschuß. Das Eisenerzlager ist zwar durchschnittlich 6 m mächtig; davon muß aber in der Firste 1 m stehenbleiben, um ein „festes Dach“ über sich zu haben, da nämlich die mergelige Concavus-Zone brüchig ist. Außerdem durften in der Sohle 0,5 m Erz nicht abgebaut werden, weil es hier zu arm war. Praktisch konnten also nur 4,5 m Erz gewonnen werden. Vom vorhandenen Vorrat müssen also 40% Abbauverlust abgerechnet werden. Insgesamt wurden in den Schönberg-Konzes-

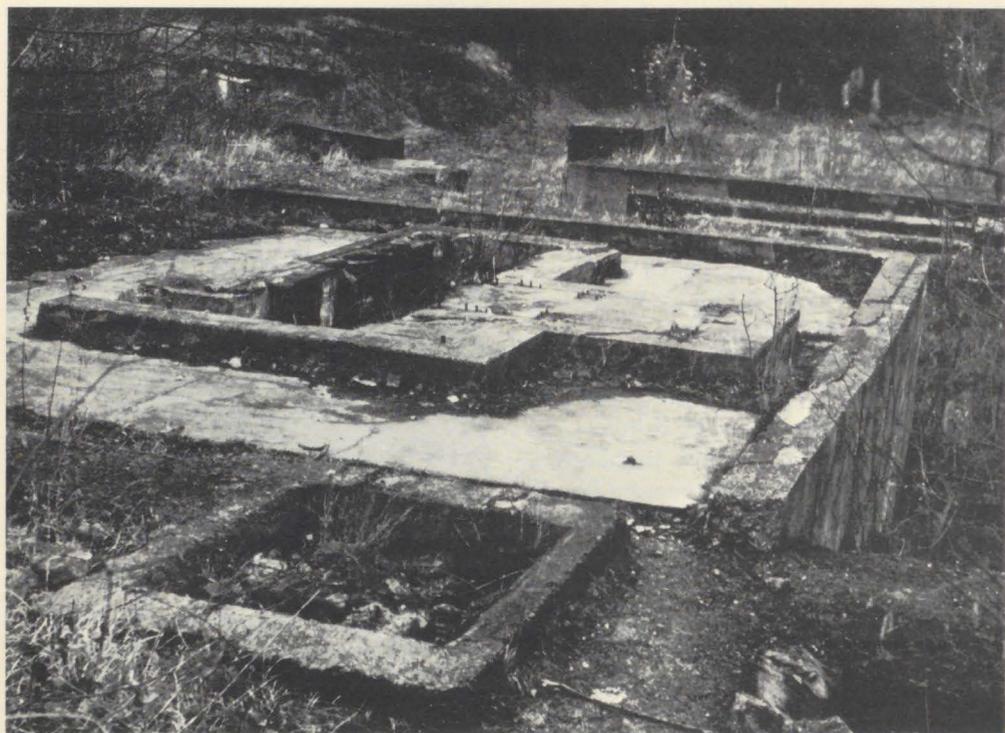


3) Vom Stollen 4 blieb nur noch der Rest vom Stollenzugang. Dahinter ist der Stollen zerbrochen. 1976.

sionen 27 Mio t wahrscheinliches Erz nachgewiesen, wovon aber nur 16 Mio t gewinnbar sein dürften. Die Bohrungen waren den Firmen Johann Keller, Renchen, und Haniel & Lueg, Düsseldorf, übertragen. In den Schönberg-Konzessionen wurden 84 Tiefbohrungen mit 6660 Bohrmetern geteuft und 38 500 m Strecken aufgefahren. Außerdem untersuchte man das Erzlager im Ausbiß um den Schönberg mit einer großen Zahl von Schürfen.

Einige Bohrprofile sind veröffentlicht in den Erläuterungen zur Geologischen Karte Freiburg i.Br. und Umgebung. 1:50 000, 1977, S. 279 ff.

Im Bereich südlich der Berghäuser Kapelle fehlt das Eisenerzlager, weil hier ältere Schichten horstartig auftreten. Erst am Steinberg bei Bollschweil tritt das Erzlager wieder auf. Es wurde 1938/39 im Ausbiß auf 300 m erschlossen und Richtstrecken im Erzlager aufgefahren. Mit 25 Tiefbohrungen von insgesamt 4680 m



4) Die Fundamente des zugefüllten Mösle-Schachtes. 1961.

Teufe wurde das Erz auf 3 km Länge im Streichen und 3 km im Einfallen mit 4,5 m Mächtigkeit nachgewiesen. Die Vorräte wurden mit 26,7 Mio t mögliches, gewinnbares Erz angegeben. Auch hier ist das Lager stark gestört. Es fällt mit 20–30° nach W ein. Die Aufschlüsse sind im N durch eine Störung abgeschnitten. Das Erz hat 20% Fe mit Kalküberschuß.

3) Grubenbetrieb

Nach den Ergebnissen der Untersuchungsarbeiten schien das Eisenerzlager am Schönberg eine nach damaligen Begriffen nutzbare Lagerstätte zu sein. Die Rohstoffbetriebe richteten daher schon von 1937 an einen Bergwerksbetrieb ein. Dieser gliederte sich auf Grund der tektonischen Verhältnisse in 3 Betriebsabteilungen: Nordfeld + Südfeld + Steinberg. Dazu ist im einzelnen folgendes zu berichten:

a) Nordfeld: Die Erschließung dieses Feldes

wurde durch 5 Stollen in Abständen von 100–120 m vom östlichen Ausbiß her bewirkt. Zwischen diesen wurde das Feld durch einfalende und ansteigende (schwebende) Strecken für den Abbau vorgerichtet. Zunächst war der vom Steinbruch aus vorgetriebene Stollen 1 die Hauptförderstrecke für den bereits 1937 begonnenen Abbau. Als endgültiger Hauptförderstollen wurde der Eisenbahnstollen vom Zechenplatz St. Georgen im Niveau 252 m Meereshöhe querschlägig zu den das Eisenerz überlagernden Schichten angelegt. Zur Beschleunigung des Vortriebs wurde im Steinbruch der sog. Schießstandschat 36,8 m tief abgeteuft, um den Eisenbahnstollen im Gegenortbetrieb vortreiben zu können. Bei 740 m Länge erreichte er das Erzlager. Eine hier abzweigende Richtstrecke im Erz stellte die Verbindung mit dem Mösle-Schacht her.

Mit dem Abteufen des Mösle-Schachtes begann

die Firma Haniel & Lueg am 17. 8. 1938. Er war eingerichtet für 1-türmige Förderung mit Gegengewicht mit einem Ausbau-Maß von 286×286 cm. Der Förderkorb hatte 1 Tragboden für 1 Wagen oder 8 Personen. Der Förderhaspel – Fabrikat Emil Wolff, Essen – war angetrieben von einem Drehstrommotor von 46 kW. Von Übertage in 382,44 m NN (Hängebank) erreichte man über die 1. Sohle bei 308,75 m NN das Niveau von Stollen 1 und mit der 2. Sohle bei 259,12 m NN den Eisenbahnstollen. Seine Gesamtteufe mit Sumpf betrug 133,02 m. – In Höhe der Hängebank wurde der Mösle-Stollen ins Erzlager getrieben, um später die obersten Lagerteile hier wegfördern zu können; dazu wurde er mit Stollen 4 durchgeschlagen.

In jedem neuen Bergwerk muß zunächst durch Versuche das geeignetste Abbaufahren erprobt werden. Hier im Nordfeld bedingten jedoch die stark gestörten Lagerungsverhältnisse außerordentliche Abbauschwierigkeiten. So wurden nicht weniger als 7 verschiedene Abbaufahren untersucht. Für die Fachleute seien sie kurz aufgezählt:

- 1) Langfront-Strebbau mit eisernen Wanderkästen, im ungestörten Feld,
- 2) Pfeilerrückbau in stark gestörtem Feld,
- 3) Schwebender Kammerbau mit Schrapper, wenn offene Räume möglich,
- 4) Schwebender Kammerbau mit Rutschen bei ungünstigem Hangendem,
- 5) Streichender Kammerbau mit schwebender Hauptförderstrecke,
- 6) Magazinbau bei steiler Lagerung,
- 7) Großschrapperbetrieb mit schwebender Schrapperstrecke.

Die leergeförderten Abbaue wurden nicht versetzt (zugefüllt). Die Pfeiler zwischen den Kammern wurden nicht weggeschossen, sondern stehen gelassen. Die Erzgewinnung wurde im 1-Scheibenbau betrieben; 2-Scheiben-Abbau war nicht möglich. Einige Abbaue hatten – besonders an Störungen – starke Wasserzuflüsse und gingen z. T. zu Bruch. Starker Gebirgsdruck nötigte zum Eisenausbau in den

Strecken. Geringe Überlagerung im Ausgehenden verminderte die Standfestigkeit. Nur zwischen den Stollen 2–4 konnten einigermaßen zusammenhängende Felder erschlossen werden. Die übrigen Feldesteile waren durch Verwerfungen zerstückelt. So zerfiel der Feldestreifen zwischen Eisenbahnstollen und Stollen 1 in 9 getrennte Baufelder, die separat aufgeschlossen werden mußten.

Zum Hereingewinnen des Erzes war Schießarbeit erforderlich. Zum Herstellen der Sprengbohrlöcher dienten Druckluft-Bohrhämmer mit Vorschubvorrichtung, Abbauhämmer und elektrische Säulen- und Handbohrmaschinen mit Widia-Schneiden. Die Förderung in den Abbaustrecken wurde mit Rutschen, Kurzbändern oder Schnabelrundkippern bewerkstelligt. Im Eisenbahnstollen wurde das Erz in Grubenwagen mit Dieselloks zu Tage gebracht. In einem Abbau wurde 1 Stahlgliederband eingesetzt, das sich sehr gut bewährte, wogegen Rutschen bei schmierigem Erz verstopften. Bei 230 m Höhenunterschied der Grubenbaue war die natürliche Wetterführung (Luftzug) relativ gut; trotzdem wurde noch zusätzlich ein Hauptventilator mit einer Leistung von 800 cbm/min eingebaut.

Das Nordfeld war auf einer Fläche von 400×800 m aufgeschlossen und teilweise abgebaut. Es erstreckt sich über die Gewanne Bergwald – Baumgarten – Mösle im Grenzbereich der Gemarkungen St. Georgen (seit 1. 4. 1938 zu Freiburg gehörend) – Merzhausen und Ebringen. Das unterhalb des Eisenbahnstollens gelegene Erzlager sollte später über einen auf dem Zechengelände abzuteufenden Schacht aufgeschlossen werden. Das abgesunkene Mittelfeld sollte vom Eisenbahnstollen her ausgerichtet werden. Zum Südfeld bestand keine unterirdische Verbindung.

b) Südfeld: Das gesamte Südfeld liegt im Waldgebiet nördlich der Berghäuser Kapelle ausschließlich auf Gemarkung Ebringen. Hier war erst ein kleines Feld von etwa 100×370 m zwischen den Stollen 1 und 2 zum Abbau vorge richtet oder abgebaut. Als Hauptförderstrecke



5) Das Stollenmundloch des Eisenbahnstollens am Zechenweg. 1976.

diente eine von der Seilbahnstation bis ins Gewann Langhardt oberhalb Wittnau ansteigende 940 m lange Bandstrecke im Erzlager. Von ihr aus war das Erzlager nach beiden Seiten durch die Stollen 7 bis 11 vorgerichtet aber noch nicht in Abbau genommen. Die Arbeiten im Südfeld waren dadurch zurückgeblieben, daß sie im Oktober 1938 unterbrochen werden mußten, weil das Erz nicht abgefahren werden konnte. Die dazu erforderliche Seilbahn wurde erst im Oktober 1940 fertig; erst damit war die Voraussetzung für einen Abbaubetrieb geschaffen. Bei den Abbaueversuchen erwies sich der schwebende Kammerbau als vorteilhaft. Die Kammerstrecken ermöglichten eine genaue Untersuchung des Lagers. Auch hier lief die Abbauförderung über Rutschen und Bänder. Die Bandfördererung aus der Hauptfördererstrecke lief vom Stollenmundloch über eine Förderbrücke in den Bunker der Seilbahnstation.

Mit 6 Schächten wurde das für einen Tagebau vorgesehene Gelände untersucht: bis zu einer

Überlagerung von 10 m wären etwa 2 Mio t Erz tagebaumäßig zu gewinnen. Vom Südfeld aus wurde das abgesunkene Mittelfeld mit einem Querschlag angefahren. Das Südfeld litt unter starken Wasserzuflüssen.

c) Steinberg: Von der Grube „Schönberg“ aus wurde auch die Grube „Steinberg“ bei Bollschweil betrieben. Vom Stollen 1 aus wurde zunächst im Erzlager die Richtstrecke in 311 m NN aufgefahren. Dem nach W einfallenden Lager folgte man mit einem Bremsberg in die Tiefe und fuhr von ihm aus in Meereshöhe 293 und 259 m nach S und N Teilstrecken auf. Der Stollen 1 wurde später ersetzt durch das von Teilsohle 1 südwärts nach außen getriebene Stollenmundloch. Insgesamt wurden 1712 m Richt- und Kammerstrecken aufgefahren. Als Abbaueverfahren wurde Kammerbau mit Rutschen und Schrapper erprobt. Die Förderung lief zuerst über Bremsberg zum Stollen 1; von April 1939 ab lief sie über Teilsohle 1 mit Diesellok zu einer neuen Verladeanlage. Von hier aus wurde das Erz ohne jede Aufbereitung mit LKW zum Bahnhof Krozingen befördert.

4) Übertage-Anlagen

Als erste Tagesanlagen dienten Baracken, die als Waschräume, Büros, Werkstätten, Lampenstuben, Magazine, Kompressorräume etc. eingerichtet waren. Nach diesen in allen 3 Betriebsabteilungen erstellten Behelfsbauten wurde ab 1939 gegenüber dem Bahnhof Freiburg-St. Georgen am Zechenweg die zentrale Tagesanlage erbaut. Deren wichtigster Teil war die Brech-, Sieb- und Verladeanlage.

Das mit Grubenwagen aus dem Eisenbahnstollen mit Diesellok geförderte Roherz aus dem Nordfeld wurde über Kreiselwipper und Kübelaufzug in den Bunker der Brechanlage gehoben, während das mit Seilbahn aus dem Südfeld ankommende Erz direkt in den Bunker abgeworfen wurde. Der Bunkeraustrag lief über Vorsieb+Klaueband in den Backenbrecher (je 2fach eingebaut). Das auf 100 mm gebrochene Erz wurde über eine Bandbrücke in die Siebanlage transportiert, wo es in die Korn-

größen 0–10 mm = Feinerz, 10–25 mm = Split und 25–100 mm = Groberz geschieden wurde. Aus den zugehörigen Bunkern wurde es dann in die Eisenbahnwagen verladen. Der Eisenbahnanschluß war Ende Juli 1939 fertig; vorher mußte das Roherz – so wie es aus der Grube kam – mit LKW vom Stollen 1 zum Güterbahnhof Freiburg-Süd gefahren werden. Von 1940 ab wurde nur noch gebrochenes Erz an die Ruhrhütten versandt. Eine weitere Aufbereitung des Roherzes fand nicht statt, weil dieses Problem damals noch nicht gelöst war.

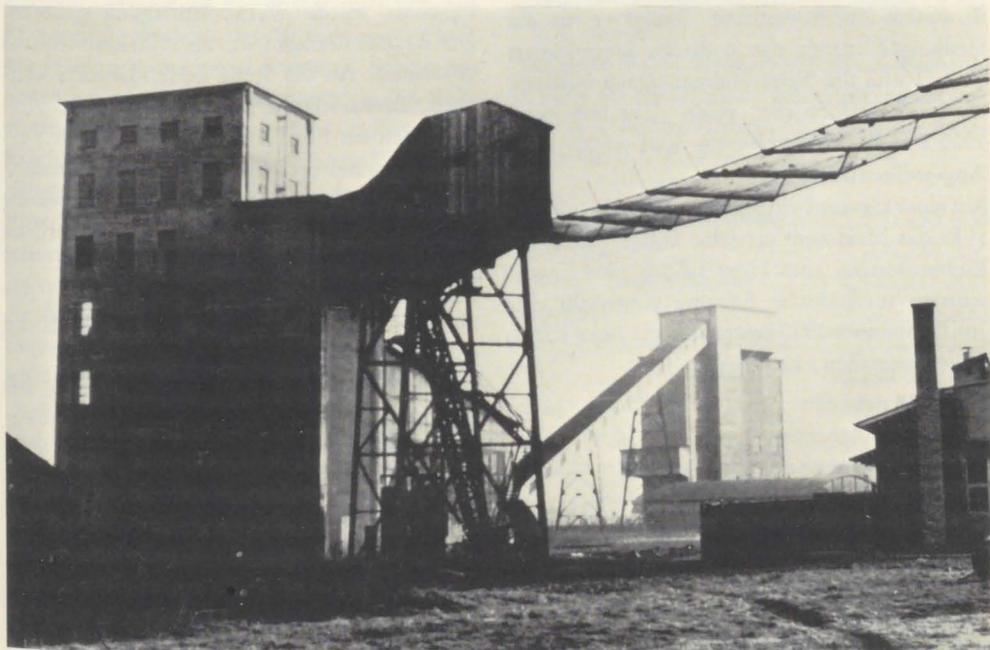
Die von Wedag erstellte Brech- und Siebanlage war ausgelegt für eine Förderung von je 1500 t/Tag aus Nord- und Südfeld mit 2-schichtigem Betrieb. Während das Nordfeld über den Eisenbahnstollen direkten Anschluß an die Brechanlage hatte, mußte für das Südfeld eine 2 km lange Drahtseilbahn erbaut werden. Diese von Bleichert erstellte Anlage hatte eine Leistung von 100 t/Stunde.

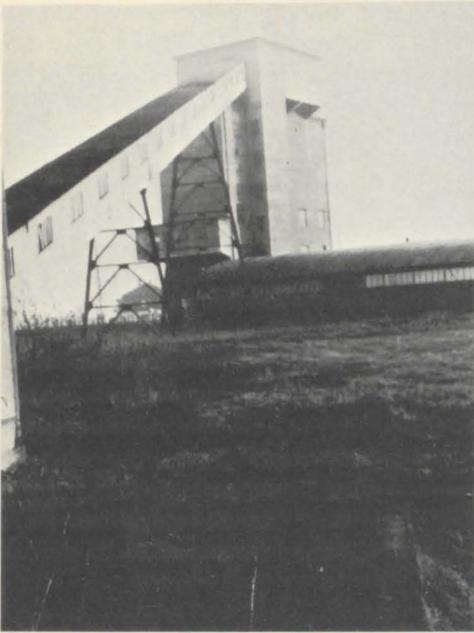
Die übrigen Anlagen am Zechenweg bestanden aus dem Bürogebäude, der Waschkau, dem Kompressorhaus, den Magazinen und dem Zechenplatz mit Lagerhallen, Zapfstellen für Benzin und Dieselöl versorgten Fuhrpark und Dieselloks.

5) Belegschaft

Der Aufbau der Grube „Schönberg“ fiel in eine Zeit des Arbeitskräftemangels. Ausgebildete Bergleute gab es unter den Einheimischen überhaupt nicht; sie mußten aus anderen Bergbaurevieren – insbesondere aus dem Saargebiet – angeworben werden. Zur Ansiedlung der Bergmannsfamilien waren bis zum Frühjahr 1942 bereits 190 Wohnungen bezogen und weitere 97 in Bau. Ledige waren in Wohnbaracken untergebracht. Man erbaute damals die Siedlungen in St. Georgen: Hauger-, Bergmanns- und Laisweg. In Ebringen entstanden in der Friedhof- und Hofgartenstraße sowie im Reuteweg 24

6) Der Zechenplatz am Bahnhof Freiburg-St. Georgen. Links die Brechanlage mit Seilbahneinfahrt. Rechts die Sieb- und Verladeanlage mit Bandbrücke. 1961.





7) Sieb- und Verladeanlage mit Bandbrücke. 1961.

Siedlungshäuser mit 48 Wohnungen. Auch die Häuser Häge 14 + 16 in St. Georgen entstanden in diesem Zusammenhang. Bauträger für die Siedlungen waren die Badische Heimstätten GmbH und die Neue Heimat. Dazu leisteten die Rohstoffbetriebe einen Zuschuß von 1000 RM/Arbeiterwohnung und 1500 RM/Angestelltenwohnung.

Mit einer Gesamtbelegschaft von 915 Mann war 1939 das Maximum erreicht. Dann kam es zu Einberufungen zum Heeresdienst. Als Ersatz wurden ausländische Arbeiter eingestellt. Im Juli/September 1940 setzte sich die Belegschaft folgendermaßen zusammen:

Gelernte Arbeiter	= 236 = 31%
Angelernte Arbeiter	= 148 = 19%
Ungelernte Arbeiter	= 391 = 50%
<hr/>	
Summe	775 = 100%.

Dazu kamen 39 Angestellte.

Nach der Herkunft der Arbeiter ergab sich zur selben Zeit folgende Gliederung:

Ortsansässige Arbeiter	= 483 = 62%,
Zugezogene deutsche Arbeiter	= 152 = 20%,
Ausländische Arbeiter	= 7 = 1%,
Kriegsgefangene	= 133 = 17%
<hr/>	
Summe	= 775 = 100%.

Ende 1940 waren bereits 63 zivile Ausländer und 190 Kriegsgefangene beschäftigt. Von September 1941 bis Februar 1942 waren auch russische Kriegsgefangene eingesetzt; Bergleute waren nicht darunter. Ende 1941 bestand die Belegschaft aus 353 deutschen Arbeitern + 37 Ausländern + 98 Russen + 60 Strafgefangenen; 93 Mann waren eingezogen.

Die durchschnittlichen Schichtlöhne der Arbeiter lagen zwischen 6,50 und 7,80 RM, die der Hauer um etwa 1,50 RM höher. Für die Kriegsgefangenen mußten 1,80 RM/Schicht an das Stammlager bezahlt werden. Zusätzlich wurde den Arbeitern noch ein Fahrkostenzuschuß und Weihnachtsgeld bezahlt. An Sonderzuteilungen gab es Kartoffeln, Hausbrand, Fahrräder, Stiefel und – Gasmasken. Für die Übertagebelegschaft wurde Werksverpflegung geboten. Die Krankenbaracke war als Hilfskrankenhaus anerkannt. An die Stelle der andernorts üblichen Barbarafeiern traten Kameradschaftsabende in der Festhalle St. Georgen. Als Vertreter der Belegschaft fungierten Betriebsobmänner. Besondere Schwierigkeiten brachte die durch die Kriegslage zeitweise erforderliche Rückführung eines Teils der Belegschaft. Die zusätzliche landwirtschaftliche Betätigung der einheimischen Arbeiter führte vielfach zu Überlastungen und Bummelschichten.

Die Leistung der Gesamtbelegschaft lag bei 2,9 t/Mann + Schicht; die der Untertagebelegschaft bei 4,1 t und die der Hauer bei 6,2 t (1940).

6) Wirtschaft

Veranlassung zu den Schürfarbeiten im südbadischen Rheintal war für die Rohstoffbetriebe der Vereinigten Stahlwerke der Zwang zur Si-

cherung der Rohstoffgrundlage für die eigenen Hüttenwerke; privatwirtschaftliche Gewinne waren kaum zu erhoffen. Die Untersuchungen vollzogen sich im Rahmen des Vierjahresplanes. Nach den „Richtlinien über die Gewährung von Reichsmitteln an private Unternehmungen“ vom 4. 2. 1937 wurden vom Reichswirtschaftsministerium Reichsgelder für die Aufschlußförderung bewilligt. Diese bestand in einem verlorenen Zuschuß von 3,- RM/Tagwerk – bei Kriegsgefangenen später 2,- RM – für Arbeiten zur Untersuchung und Erschließung von Lagerstätten.

Nachdem die Untersuchungsarbeiten im Januar 1937 mit dem ersten Schürfgräben am Waldrand nördlich der Berghäuser Kapelle begonnen hatten, kam doch zuerst das Nordfeld im Oktober 1937 in Förderung. Hier war Stollen 1 vom – heute überschütteten – Steinbruch aus als vorläufige Hauptfördersohle in Betrieb gekommen. Kennzeichnend für die damaligen Betriebsverhältnisse war der Mangel: Personalmangel wegen der Westwallbauten, Mangel an Fachkräften durch den überall intensivierten Bergbau, Mangel an Eisenbahnwagen für den Erzversand, weshalb das Roherz monatelang auf Halde gekippt werden mußte, Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Material, Baustoffen, Maschinen und Treibstoffen. Viel Kopfzerbrechen machte die Planung der endgültigen Tagesanlagen mit dem Anschlußgleis. Von den 4 Projekten entschied man sich schließlich für das Gelände gegenüber dem Bahnhof St. Georgen. Allerdings verursachte die Anbindung an eine Schnellzugstrecke eine Begrenzung der täglichen Versandmenge auf 4000 t. Damit war der Rahmen für die Kapazität der Anlagen abgesteckt. Für den Rangierbetrieb auf dem Ende Juli 1939 betriebsbereiten Anschlußgleis standen 2 Deutz-Kleinloks – Bauart A 3 M 220 mit 20 t Dienstgewicht zur Verfügung. Die Fertigstellung der Brech- und Siebanlage verzögerte sich bis Ende 1939. Die Seilbahn zum Südfeld kam im Herbst 1940 in Betrieb.

Der eigentliche Wert der Murchisonae-Erze beruht auf ihrem Kalkgehalt. Im Hochofen ist sowohl eine sehr saure als auch eine sehr basische Schlacke zu zähflüssig. Sie muß daher durch geeignete Zuschläge dünnflüssig gemacht werden [2]. Den meist sauren Erzen wird daher Kalkstein zugesetzt. Stattdessen sind jedoch Eisenerze mit einem Kalküberschuß sehr erwünscht. Mit einem Fe-Gehalt von um 20% würden Doggererze für sich allein zu viel Ofenraum und Koks erfordern und zu viel Schlacke abgeben: das Roheisen würde zu teuer. Als Zuschlagserze sind die Doggererze durchaus wirtschaftlich interessant. Eine erhebliche Belastung für die südbadischen Doggererze ergibt sich jedoch aus der Fracht zu den ca. 550 km entfernten westfälischen Hüttenwerken. Obwohl für Eisenerz der Ausnahmetarif 7 U 4 eingeführt wurde, betragen die Frachtkosten etwa 3 RM/t Roherz bzw. 14–15 RM/t Roheisen.

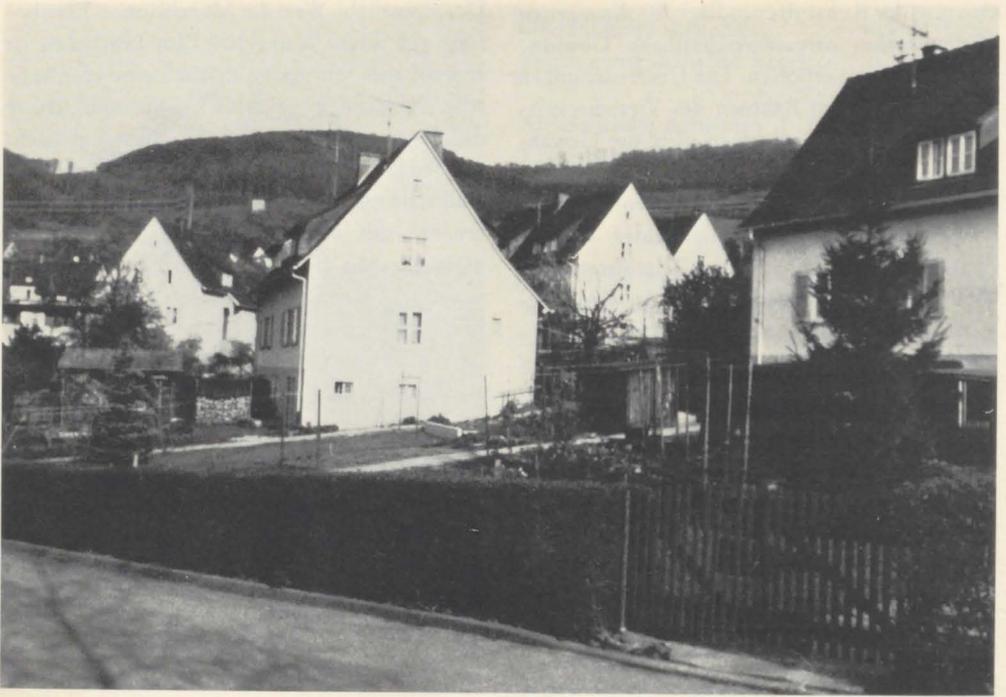
Die Aufschlußarbeiten der Rohstoffbetriebe wurden vom Reichswirtschaftsministerium vom 7. 1. 1937 ab als förderfähig anerkannt; die Zuschüsse liefen bis zum 31. 7. 1942. Über die jeweils durchgeführten Arbeiten wurde an das RWM berichtet.

Auf diese Weise besitzen wir eine Kostenaufstellung für die letzten 3 Jahre; sie enthält nur die reinen Betriebskosten, aber nicht die Anlagekosten:

Personal einschl. Soziallasten	4 900 230 RM
Materialkosten	3 078 588 RM
Sonstige Betriebskosten	1 735 213 RM
Generalia	1 045 295 RM
Summe	10 759 326 RM

Von diesen Kosten wurden aufgebracht:

1) durch Aufschlußförderung	280 678 RM
2) durch eigene Barleistung	4 805 521 RM
3) durch Erlös aus Erzversand	5 673 127 RM
Summe	10 759 326 RM



8) Bergmannssiedlung Freiburg-St. Georgen: Hangerweg 1961

Der Reichszuschuß im Rahmen der Aufschlußförderung betrug demnach in den letzten 3 Betriebsjahren nur noch 2,61% der gesamten Betriebskosten. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß die zuschußfähigen Aufschlußarbeiten langsam ausliefen; mehr als 20% betrugten sie nie.

Für das Erz wurden 5,43 RM/t erlöst, was aber ein gestützter Preis war. Die Selbstkosten betragen +7,43 RM/t Erz ohne Fracht. Da für 1 t Roheisen 5,22 t Erz erforderlich waren, kam das daraus erschmolzene Roheisen auf ca. 109 RM/t. Dies waren die höchsten Roheisen-Herstell-Selbstkosten aller Vierjahresplangruben der Vereinigten Stahlwerke. Wenn auch die besonders erschwerenden Verhältnisse der Kriegszeit berücksichtigt werden müssen, so war die Grube „Schönberg“ bei 44% eigenen Betriebszuschüssen weit davon entfernt, ein rentabler Betrieb zu sein. Ein an der untersten Grenze der Bauwürdigkeit liegendes Erz erträgt

keine zusätzliche Belastung, wie sie am Schönberg durch die starke tektonische Zerstückelung der Lagerstätte gegeben ist.

7) Stilllegung

Zur ersten Betriebseinstellung kam es bei der Grube „Steinberg“ in Bollschweil. Der Abtransport des Erzes an den 12 km entfernten Bahnhof von Krozingen verschlang viel Kraftstoff für die Lastkraftwagen. Mit Kriegsbeginn im September 1939 stand dafür kein Treibstoff mehr zur Verfügung. Der Grubenbetrieb wurde daher sofort eingestellt und die Belegschaft auf die Grube „Schönberg“ verlegt.

In den ersten beiden Kriegsjahren war Deutschland weitgehend auf die eigenen Erze angewiesen. Nach dem Frankreich-Feldzug standen jedoch die lothringischen Minette-Erze den deutschen Hüttenwerken wieder zur Verfügung, wurden doch in den Jahren 1941/43 jährlich 6 bis 7 Mio t französisches Eisenerz nach Deutsch-

land importiert. Infolgedessen konnte hier die Förderung der ärmsten Erze gedrosselt werden. Das RWM verfügte daher am 10. 4. 1941, daß nur noch Gruben mit knappen Erzarten, sparsamen Koksverbrauchern und hoher Grubenleistung voll in Betrieb bleiben sollten. Da die Grube „Schönberg“ diese Voraussetzungen nicht erfüllte, war sie für die Drosselung vorgesehen.

In den ersten Monaten des Jahres 1942 wurde der Mangel an Eisenbahnwagen so groß, daß viel Roherz auf Halde gefahren werden mußte. Am 5. 5. 1942 verfügte das RWM auf Vorschlag des Reichsministers für Bewaffnung und Munition die Stilllegung der Grube „Schönberg“. Ausschlaggebend dafür war nicht zuletzt die tonige Beschaffenheit des Erzes im Nordfeld. Die Förderung wurde daraufhin am 11. 5. 1942 eingestellt. Der größte Teil der Belegschaft wurde an andere Gruben abgegeben. Nur eine geringe Restbelegschaft blieb für die Instandhaltung der Grube. 44 Mann wurden in der Werkstatt mit Reparaturen an Eisenbahnwagen beschäftigt.

Die Restbelegschaft hatte zunächst das noch brauchbare Material auszubauen; sein Versand an andere Grubenbetriebe verzögerte sich durch Waggon Sperre. Einige Stollen wurden fahrbar gehalten, um die Grube nötigenfalls rasch wieder in Förderung nehmen zu können. Der Mölseschacht wurde zugeschüttet, der Schießstandschaft mit einer Betonplatte abge-

deckt und mit Trümmerschutt überkippt. Die Stollenzugänge wurden zugeschüttet. Als nach dem Zweiten Weltkrieg Gelder aus dem Marshall-Plan zugeteilt wurden, verwendete man sie zum Ausbau der Grube „Kahlenberg“ bei Ringsheim. Das auf Halde liegende Roherz war in der Zwischenzeit verwittert und zerfallen. Mit den Sicherungsarbeiten wurde noch eine Belegschaft von 15–18 Mann beschäftigt. Diese Arbeiten wurden Ende 1957 endgültig eingestellt. Die Seilbahn wurde 1967 demontiert und das Anschlußgleis 1968 ausgebaut. Die während der Betriebszeit verschiedentlich beobachtete Minderung der Quellschüttung normalisierte sich nach der Stilllegung wieder. Das Werksgelände am Zechenweg wurde für 2,5 Mio DM an eine Baugesellschaft verkauft. Damit ist das Kapitel Bergbau am Schönberg vorläufig abgeschlossen.

8) Statistik

Das vorliegende Zahlenmaterial ist lückenhaft, bedingt durch die mangelhafte Erfassung seitens der badischen Bergbehörde, durch Änderung statistischer Bezugsgrößen bei deren Umwandlung in eine Reichsbehörde. Verschieden begrenzte Zeiträume als Kalenderjahr, Etatjahr und Geschäftsjahr führten zu abweichenden Meldungen. Kriegseinwirkungen brachten Verluste an Unterlagen. Die vorhandenen Daten sind in den folgenden Zahlentafeln zusammengefaßt:

Zahlentafel 1):

Jahr	Erzförderung:	
	Grube „Schönberg“	Grube „Steinberg“
1937	12 266 t	–
1938	175 334 t	28 144 t
1939	306 698 t	40 252 t
1940	482 946 t	–
1941	371 490 t	–
1942	48 099 t	–
Gesamtförderung:	1 396 833 t	68 396 t

Zahlentafel 2):

Jahresende	Arbeiter	Belegschaft		Schichtlöhne Gesamt-Ø
		a) Grube „Schönberg“ Angestellte	Hauer	
1937	379	30	.	ca. 6 RM
1938	573	46	.	6,24 RM
1939	874	41	.	6,71 RM
1940	706	40	8,86 RM	7,76 RM
1941	548	33	8,99 RM	7,56 RM
1942	84	12	8,78 RM	7,58 RM
1943	36	6	—	7,63 RM

b) Grube „Steinberg“

Die Belegschaft betrug 1938/39 durchschnittlich 55 Mann.

Zahlentafel 3):

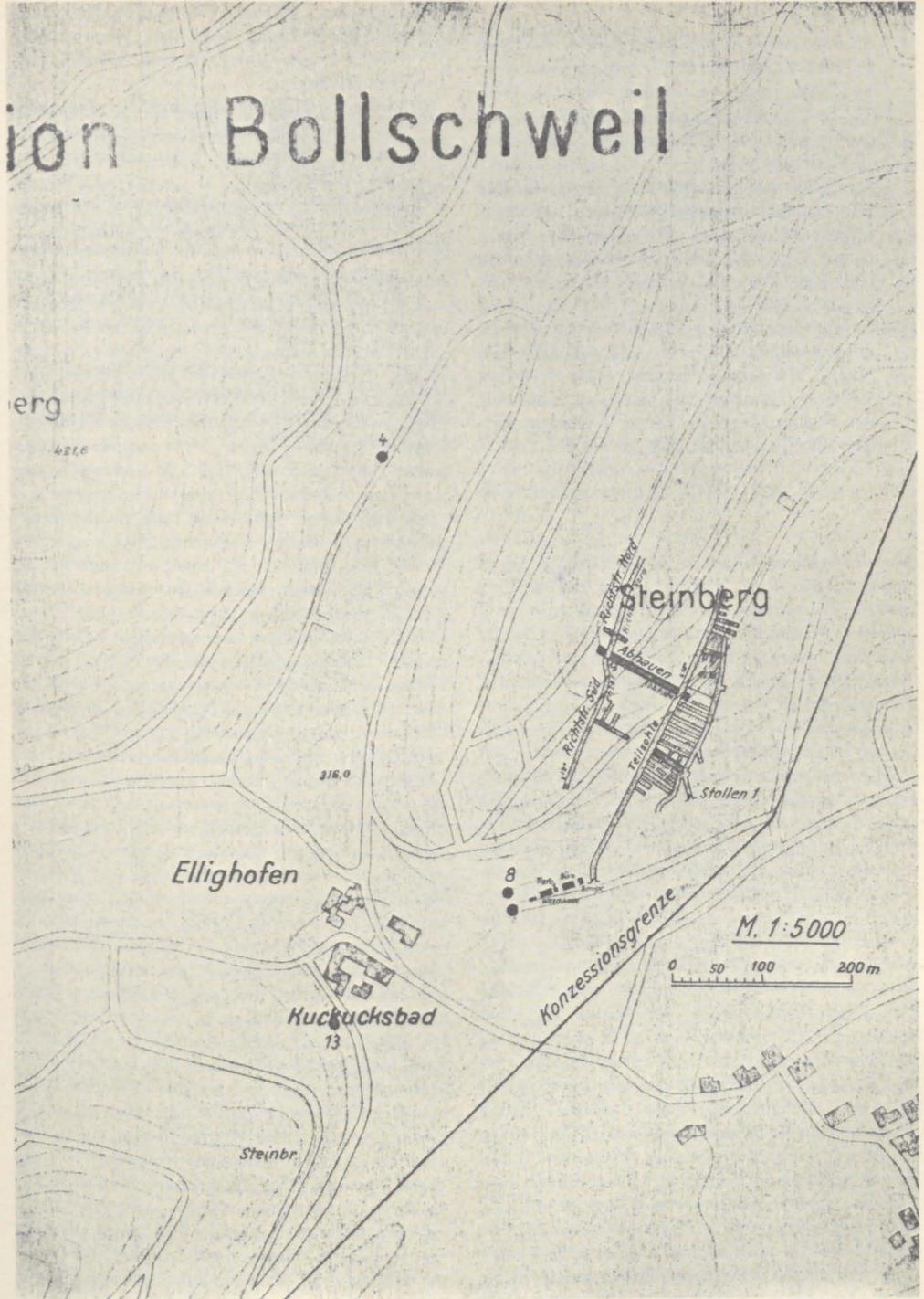
%	Erz-Analysen %				Versand 1942	Südfeld
	0-10 mm	10-100 mm	Ø trocken	Ø 1939		
Fe	21,66	18,83	21,5	19,70	20,96	24,51
CaO	16,29	22,31	22,0	23,86	21,3	19,92
Al ₂ O ₃	8,26	5,86	5,8	5,31	.	.
SiO ₂	21,75	16,81	15,6	14,12	.	.
MgO	2,15	1,44	1,32	.	1,7	.
P	0,30	0,32	0,34	.	0,36	.
S	0,05	0,06	.	.	.	.
Mn	0,33	0,15	0,22	.	0,22	.
CO ₂	12,80	17,53	.	.	.	.
H ₂ O	1,70	1,95	.	.	.	.
Nässe	8,82	6,59	.	7,2	.	.
Glühverlust	15,00	20,00	.	.	.	.
Rückstand (SiO ₂ + Al ₂ O ₃)					22,5	19,38

b) Grube „Steinberg“

%	Ø		Versand 1939
	Ø	1938	
Fe	23,70	19,56	20,08
CaO	21,63	24,15	25,44
Al ₂ O ₃	.	5,66	5,26
SiO ₂	14,11	12,60	13,30
MgO	1,29 ?	.	1,34
P	0,39	.	0,32
S	0,01	.	.
Mn	0,18	.	0,17
CO ₂	18,35	.	.
Nässe	4,00	7,16	7,56



Grubenplan Südfeld/Ebringen



Grubenplan Steinberg/Bollschweil

Literatur

- [1] *Albiez, Gustav*: Eisenerz-Bergbau in Blumberg 1934–1942. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar. Heft 30, 1974, S. 170–200.
- [2] *Durrer, Robert*: Verhütten von Eisenerzen. 1954. Düsseldorf.
- [3] *Erb, Ludwig*: Die eisenoolithischen Horizonte im Jura des Oberrheintalgrabens. Ber. Reichsst. f. Bodenforschung Jg. 1941, S. 49–61.
- [4] *Geisler, Richard*: Die Eisenerzvorkommen in Südbaden. Stahl und Eisen 70 (1950), Nr. 23, S. 1057–1059.
- [5] *Geisler, Richard*: Die Jura-Erze am Rande des Schwarzwalds. Erzmetall 4, 1951, S. 370–374.
- [6] *Hahn, Wolfgang, Hansjosef Maus & Albert Schreiner*: Eozäner Vulkanismus am Schönberg bei Freiburg/Brg. Jh. Geol. Landesamt Baden-Württemberg 16, 1974, S. 41–59.
- [7] *Hasemann Waltrud*: Geologische Kartierung und Beschreibung von Blatt Jesuitenschloß 1:5000. Diplomarbeit. (Masch. Schrift) 96 S. Freiburg/Brg.
- [8] *Korger Gerold*: Die wirtschaftliche Bedeutung des Eisenerzbergbaus im Lande Baden-Württemberg. Referendar-Arbeit. Freiburg/Brg. 1961 (Manuskript)
- [9] *Sauer, Kurt*: Badische Dogger- und Malmerze. Badische Heimat 31, Jg. 1951, S. 38–43.
- [10] *Zühlke Martin*: Geologische Kartierung und Beschreibung des südlichen Schönbergs auf den Blättern Wittnau, Sölden und Bollschweil-Nord 1:5000. Diplomarbeit. (Manuskript), Freiburg/Brg. 1952.

Ferner standen mir in dankenswerter Weise die einschlägigen Akten des Landesbergamts Baden-Württemberg und Betriebsakten der Barbara Erzbergbau GmbH zur Verfügung.

Buchbesprechungen

Basler Mosaik aus Stadt und Landschaft. Gesehen von Leif Geiges, beschrieben von Hanns U. Christen und Meta Zweifel. Freiburg: Schillinger 1977. 344 S. mit 225 Abb. (davon 34 in Farbe) sowie 52 Stichreproduktionen und beigefügter Übersichtskarte. – Leinen DM 37,50, sfrs. 42.–.

Daß der Rezensent vor gut 30 Jahren als Student einen der großzügig von der Basler Regierung und der Basler Universität gestifteten „Freiplatz“ haben durfte, stimmt ihn aus guter Erinnerung heraus freilich besonders positiv zum hier vorgelegten Band. Aber eigentlich wäre das gar nicht nötig, denn dieses Mosaik – das dritte auf der Palette des rührigen und vor allem auch herstellerisch vorbildlichen Freiburger Verlegers (nach Oberrhein Süd und Oberrhein Nord) – kann sich wirklich sehen lassen und ist im Wortsinn seines Preises würdig (und für heutige Verhältnisse preiswert dazu). Die mehrfachen Vorreden (der Herren Dr. Gaudenz Staehelin, Dr. E. Wyss und Dr. C. Stöckli) umreißen das Anliegen, besser die Aufgabe dieses Bandes, und es muß als besonders großzügig und tolerant hervorgehoben werden, daß die Basler – an und für sich mit lokal-topographischer Literatur von Haus aus wohl versorgt – einen bundesdeutschen Verleger und auch einen bundesdeutschen Kameramann (aus Freiburg gebürtig, in Staufen wohnhaft) dabei akzeptierten. Daß sie dabei keinen Fehlgriff taten, beweist zum einen Bildauswahl und Bildqualität, zum andern die Harmonie der ja von Schweizern abgefaßten ausführlichen Bildlegenden. Das ist nun mal kein herkömmlicher Bildband, wie man sie landauf, landab allenthalben findet. Das ist vielmehr ein Stück müheloser und doch inhaltsgewichtiger Kulturgeschichte, worin in gleicher Weise Landschaft und Mensch, Baulichkeit aus Vergangenheit und Gegenwart, Brauchtum und Kunstgewerbe und was mehr seinen angestammten Platz hat. Daß sich Querbezüge zum Oberrheinischen, zum Badischen (etwa die von einem Stauffer für die Sissacher Kirche erbaute Orgel), ebenso wie zum Elsässischen (Statue der hl. Odila) darin finden, versteht sich wie von selbst. Man wird nicht müde, das Eingetrachte zu schauen und die dazugehörigen Texte zu lesen, und was mühelos aus der Fülle des Gegebenen zusammengetragen scheint, entbehrt keinesfalls auch einer systematischen Konzeption. Die Proportionen sind gleich gefällig und sinnig, ihr Vortrag entbehrt nicht einer gewissen Bibliophilie, ohne deshalb dem Manieristischen zu verfallen. Hübsch machen sich auch die den Texten zusätzlich beigegebenen Stiche, deren Nachweis am Bandende exakt zusammengefaßt wurde. Die

hellgraue Papiertönung läßt keine allzu harten Kontraste zu; ein besonderes Lob ist den farbigen Kunstdrucktafeln zu zollen. So gesehen, wurde hier ein Mosaik geschaffen, das der Stadt Basel und ihrer Landschaft und damit den Vielfältigkeiten des dort Gebotenen durchaus gerecht wird. Das Historische mag überwiegen, doch das Aktuelle ist nicht zu kurz gekommen. Und nicht nur für die Basler und die schweizerischen Umlieger, auch für die engere und weiter badische Nachbarschaft dürfte dieses Werk viel zu bieten haben.

Dr. Helmut Bender

Winfried Schlecht, Der badische Wein. Freiburg: Rombach 1977, Taschenbuch, 169 S., mit 22 Holzschnittreproduktionen. DM 12,80, Leinen DM 17,80.

Es ist eigentlich immer reizvoll und daher auch begrüßenswert, eine „Novität“ über den badischen Wein vorzufinden. Im hier vorgestellten Kleinformat wetteifern Handlichkeit und auch relative Preiswürdigkeit. Das Bändchen wurde von sach- und fachkundiger Hand abgefaßt, viele Leser und „Benutzer“ sind ihm zu wünschen. – Wenn wir im folgenden auf einige Auslassungen bzw. Korrekturen hinweisen, so nicht deshalb, um was zum Kritisieren zu haben, vielmehr vor allem, bei einer wünschenswerten Neuauflage dieses und jenes nochmals zu überprüfen und ggf. zu ergänzen. – Da hätte man sich einiges Zusätzliche gewünscht: etwa eine Quellenangabe der hübschen Holzschnittwiedergaben (?), auch einige Literaturhinweise (zumal Leute wie Karl Müller – „Geschichte des badischen Weinbaus“ –, Wilhelm Engelhardt und Ernst Vogt – „Reben am Oberrhein“ – auch im Text keine Erwähnung finden); alsdann fehlt jedes Register: ein Ortsregister hätte da schon wertvolle Hilfe sein können. Nicht ganz verständlich ist u. a. auch die Folge der badischen Weinbaugebiete: im Untertitel wieder anders als im eigentlichen Text, vielleicht hätte man das Alphabetische zugrundelegen sollen. – Daß das badische Weinbaugebiet „fast an der nördlichen Grenze eines rentablen Weinbaus liegt“, klingt neu und hat man früher eher von der Mosel, vom Rheinland oder gar von Grünberg in Sachsen gesagt. Irreführend kann auch die Aussage aufgefaßt werden, derzufolge im 19. Jh. die Rebfläche in Baden stark abgenommen hat (man denke nur an die Neupflanzung der Glacisreben!). Über das Verbot, Amerikanerreben (wegen der Reblausgefahr usw.) anzupflanzen bzw. das Gebot, diese auszumerzen bzw. zu

veredeln, hätte man gern noch etwas mehr erfahren. Dasselbe gilt für und von der Bundesweihnärring. Wenn die historischen badischen Gaststätten zitiert werden, hätte der Geroldsecker „Löwen“ nicht fehlen sollen. Die hineingesprenkelten Kulturblicke mußten freilich knapp sein, ob sie in diesem Zusammenhang nötig, bleibe dahingestellt. Seltsam, wenn auch nach manchen Gesichtspunkten gerechtfertigt, mutet die Einbeziehung der Lahrer Gegend in den Breisgau an. Bei Ihringen hätte man vielleicht auch vom Staatsweingut Blankenhornberg gern was vernommen. – Solche Einwände und Hinweise sollen der Präzision des Vorgestellten indes keinen Abbruch antun, vielmehr sollen sie in erster Linie bezeugen, daß solche Lektüre ernstgenommen wurde und auch ernstgenommen sein möchte. Dr. Helmut Bender

Hans-Günther Bäurer: Brunnenheilige im Narrenhä. Narrenbrunnen und närrisches Wasserbrauchtum einst und heute. Verlag des Südkurier Konstanz 1977. 203 S., zahlreiche, teils farbige Abb. (Schriftenreihe der Vereinigung schwäbisch-alemanischer Narrenzünfte, Bd. 3). DM 29,50.

Vor allem im westlichen Bodenseegebiet, auf der Baar und in Teilen des Schwarzwaldes haben neuerdings immer mehr Städte und Dörfer einen Narrenbrunnen zur Verschönerung ihrer Ortsbilder errichtet. Hans-Günther Bäurer geht diesem bemerkenswerten Phänomen nach und beschreibt etwa ein halbes Hundert solcher Brunnen. Davon sind allein dreißig in der Zeit von 1970 bis 1976 entstanden. Vor dem Krieg gab es schon Narrenbrunnen in Überlingen und Villingen. Der von Donaueschingen geht sogar auf das Jahr 1913 zurück. Ältere Brunnen aus der Renaissance fand Bäurer in Ettligen und Marbach am Neckar, doch läßt sich da wohl kein Zusammenhang herstellen.

In seinem einleitenden Kapitel gibt der Verfasser einen historischen Überblick über „Närrische Wasserbräuche einst und heute“. Hier wird die Funktion des Wassers im Jahresbrauch dargestellt und besonders auf die fastnachtlichen Wasserbräuche eingegangen. Bespritzen der Zuschauer, Narrentaufe, Bräuteln, Brunnenspringen, Ertränken der Fastnacht, Geldbeutelwäsche und andere Bräuche zeigen die Bedeutung von Wasser und Brunnen im närrischen Geschehen. Früher bediente man sich dazu der überall ohnehin vorhandenen Brunnen, und mancher heutige Narrenbrunnen war in anderer Form schon lange da. Andererseits ließen neue Brunnen fast immer auch bislang nicht geübte Wasserbräuche entstehen. Den Hauptteil des Buches nehmen die einzelnen Ortskapitel ein. Darin beschäftigt sich Bäurer nicht

nur mit den Brunnen, sondern er schildert zunächst die lokale närrische Überlieferung nach ihren historischen Quellen und beschreibt die einheimischen Fastnachtsgestalten und ihre Bräuche. In aller Regel dienen die wichtigste oder auch alle diese Gestalten als „Brunnenheilige“ – so die etwas irreführende Bezeichnung Bäurers. Seine detaillierte Darstellung der Brunnen wird in jedem Fall durch ein Foto ergänzt, wobei leider ein Teil der Schwarz-weiß-Abbildungen nicht der Qualität der ausgezeichneten Farbaufnahmen entspricht. Die Brunnen selbst sind, was Größe, Material und Gestaltung angeht, höchst unterschiedlich. Die Skala reicht vom vollendeten Kunstwerk bis zur einfachen, mehr der Volkskunst zuneigenden Ausführung. Im allgemeinen wurden ortsansässige Künstler mit der Arbeit betraut. Nur wenige haben mehrere Brunnen geschaffen. Zu ihnen gehört der Überlinger Viktor Mezger, von dem vier Narrenbrunnen stammen. Auch einige Maskenschnitzer sind Schöpfer von Brunnenfiguren.

Die 123 ausführlichen Anmerkungen des Verfassers ergänzen seinen Text durch interessante Angaben und enthalten wichtige Hinweise auf zum Teil an versteckter Stelle erschienene Literatur. Ein Ortsregister und eine Übersichtskarte erleichtern das Auffinden der einzelnen Brunnen. Bäurer hält sich in der geographischen Einteilung an die von Wilhelm Kutter eingeführten neun südwestdeutschen Fastnachtlandschaften. Kutter schrieb auch ein Vorwort zu dem Buch, das allen Fastnacht Freunden empfohlen werden kann.

Heinz Schmitt

„Hexen, Narros, Hänsele“. Hermann Kupferschmid, der vor zwei Jahren verstorbene Maler und Graphiker, durch seine hohe Meisterschaft in der Beherrschung der Radiertechnik nicht nur ein Gestalter unseres Maschinenzeitalters mit großartiger Ausdruckskraft, sondern auch mit bunter Palette ein Meister impressionistischer Stimmungsbilder. Für den Landesverein Badische Heimat war Kupferschmid durch seine Hinwendung zum heimatlichen Brauchtum und zur Volkskunde ein Helfer von Format, denn mit seinen Bildern, die er von der Fasnet, von Trachten, Bürgerwehren und alten Volksfesten gemalt hat, unterstützte er unsere Belange und hielt vieles fest, was heutzutage gefährdet ist. Mit der ihm eigenen Könnerschaft malte er voller Dynamik die alten Gestalten der schwäbisch-alemannischen Fasnet, und man sieht diesen Aquarellen die innere Verbundenheit und Anteilnahme des Künstlers ganz deutlich an. Frau Ruth Kupferschmid hat nun, einem langgehegten Wunsche ihres Mannes nachkommend, in kleiner Auflage sieben Aquarelle in einer Kunstmappe mit dem Titel „Hexen, Narros, Hänsele“ herausge-

bracht. In hervorragender Qualität hergestellt, beinhaltet die Mappe Überlinger Hansele, Bonndorfer Pflumeschlucker, Gengenbacher Hexen, Elzacher Schuddig, Rottweiler Federehannes, Offenburger Hexen und Rottweiler Schantele und Franzenkleidle. Allen Freunden unserer alten Narrenzünfte und diesen selbst sei diese Mappe wärmstens empfohlen, die zum Preise von 150,- DM zu erstehen ist. Bestellungen sind zu richten an Frau Ruth Kupferschmid, In den Höfen 9, 7595 Sasbachwalden, Tel. 07841/21595
L. Vögely

Hermann Claudius: Jubiläums-Ausgabe in zwei Bänden. Rudolf Schneider Verlag, München, 1978, Leinen, DM 74,-. Numerierte und signierte Ausgabe DM 84,-

Damit die hoffentlich noch immer recht zahlreichen Verehrer und Leser des am 19. Oktober 1878 zu Langenfelde bei Hamburg geborenen (das amtliche Dokument weist durch einen Schelmenstreich der Bürokratie den 24. Oktober 1878 aus) Dichters Hermann Claudius diese zweibändige Jubiläums-Ausgabe mit einer von eigener Hand vorgenommenen letzten Auswahl rechtzeitig bekommen können, hat sie der Rudolf Schneider Verlag in München schon jetzt ausgeliefert. Sie ist ab sofort über alle Buchhandlungen und direkt vom Verlag zu haben.

Es ist geplant, 1978 als dritten Band die plattdeutschen Dichtungen Hermann Claudius' folgen zu lassen, die wie seine hochdeutschen Werke über viele Verlage im Laufe von fast sieben Jahrzehnten verbreitet worden sind.

Hermann Claudius, ein Urenkel des berühmt gewordenen „Wandsbeker Boten“, Matthias Claudius, lebt seit mehr als dreißig Jahren, nach dem schmerzlichen Verlust seiner ersten Frau Franziska, die ihm vier Töchter schenkte, mit Frau Gisela verheiratet, in einem kleinen Klinkerhaus im Dörfchen Grönwohld im Holsteinischen Kreis Stormarn vor den Toren Hamburgs. Hier unternimmt der geistig äußerst lebendig und körperlich rüstig gebliebene Dichter Spaziergänge auf einsamen Feldwegen und freut sich an der Natur, der er wie jeglicher Kreatur darin vor allem in seinen wie absichtslos dahingetupften Versen immer wieder so innigen Ausdruck verliehen hat.

Der erste Band wird durch ein handschriftliches Gedicht eingeleitet, das aus der letzten Schaffensperiode des Lyrikers stammt:

Wie das geschehen mag:
wir tragen Masken am hellen Tag
papierenflein.
Die halten unser Menschsein
lächelnd gefangen.

Einer kann nicht zum
andern gelangen.

Zwischen Mensch und Menschsein
lächeln die Masken
papierenflein.

Auf der anderen Seite blickt uns Hermann Claudius unterm weißen Haar grüblerisch, ja, und auch ein bißchen eulenspiegelhaft durch seine großen Brillengläser an.

In einem kurzen Vorwort schreibt er u. a.: „Mein Leben war Dasein im Gedicht bis auf den heutigen Tag. Mein hundertjähriger Geburtstag steht bevor und gibt mir den Mut zu meinem Werk. Ich will nun ohne Handstock im Garten spazieren, daß ich mit Gottes Hilfe noch dabei bin. Mein Werk spreche für sich.“ Hermann Claudius ist immer noch der Dichter mit dem junggebliebenen Herzen, wie ich ihn einst vor vielen Jahren kennenlernte, er hat das Kindsein, die unschuldige Gläubigkeit, nie verloren und ist doch zu den Tiefen letzter Lebensfragen vorgestoßen: ein Suchender noch im hundertsten Lebensjahr.

Mit seinen hier nicht zur Diskussion stehenden plattdeutschen Gedichten „Mank Muern“ (1912) öffnete er einst den Menschen seinerzeit vor dem Ersten Weltkrieg schon die Augen für die Schönheiten seiner Großstadtheimat Hamburg, aber auch für ihre Sehnsucht nach Freiheit und Weite. Seine hochdeutschen Dichtungen, zumal seine Lyrik, weisen den weiten Spannungsbogen seiner Themen von der Härte des Krieges über die Welt der Arbeit zur Mutter Natur in all ihren Lebensäußerungen und letzten Endes zu den ganz persönlichen Gedichten der Liebe zu Frau und Kind, zu Mutter und Vater und jener fast schüchtern-herben: zu Gott, nach.

Band I enthält eine Auswahl aus seinen Gedichtbänden „Licht muß wieder werden“ (1916), „Lieder der Unruh“ (1920), „Brücke in die Zeit“ (1922), „Heimkehr“ (1925), „Der ewige Tor“ (1928), „Meine geliebten Claudius-Gedichte“, die Hans Grimm 1933 herausgab, „Daß dein Herz fest sei“ (1934), „Und weiter wachsen Gott und Welt“ (1937), „Und jeden Morgen geht die Sonne auf“ (1938), seinen „Ackermann und der Tod“, nach des Johannes von Saaz' „Ackermann aus Böhmen“ (1946), seine Prosadichtung „Meister Bertram von Mynden“ (1927) und einleitend einige seiner herzerfrischenden Geschichten aus den Bänden „Armantje“ (1934), „Wie ich den lieben Gott suchte“ (1935) und „Mein Vetter Emil“ (1936).

In Band II finden wir einleitend einige bezeichnende Proben aus seinem 1966 erschienenen „Skizzenbuch meiner Begegnungen“, in denen er z. B. seine damaligen Zeitgenossen Richard Dehmel, Detlev von Liliencron, Rudolf G. Binding und Lulu von Strauß und Torney vorstellt. Er vermag das mit wenigen Stri-

chen, wie sie der Zeichenstift des Lehrers (Claudius war in diesem Beruf mitten in Hamburg-St. Pauli über viele Jahre tätig) einst skizziert haben mag. Gedichte aus den Bänden „Zuhause“ (1938), „Aldebaran“ (1944), „Nur die Seele“ (1946), „Der Garten Lusam“ (1946), aus Sonderdrucken (1950–1953), „Und dennoch Melodie“ (1953), „Töricht und weise“ (1968) und seinem letzten Buch „Unterm weißen Haar“ (1974) folgen. Abgerundet wird Band II wieder von ein paar Geschichten und Betrachtungen, von denen die Beobachtung einer Wespe eine besondere Kostbarkeit darstellt. Zwei Beispiele aus dem ersten und dem letzten hochdeutschen Gedichtband Hermann Claudius' mögen hier für viele andere stehen:

Holunder

An meines Hauses Wand
– ein beharrliches Wunder –
blüht der Holunder.
Hand um Hand
hält er mir seine Blüten entgegen:
Segen
über dich, der du Gutes
unter meinem Dufte träumst.
Siehe, ich sog ihn aus dem Innern der Erde.
Und die Erde ist ewig gut.

Lange schon wandere ich
neben mir her
schrittenschwer
und weiß nicht,
wer ich bin,
der Eine oder der Andre
zwischen Leid und Lust,
zwischen Gott
und den Dämonen.
Wo wird meine Seele
wohnen?

Fragt der Glaube?
An der Rebe die Traube
wird Wein.

Dankbar dürfen wir die sehr schön ausgestattete Jubiläums-Ausgabe mit einer sorgfältigen Auswahl aus den Dichtungen eines der hervorragendsten Lyriker des deutschen Sprachraums entgegennehmen, dankbar Hermann Claudius, der sie in unsere Hände legt, dankbar dem Verleger Rudolf Schneider, der den Großen seiner Branche ein Beispiel dafür gegeben hat, daß es auch heute noch den Dienst am Werk eines bedeutenden Dichters gibt – und nicht nur den Profit.

Hans Bahrs

Die Welt der Fasnachtsnarren. 176 Seiten, davon 112 Farbtafeln von Lothar Rohrer und Textbeiträgen von 22 Autoren über das Phänomen Fasnacht. Her-

ausgegeben von Dr. Franz Götz. Weidling-Verlag GmbH, Stockach/Wahlwies.

Mit dieser Neuerscheinung wird zum ersten Mal der Versuch gemacht, das bunte Narrentreiben landauf, landab nicht mit dem Foto, sondern mit dem Pinsel des Künstlers festzuhalten. Lothar Rohrer, dem selbst die Fasnacht im Blut steckt, gelingt es vorzüglich, die vielfältigen Bräuche und Gestalten der alemannisch-schwäbischen Fasnacht darzustellen und zu deuten. 22 namhafte Autoren berichten eingangs des Buches über selbst erlebte Fasnacht. Das Fasnachtsbrauchtum wird hier nicht zum Forschungsgegenstand, Fasnacht wird zum Volksfest, und der Leser wird vertraut mit der Welt der Fasnachtsnarren. Den Herausgeber Dr. Franz Götz und den Weidling-Verlag kann man zu diesem außergewöhnlichen Werk über die Fasnacht beglückwünschen. E. B.

Langspielplatte Hermann Burte. Lieder und Gedichte in Alemannisch und in Hochdeutsch. – Bezugsquellen: Für Deutschland: Hans Schöpflin, Postfach 155, D 7850 Lörrach 7. Für die Schweiz: Johannes Wenk-Madoery, Schmiedgasse 4, CH 4125 Riehen. Preis 21,- DM.

Wer Wort und Lied der Hermann-Burte-Platte aufmerksam gehört hat, kann seine Aussage hierzu nur mit einem herzlichen Dank beginnen, der zuerst Hermann Burte selbst, aber auch all denen gelten soll, die als Sprecher, Sänger, oder in der Vorbereitung und Herstellung dieses gut gelungenen Werkes mitgeholfen haben.

All das, was uns als gute Auslese aus dem lebenslangen dichterischen Schaffen von Hermann Burte hier vorgestellt wird, ist ein herzhaftes Stück dieser Persönlichkeit selbst, und, verschweigen wir es nicht, ein Stück längst fälliger Wiedergutmachung an diesem aufrechten Menschen. In seinem Werk schlechthin steckt „E Gmüet, ewenig waich am Cherne“, und seine Lieder der Heimat, wie jene aus der Lebenserfahrung, wehten schon mit „Madlee“ anno 1923 „Vom Himmel her an liebe Gottsärbode.“ Unsere Zeit, wo so gerne mit Worten vorschnell und scharf geschossen wird, kann das vom Geist her kommende Wort und die Liebe zur Heimat und zu ihren Menschen, wie sie Hermann Burte uns geschenkt und zeitlos gültig bekannt hat, wohl gebrauchen. Wer aber glaubt, sein Leben lang ohne Fehler zu sein, der hebe einen Stein auf . . .

Ein Glück, daß der Rektor des Heboldorfes Hausen die Stimme des damals Achtzigjährigen auf Band aufgenommen hat. „Mi liebi Muedersprooch, die willi

bruuche“ hören wir von Burte selbst gesprochen, und mit der „Sehnsucht in der Fremde“ rührt er uns heimelig an. Mit „Wy un Brot“ und mit „Lied un Wyb“ zeigt er uns die Freude des Lebens im „Land am Rhy“, ohne sein großes Vorbild, Johann Peter Hebel zu vergessen. Von ihm sagt er im Gedicht Rebland, Webland, Lebland: „Er wünsch is alle Gottis Freud un Friede!“

Neben den sechs alemannischen Gedichten, die uns Hermann Burte mit der Innigkeit der reifen Überzeugung vorträgt, sind es sieben Gedichte in der Hochsprache, die präzise und warmherzig zugleich von Charles Regnier rezitiert werden. Ob von „Mensch und Werk“, „Scheitel der Palas“ oder vom „Säen und Ernten in den drei höchsten Namen“ die Rede ist, auch in der hochdeutschen Sprache offenbart sich der lebendige Geist Burtes, der uns den „Atem einer Seele“ ahnen läßt, die mutig bekennt: „Alles ist nur eine Gabe Gottes!“

Zu dem gewaltigen Wort des Dichters haben begabte Komponisten aus dem Alemannenland Melodien geschrieben, um mit der tönenden Sprache der Musik den frohen wie ernsten Sinn der Gedichte Burtes noch wirksamer in unser Gemüt zu tragen. Die Komponisten sind in Basel, Maulburg und Müllheim zu Hause. Ebenso sind es Chöre, Dirigenten und musikalische Begleiter aus der Hebel- und Burte-Heimat, die in einer erstklassigen Art die Lieder in uns mitklingen lassen. Silberklar und von Herzen kommt das Bekenntnis von „Glaube, Hoffnung und Liebe“; vom „Moler Frühlig“ bis zum „Wüsiger Winter“ wird der gesungene Text bildhaft-schön, und im „Kommenden Tag“ läßt der Chor die kühle Dämmerung vergehen und die Sonne des neuen Tages auf Berg und Tal und ins Herz hinein strahlen. Dem Tenor Gerold Bernhard gelingt es vorzüglich, die besinnlich-ernsten Gedanken Burtes, sein Anteilnehmendes Verständnis für den Menschen und sein flüchtiges Dasein, uns zu vermitteln.

Als guter Wegweiser bei dieser geistigen Wanderschaft, auf dem schöpferischen Lebensweg eines großen Dichters unserer Heimat, zeigt sich, in feiner Zurückhaltung, aber mit solider Werk- und Persönlichkeits-Kenntnis, der Ratschreiber einer der Gemeinden, die Hermann Burte zu Recht zum Ehrenbürger gemacht haben: Walter Jung.

Nochmals Dank der Hermann-Burte-Gesellschaft Lörrach für dieses echte Burte-Geschenk zu dessen einhundertstem Geburtstag im nächsten Jahr. Im Sinne von Hermann Burte ist diese Schallplatte eine wahre Freude am geistvollen Wort des Alemannen, auch als „Knechtetröster und Herrenmahner“ verstanden. Diese Schallplatte hilft uns die „Letzte Bit-

te“ des Meisters zu erfüllen, die er selbst zu uns spricht:

„Doch ständig würd me läbig seh,
my Wäse un my Chunsch!“

Karl Kurrus

Hermann Brommer, Der Tuniberg – Sonniges Rebland, an Kunst und Geschichte reich, München u. Zürich (Schnell & Steiner) 1978, 68 S., mit Abb., DM 9, 80.

Im 1970 erschienenen „Tuniberg-Festbuch“ hatte der Schullektor und Barockkunstspezialist Brommer über seine Heimatgemeinde Merdingen geschrieben, schon damals hat man sich eine Fortführung solcher Schreibweise und Kunstbetrachtung aus seiner Feder gewünscht. Inzwischen ist freilich manches Neue und Beachtenswerte von ihm erschienen – doch daß nunmehr der bewährte deutsch-schweizerische Kunstführerverlag „im Auftrag der acht Tuniberg-Orte“ diesen Brommerschen Band in der Reihe seiner „Großen Kunstführer“ vorlegt, ist besonders erfreulich. – In doppelter Weise hat dieses der südlichen Breisgauer Bucht vorgelagerte Hügelgebilde in den Jahren nach dem Krieg von sich reden gemacht: einmal wegen der gewaltigen Flurbereinigung und Rebergumlage, zum andern, weil es erst in diesen Jahren als Fremden- und Kunstlandschaft so recht entdeckt worden ist. Gewiß konnte man bis zum Erscheinen dieser Schrift sich in einschlägigen Reiseführern kurz informieren, gewiß gab es auch schon eh im einschlägigen Kunstdenkmäler- und nachmals im entsprechenden Landkreis-Band diese und jene Würdigung – doch was Brommer nunmehr kompakt und ausführlich genug vorgelegt hat, ist eine Tuniberg-Summa, an der man in keinem Fall ungenutzt vorbeigehen wird. – Nach einführender Gesamtwürdigung (Geologisches, Agrarnutzung, Vinologisches, Touristisches) geht der Verf. die einzelnen Gemeinden an (Nieder- und Oberrimsingen, Munzingen, Tiengen, Opfingen, Waltershofen, Gottenheim und Merdingen). Mit lexikographischer Konsequenz, zugleich jedoch auch in Handbuchform, bringt er neben ausführlichem und qualitativem Bildmaterial zunächst jeweils statistische Kurznotizen sowie das dazugehörige Wappen in Umrisszeichnung, alsdann einen geschichtlich prägnanten Abriß, um danach seine Hauptanliegen – die kultur- und kunstgeschichtliche Beschreibung der jeweiligen Baudenkmäler – ausführlich genug von souveräner Sachkenntnis ausgehend – zu geben. Grund- und Aufrisse ergänzen die kundige Führung. Wie reich diese Gegend etwa gerade im Hinblick auf den barocken Kirchen- und Schloßbau, überrascht unentwegt. Auch der Besucher dieser Kleinregion muß sich eingestehen, daß er

bisher an so mancher Sehenswürdigkeit und Geschichtsträchtigkeit achtlos vorübergehend! Die Ausstrahlungen süddeutscher Baukunst gerade im 18. Jahrhundert geben sich hier unerhört mannigfaltig. Ebenso werden die geschichtlichen bzw. dynastischen Zusammenhänge sowohl in ihrer Gesamtsicht als in ihrer Detaillierung offenbar. Doch auch das nach dem Krieg Neuerstandene wird von Brommer gebührend berücksichtigt und gewürdigt. Eine „Zeitafel zur Kunstgeschichte“ sowie ein alphabetisches Namensverzeichnis der „Baumeister und Künstler am Tuniberg“ runden das Ganze, und auf die instruktive Kartenskizze auf der Rückseite des Bändchens wollte man ebenso ungerne verzichten.

Dr. Helmut Bender

Baumeister, Anton: Freiburg – so wie es war. Droste Verlag, Düsseldorf, 1978. ca. 104 S., 170 Abb. (= alte Fotos) auf mattiertem Kunstdruckpapier. Großoktav, Halbleinen, DM 34.–

Das muß vom Thema und von der Art der Durchführung her nicht nur nostalgisch betrachtet werden – wie es in der Vorstellung des Bandes in der Freiburger Stadtbücherei seitens des Verlags, aber auch seitens des Verf. und des Stadtrats (Stadträtin Goldschagg) wiederholt betont wurde. Nachdem erst jüngst der allerdings mit einiger Skepsis oder doch mit manchen Vorbehalten aufgenommene Flechsig-Band „Freiburg in alten Ansichtskarten“ erschienen und seit längerem der größere und schon klassisch gewordene „Bruder“ von Müller Schilling („Alte Photos erzählen Freiburger Stadtgeschichte“) seinen berechtigten Erfolg hatte, möchte man meinen, ein neuer Band in preislicher Zwischengröße täte sich schwer. Doch unsere Prognose möchte ihm gut: nicht etwa, weil man ihn haben muß, sondern vielmehr, weil er alles in allem (und trotz des auswärtigen Verlags, dessen erfolgreiche Reihe „so wie es war“ – „wie es war“ würde zwar genügen) solid und mit Liebe gemacht und weil eine derart vielfältige und historisch reichhaltige Stadt wie unsere Schwarzwaldhauptstadt vielleicht noch mehr als ein Viertel Dutzend solcher Bände ertragen kann. Der Verf., Jugendbuchlektor im Herder-Verlag, läßt „zu einem Spaziergang in Bildern“ ein, und zwar aus der Zeit „vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen“. Primär steht so das Bild (= das alte Foto), in zweiter Linie die ausführliche, in der Regel gediegene Bildlegende – alsdann gibt es noch eine Art einführender und fortlaufender Text, keinesfalls drittrangig abgefaßt, aber doch keine ausgesprochene historische Studie über die Stadt: Baumeister weiß, worauf es ihm ankommt – er möchte mit seinem schlichten Erzählen bzw. Beschreiben und in seinen mitunter eingängigen Bild-

und Kulturvergleichen nicht nur die Alten, sondern gerade die Jungen, bekanntlich in jüngster Zeit mehr und mehr dem Geschichtlichen wieder zugewandt und zugetan, ansprechen. Äußerlich gibt sich der Band schlicht, fast schulbuchmäßig, hübsch aber macht sich der alte Stadtplan auf der Innenseite des Schutzumschlags. Die Einführung „Das Gesicht der Stadt“ ist mit alten Ansichten (Deutsch / Sickinger / auch Stahlstiche von der Zähringer Burg und vom Loretberg – schade, daß dergleichen nicht exakter nachgewiesen) versehen, hernach rangieren das Münster, der Münsterplatz mitsamt Erzbischöfen und Katholikentag anno 1929; lobenswert die Brunnenbilder, zwischendurch ältere Gesamtansichten, alte Winkel, die beiden Tore in Variationen, Denkmäler, Rathäuser, Ehrenpforte usw. Es fehlen weder der Stadtrat von 1909 noch ein Gruppenbild der 113er, es gibt auch den Zeppelin und Freiburger Notgeld, gibt Idyllen und Vororte, den Hauptbahnhof und die Höllentalbahn quer durch die Wiehre, Pferdebahn vorm Siegesdenkmal samt Karlskaserne und alte Straßenbahn in Richtung Günterstal, es gibt schließlich – der Villa Platenius gegenübergestellt – das alte Neue Stadttheater samt Vestibül und Zuschauerrängen, gibt Grundsteinlegung des neuen Universitätsgebäudes durch den Großherzog (Jahr?), dessen Gesamtansicht und dessen Großbrand anno 1934. Selbstredend wird den alten Freiburgern so manches eingebrachte Foto auch altbekannt sein, etwa das Realgymnasium mit dem überhöhten Turm und den neogotischen Aufbauten, die Rotteck-Oberrealschule in ihrer vollen Breitseite, die Kartause, ein Durchblick via Rathausgasse zum Münster, wie er sich im wesentlichen bis heute erhalten hat – aber es findet sich auch manches Einmalige, etwa aus der Welt des Sports: Rodeln am Schloßberg und die Holzschlägermatte in ihrer klassischen Schaulandschaftenzeit, das Pfründnerhaus vom Colombipark her aufgenommen, oder das ehemalige Freiburger Waisenhaus beim Sternwaldeck (?). Waldsee und Schaulandschaftsbahn bieten sich wacker und brav, auch die (mühsam wiederaufgebaute) Gerichtslaube „mit . . . der überdachten Treppe zum früheren Gerichtssaal“ (?). Das Abschlußbild zeigt „Freiburg im Jahre 1945“ – ein Bild des Jammers – steht es symbolisch für das Ende einer Ära, der alten guten und manchmal auch ungenuten Zeit schlechthin? Wie sagt es der Autor? „Die Stadt ist anders geworden. Sie hat ihr Gesicht verändert, aber sie hat es nicht verloren.“ Das Buch aber hat sein Gesicht, ein Gesicht mit insgesamt liebevollen Zügen, ein Gesicht, in dem sich mehr als eine bloße Reihung zufälliger Motive spiegelt. So gesehen, wird der Band – trotz manchem Fehlendem und trotz einiger Schönheitsfehler (etwa Sebastian Münzer statt Münster) – durchaus bestehen, gekauft, angeschaut und gelesen werden.

Dr. Helmut Bender

Mannheimer Stadtkunde

Die Stadt Mannheim-Kultur- und Schuldezernat hat eine Mannheimer Stadtkunde herausgegeben mit dem Ziel, die Schulen mit einem fach- und sachgerechten Buch auszustatten, es in die Hand der Schüler zu geben, um so dem angehenden Bürger einen umfangreichen Einblick in das Werden und Wachsen der Stadt zu geben, in der er lebt. Sie hat dazu die Mitarbeit namhafter Wissenschaftler gewonnen – es ist eine imponierende Reihe – die über ihr Fachgebiet geschrieben haben. Das ist einerseits die Stärke des Buches, macht es aber andererseits für den Gebrauch in den Schulen sehr anspruchsvoll. Es reicht damit über diesen Rahmen hinaus und wird so zu einer Schrift, die alle, welche Mannheim kennen oder kennenlernen wollen, umfassend informiert.

Die Gliederung gibt Auskunft über die Intentionen des Herausgebers. Das recht interessant geschriebene erste Kapitel bringt einen guten Überblick über Landschaft, Naturschutz und Grünanlagen und beinhaltet u. a. die Geologie des Rheingrabens, das Klima, den Wald, die Parks, Gärten und Anlagen der Stadt. Die Geschichte des Mannheimer Raumes schließt sich an. Die vielfältigen Schicksale der Stadt werden aufgerollt, die Zeit Carl Theodors eindrucksvoll dargestellt, ebenso der Aufschwung zur Industriestadt. Die Reihe reicht über die großen Kriege, Nachkriegszeit bis zu den Eingemeindungen der Gegenwart. Insgesamt ein Kapitel, das viel enthält von dem, was Mannheim auszeichnet: Lebenswille, Lebendigkeit, Meisterung der Zeiten. Und damit sind wir beim Mannheimer. Daß der „Mannemer“, das „Bloomaul“, wie er lebt und lebt, seine Geselligkeit, die Deftigkeit des echten Pfälzers mit der Fülle gar nicht so ernst gemeinter Schimpfnamen seiner Mundart, seine enge Verbundenheit zu seiner Vaterstadt in einem erfrischenden und Vergnügen bereitenden Kapitel zur Geltung kommt, sei dankbar vermerkt. Selbstverständlich darf in diesem Buch ein Abschnitt „Staatsbürgerkunde“ nicht fehlen (Bundesland und Stadt, Gemeinschaftsaufgaben). Ausholend wird die Entwicklung Baden-Württembergs aufgezeigt, die Stellung der Stadt in unserem Bundesland, ihre Selbstverwaltung und die großen Aufgaben, die ein städtisches Gemeinwesen für seine Bewohner zu erfüllen hat.

Mannheim wird im Badnerlied „die Fabrik“ genannt. Dies führt zu einer interessanten Darstellung Mannheims als Knotenpunkt des Verkehrs und als Zentrum der Wirtschaft; ein wichtiges Kapitel, der Bedeutung der Stadt angemessen. Aber natürlich charakterisieren Industrie, Handel und Verkehr nicht allein eine Großstadt. Gerade Mannheim besitzt eine lebendige kulturelle Tradition, auf die der Mannheimer mit Recht stolz ist, eine Komponente, die Mannheim erst

zu dem macht, was es in seiner Gesamtheit ist. Die Stadt als kultureller Mittelpunkt – das Buch liefert dafür eine Fülle von Beweisen, die von den Bauwerken (Schloß) über die Schätze des Reiß-Museums, der Kunsthalle, des einen hervorragenden Ruf genießenden traditionsreichen Nationaltheaters bis zur Musikstadt und Stadt der Schulen und Hochschulen reichen.

Das auch das kaum zu übergehende „Umland“ in die Schrift einbezogen wird, daß Ladenburg, Kloster Lorsch und die Bergstraße, Worms und Speyer, Heidelberg und das Neckartal, Schwetzingen und der Nachbar Ludwigshafen zur Darstellung kommen, betont die Mittelpunktfunktion der Stadt und stellt sie in den gewachsenen historischen Rahmen. Diese Besprechung kann nicht besser geschlossen werden als mit den Worten, mit denen der Herausgeber seine Einleitung schließt: „Nur wer mitten in ihr (der Stadt Mannheim) steht, von Geburt an oder als Zugereister durch aufgeschlossene Konfrontation, wird eine Stadt seine Heimat nennen können. Mannheim kokettiert nicht mit sich selbst, der Vergangenheit ist es zuzuschreiben, daß hier nur die Gegenwart zählt, stete Aufbruchstimmung herrscht – das macht die kurpfälzische Metropole lebendig, öffnet sie erneuernden Einflüssen, hält sie jung. Wer einmal Mannheimer geworden ist, der bleibt es sein Leben lang, und er wird diese Stadt lieben, wo immer er wirkt.“ „Mannheimer Stadtkunde“, herausgegeben von der Stadt Mannheim, Mannheim 1977, 24,50 DM L. Vögely

O Schwarzwald, o Heimat .

Zu einem Atlantis-Schwarzwald-Band Zunächst freut man sich über das Erscheinen und auch über den ersten Eindruck des stattlichen Bild- und Textbandes bei diesem international angesehenen Verlag, der seinen Stammsitz in Zürich und seinem bundesdeutschen Sitz in der Schwarzwaldhauptstadt Freiburg hat. Alte Stiche und Ansichten – vorzugsweise aus W. Jensens neuerdings wieder hochbewertem Schwarzwald-Prachtwerk, aber auch (samt Textbeitrag) des Hans-Thoma-Sammlers J. Schwoerer – finden sich hübsch reproduziert, des weitern gibt es so mancherlei Fotogenes, buntfarbig genug, entsprechende Wirkung und da und dort auch schon ein bißchen Klischeewiderwillen zu erzeugen – der Text indes kann leider in keiner Weise genügen: kein Sachbuch, kein Fachbuch, kein Reiseführer, keine entsprechende Essayistik, nicht Fleisch, nicht Fisch, und nicht einmal Haut und Knochen mitunter. Nun gut, über die Art der Darstellungsweise läßt sich bekanntlich stets streiten, das Nostalgische herrscht hier vor, man ist ganz einfach Besseres, Hochkarätigeres gewohnt, hat es hier auch erwartet, grüne Tannen und blühende Geranien kehren gar so oft wieder, und

exakte Angaben nehmen sich darin mitunter gar seltsam aus. Schwerwiegender aber die ausgesprochenen Fehler und Auslassungen. Wir könnten damit und davon ganze Listen geben. Bleiben wir in unserer näheren Umgegend, soweit diese noch dem Radelschen Schwarzwald miteinverleibt wurde! Da gibt es etwa ein eigenes Kapitel St. Blasien, doch dessen markanteste Gestalt, den Fürstabt Martin Gerbert II., suchen wir darin vergebens, und gern hätte man auch einiges Genaueres über den veränderten Aufbau nach dem Brand von 1874 erfahren. Oder im Kapitel Badenweiler würde gewiß interessieren, daß unterm Markgrafen Karl Friedrich 1784 die römischen Baderuinen wiederentdeckt und bereits konserviert wurden. „Um Hausen herum macht die Straße einen Bogen. Doch Literaturfreunde werden aber bestimmt in den Ort hineinfahren . . . Hebel hat dort seiner Heimatstadt ein Denkmal gesetzt. . .“. Ungenauer und kürzer geht's kaum. Oder im Kapitel Waldshut: „Eigentlich gehört die Stadt nicht mehr zum Schwarzwald, eher schon zum Hotzenwald. . .“, wir dachten immer, der Hotzenwald würde mit zum Schwarzwald gehören! Und dann zum Stil etwa: „Wenn Sie genügend Zeit mitbringen, wird Ihnen ein Spaziergang über die 3 km langen Promenade, drunten am Rhein, sicherlich Spaß machen“ – das ist Journalie, aber nicht Atlantis-Stil.

In anderen Gegenden wird's nicht besser. Etwa in der Schwarzwaldhauptstadt mit ihrem „Roten Kaufhaus“ (von der Kommune besetzt?), mit der Franziskanerkirche (=Martinskirche), mit der Herrengasse statt Herrenstraße und was mehr. Weshalb dann etwa „Ruine Staufenburg“ statt Staufener Schloßberg? Und weshalb sollte die Waldkircher Peter-Thumb-Kirche plötzlich zweitürmig sein? Oder weshalb hätte das Dorf Zähringen mit einmal seinen Namen von der Burg erhalten, wo es sich gerade umgekehrt verhält? Und wo bleiben Säckingen und Emmendingen, wo das Schutter- und das Achertal? Oder weshalb den Gutedel, unsere klassische Markgräfler Rebsorte, textlich und abbildungsmäßig in die Ortenau verpflanzen? Wo in Renchen befindet sich das Grab Grimmelshausens? Seit wann hat das Glottertal die höchstgelegenen Weinberge Mitteleuropas?

Zugegeben, das Aktuelle findet sich dann und wann, so etwa hinsichtlich der Strategischen Bahn, aber das sind Zufallstreffer, Antiquiertes gibt's nicht minder (etwa die Abbildung des in der Gründerzeit aufgemöbelten Freiburger Schwabentors). Dann immer wieder die „Geheimtips“ guter Lokale, für jeden Einheimischen und auch schon für die Fremden längst Allgemeinplatz geworden. Und Superlative, wo es die Dinge gar nicht nötig haben. Banalitäten mit Autofahreranweisungen stehen bunt dazwischen. Das aus älteren Texten dann und wann Zitierte wirkt dem gegenüber geradezu erholend. Selbstbeweihräucherun-

gen, was der Verf. so alles gesehen bzw. geschafft hat; Kulturgeschichtliches einschließlich verstümmelter Sagen gar zu willkürlich hineingesprenkelt, auch fotogene Schwarzwaldhäuser schaffen hier wenig Abhilfe.

Man weiß nach alledem nicht recht, ob man dem Verf. die mangelhaften, sporadischen, angelesenen, unkritisch übernommenen und willkürlich gemixten Geographie- und Geschichtskennntnisse oder aber den saloppen Primitivstil negativer ankreiden soll. Oder ob nicht der Verlag bzw. dessen Lektorat für so manches haftbar gemacht werden muß: ein jeder interessierte Leser bemerkt es schließlich im Nu, der Autor war überfordert, ergo hätte man ihn stützen, von Fachleuten gelesen oder ganz neu konzipieren bzw. die Chance vergeben sollen. Aber irgend ist sie hier veran. Hartmut Radel, Schwarzwald. Zürich und Freiburg i. Br. Atlantis 1977. 300 Seiten mit zahlreichen, teils farb. Abb. u. ausklappbarer Tafel. Leinen 48,- DM.

Dr. Helmut Bender

Beschreibung des Großherzogthums Baden. I Sämtliche 94 Holzstiche nebst einer Übersichtskarte von Baden und Württemberg in originalgetreuer Wiedergabe. II Texte zu den Holzstichen ausgewählt und mit einer Einführung versehen von Helmut Bender. Zwei Bände im Format 14x16 cm, zusammen 304 Seiten stark, Kunstledereinband mit sehr schöner Goldprägung, beide Bände in einer Kasette DM 38,-. Verlag Fried. Stadler, Postfach 5220, 7750 Konstanz

Es ist ein besonders lobenswertes Verdienst des Verlages Friedr. Stadler Konstanz, den „Heunisch“ durch eine Neuausgabe von Heunischs „Beschreibung des Großherzogthums Baden“ anno 1836 einem breiten Publikum zu einem annehmbaren Preis wieder zugänglich gemacht zu haben. Das Werk präsentiert sich in einer hübschen Kasette, die zwei niedliche, in Kunstleder gebundene Bändchen enthält. Das eine zeigt 94 Holzstiche in tadelloser Reproduktion, im andern finden wir die dazu gehörigen Texte, die von Dr. Helmut Bender, Freiburg, ausgewählt wurden. Es ist erfreulich und dankenswert, daß Dr. Bender zu sämtlichen Stichen den Originaltext (mitsamt seinen sachlichen Mängeln bzw. Irrtümern sowie seinen orthographischen Inkonsequenzen) beifügte, so daß wir mit dieser Neuausgabe wirklich den raren „Heunisch“ vor uns haben.

Die instruktive Einführung, die Dr. Helmut Bender dem Werk voranstellt, gibt Aufschluß über den Autor, über Geschichte und Kulturgeschichte seiner Zeit. Sicher wird diese Neuausgabe großen Anklang finden.

E. Bozenhardt

G. A. Rapp: VON GESTERN ZU MORGEN.
Gedichte und Zeichnungen aus dem Valle Onsernone
– Tessin.
Weltermann Verlagsbuchhandlung Hamm

Von G. A. Rapp – den Lesern der Bad. Heimat seit Jahren durch Gedichte und Aphorismen bekannt – liegt ein neues Lyrikbändchen vor, das schon durch seine hübsche Aufmachung besticht: Gedichte durch Zeichnungen (von Theo Landmann) umrahmt und interpretiert!

In der großartigen Berglandschaft des Onsernonefels wurde der gebürtige Schwabe zum Rufer, der dem heutigen Menschen die Urkraft Gottes in der Zusammenschau von Kosmos und Eros aufreißt. Oft auf humanistisches Gedankengut zurückgreifend, spiegelt sich in rhythmisch-farbiger Sprache das Sein und Erleben eines dynamischen und sensiblen Menschen. Transparent – mit Gestaltungskraft im sprachlichen Ausdruck – zeichnet der Dichter das wechselhafte Walten und Wirken des naturhaften Geschehens: Jahres- und Tageszeiten, Grollen des Donners und Heulen des Sturmes, Chaos in der Bergwelt erlebt – oder die heitere sonnenüberflutete Landschaft, das Licht, der Sonnenaufgang, alles wird wesenhaft zum „Kern der Welt“ in Ehrfurcht und letzter sinnhafter Erregung. Etwas wehmütig, aber auch mahndend muten uns Gedanken an, die dem Verlust an Sprachgefühl gewidmet sind durch moderne Kürzel („Modern“) den „Sterbenden Konjunktiv“, oder dem Bla-bla-haften, („A Propos Sprache“). Aber auch hier wird alles zum Eigentlichen, was man nicht sagen kann („was man sagen kann“) gesehen („gekeltert“) in „den Ringenden einer Zeit“.

Was dieses Büchlein so liebenswert macht, ist das tiefe gleichnishafte Eindringen in Lebenszusammenhänge sowie eine aus Lebensweisheit geborene Menschenliebe, gepaart mit demütigem Gotteserkennen.

Edith Goldschagg

Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974–1977. Hrsg. von Irmgard Hampp und Peter Assion. Stuttgart: Müller u. Gräff i. K. 1977. 312 S., 38 Abb. auf Tafeln, DM 48.—

Unter der bewährten Leitung von Irmgard Hampp unter Peter Assion erschien im Auftrag des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg nun bereits der dritte Band der volkswissenschaftlichen „Forschungen und Berichte“, und zwar wieder als Sammelband wie Band 1 (1973). Der Schwerpunkt des neuen Bandes liegt zum einen bei der Großstadtvolkskunde bzw. den Volksfesten, zum andern bei der Quellenkunde zur Geschichte ländlicher Gemeinden.

Den Reigen eröffnet Heinz Schmidt mit seinen Untersuchungen neuer Formen großstädtischer Geselligkeit anhand der Stuttgarter Stadtteilfeste. Da man lange Zeit den Großstädter für enturzelt und heimatlos hielt, ist das Auftreten solcher Feste nach 1970 für die Wissenschaften überraschend gekommen. Der Verfasser erklärt dieses Phänomen mit dem Ausdruck „Vertrautheit auf Distanz“, d. h. das Bedürfnis nach Kommunikation kann durch Straßenfeste in fast idealer Weise befriedigt werden, ohne daß die Privatsphäre berührt wird und eine Verpflichtung, etwa in Form einer Vereinsmitgliedschaft, eingegangen werden muß. Die Besenwirtschaften in Württemberg, die in anderen Teilen Süddeutschlands auch als Strauß- oder Heckenwirtschaften bezeichnet werden, untersucht Wolfgang Alber. Leider fehlen genauere statistische Angaben, sowohl was die Anzahl der Schankstätten als auch den Umsatz betrifft; sie können nur für wenige Gemeinden vorgelegt werden, ein Mangel, der nicht dem Verfasser anzulasten ist. Die Geschichte der Mannheimer und der Karlsruher Fastnacht wird in Aufsätzen von Günther Löhr bzw. Ernst Schneider dargestellt: zwei Beiträge, die vor allem durch die Erschließung und Mitteilung bisher unbekanntem Quellenmaterials Beachtung verdienen. Für Karlsruhe wird überraschend lebhaftes Fastnachtstreiben in den 1840er Jahren dokumentiert; unter den damaligen dargelegten Maler Lucian Reich eine führende Rolle.

Historischen Festzügen mit Schwerpunkt im nordbadischen Raum ist eine Abhandlung von Peter Assion gewidmet, die der Frage nachgeht, in welcher Form und zu welchen Zwecken durch bürgerliche Veranstaltungen dieser Art das Geschichtsbild breiterer Bevölkerungskreise beeinflußt wird. Großstädtische Vorbilder, vor allem die Festzüge bei der 500-Jahrfeier der Universität Heidelberg 1886 und die große Huldigungsschau in der Residenzstadt Karlsruhe anläßlich des 70. Geburtstags von Großherzog Friedrich, haben stilbildend gewirkt, nicht zuletzt, weil entsprechende Bildfolgen publiziert wurden, die nun als Mustersammlungen künftigen Festzügen dienen konnten. Ausführlich behandelt Assion, wie der große Festzug Walldürns 1927 zustandekam, der „Gewinn und Stärkung des Ansehens Walldürns gegenüber der Außenwelt und besonders den vorgesetzten Staatsbehörden“ brachte und somit neue Maßstäbe im badischen Frankenland setzte. Eine Vielzahl von Ortsjubiläen sorgte von da an bis zur Gegenwart für historische Festzüge; als Beispiel ist ein vollständiges Festzugsprogramm (Hettingen 1974) im Anhang abgedruckt. Aufschlußreich ist die Mitwirkung von Kostümverleihfirmen. Das allgemeine historische Desinteresse ließ trotz der Popularität solcher Festzüge die an kommunaler Selbstdarstellung interessierten Gemeinden neue Wege finden. So plant man

z. B. an markanten Stellen innerhalb des Ortes „historisches Treiben“, das den Festteilnehmer zum Umherziehen zwingt. Diese Entwicklung ist aber noch zu jung, um sie eingehend beurteilen zu können. Das in den jüngeren gedruckten Ortschroniken anzutreffende Geschichts- und Gesellschaftsbild steht dann im Mittelpunkt eines Aufsatzes von Gustav Schöck. Leider ist es nur allzu wahr, daß im Heimatbuch nicht selten Fakten ganz oberflächlich zusammengestellt werden und sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Problemstellungen höchst unvollkommen gelöst sind; andererseits schafft das Heimatbuch dann einen Wissensstandard, der davon abweichende Überlieferungen zum Verschwinden bringt: eine Mahnung, die jeden Heimatforscher nachdenklich stimmen sollte. Ilien/Jeggle/Schelwies untersuchen das komplexe Verhältnis von Verwandtschaft, Lokalpolitik (Bürgermeisterwahl) und Vereinen innerhalb des dörflichen Zusammenlebens von Familienverbänden. Durch intensive Befragungen wurden eine Menge überraschender Details ans Licht befördert. Aus den Archiven des Landkreises Reutlingen hat Angelika Bischoff-Luithlen das Material für ihren Bericht „Volkskunde und Gemeindearchiv“ gesammelt. Bücher, Rechnungen und Akten sind als Quellen zur umfassenden Darstellung von Ortschroniken unentbehrlich, denn sie zeigen ein realistischeres Bild, das oft beträchtlich von den idyllischen Vorstellungen über die gute alte Zeit abweicht. Eine Ergänzung dazu bietet Norbert Ohlers Untersuchung über die Pfarrbücher als Quelle für den Historiker. Der Verfasser hat Material und Methoden im Rahmen einer Übung am Historischen Seminar der Universität Freiburg i. Br. erprobt. Nach einer Einführung in die Probleme werden die Bücher der Pfarrei Hochdorf/Breisgau von 1791 bis 1871 in zahlreichen Kurven und Tabellen minutiös ausgewertet. Eine wichtige Quelle zur Ortsgeschichte Württembergischer Gemeinden stellen die Pfarrberichte (1828–1932, mit Lücken) der Ortsakten des ev. landeskirchlichen Archivs in Stuttgart dar. Sie entsprechen in Baden den Ortsbereiungsakten (1850–1933), die im Generallandesarchiv Karlsruhe lagern. Martin Scharfe hat 320 Berichte von 17 ausgewählten Gemeinden unter der Themenstellung „Protestantismus und Industrialisierung im Königreich Württemberg“ ausgewertet. Es schließt sich die von H.-R. Fluck erforschte Geschichte der Fischerzunft Freistett/Diersheim im Hanauerland, die im 14. Jahrhundert greifbar wird, an. Unter der Rubrik Waldenser-Studien erscheinen drei Aufsätze, von denen derjenige aus der Feder Wilhelm Spengels zur älteren Sachkultur im Waldenserdorf Palmbach bei Karlsruhe manches Interessante bringt. In einem weiteren Beitrag berichtet Gerd Wunder über den Wandel der Vornamen. Über tausend Jahre Geschichte werden bei der Namensgebung lebendig.

Ihre heutige Vielfalt wird manchem als Zeichen von Verfall und Bindungslosigkeit vor Augen stehen, sie ist aber auch Ausdruck von persönlicher Freiheit und Weltoffenheit. – Zwar sind eine Vielzahl von Einzelbelegen zum Volksglauben des Spätmittelalters bekannt, aber, so beklagt E.-G. Güting, nur wenige Primärquellen geben einen umfassenden Überblick. Als Beispiel aus der Mitte des 15. Jahrhunderts untersucht er Michel Beheims Gedicht gegen den Aberglauben und seine lateinische Vorlage, das letztlich nur eine dichterische Ausgestaltung darstellt und inhaltlich fast völlig mit dem Urtext übereinstimmt. Eduard Spranger und die Volkskunde stehen schließlich im Mittelpunkt eines theoretischen Aufsatzes von Albert Schramm.

Es folgen ein bibliographischer Abriss zur bildlichen Darstellung von Sprichwörtern und Redensarten, drei Arbeitsberichte zu Ausstellungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen, über die Forschungsstelle „Sage“ an der Universität Freiburg i. Br. und zum Stand des „Badischen Wörterbuchs“, sowie Nachrufe auf Wilhelm Heiske, Otto Basler und Hans Jänichen. Den Schluß des gewichtigen Bandes bildet ein umfangreicher Rezensionsteil, der vor allem Lokalhistorikern und volkskundlich Interessierten, fernab von Universität und Institution, die wichtigsten Neuerscheinungen vorstellt. Rolf Reutter

F. O. Freitag: „Wild am Weg“. Schauenburg Verlag, Lahr

Unter dieser lautlich schönen, knappen und doch treffenden Überschrift bringt der aus Pommern stammende, bei uns in Südbaden zugezogene Heimat- und Jagdfreund F. O. Freitag ein neues Buch heraus. Dieses bietet Erlebnisse des Jägers mit der heimischen, wilden Tierwelt. Gibt es eine solche Tierwelt noch in unserer kreuz und quer aufgeschlossenen, überzivilisierten Welt? Es gibt sie. Da werden uns in Wort und Bild vorgestellt: Rehe, Kaninchen, Füchse, Marder, Eichhorn, Wildschwein, Iltis, Auerhahn, Fasan, Rebhuhn usw. Wir erfahren in diesem Buch von ihrem Tun und Lassen, von ihren Freuden und Drangsalen, Schwierigkeiten und Lebensumständen. Das ist lebendig, allseitig und beziehungsreich beobachtet, beschrieben, erläutert und mit sehr schönen, instruktiven Federzeichnungen vervollständigt. „Wild am Weg“ ist das Buch des Jägers, Tierkenners, Tierhegers. Es ist für den Leser eine Freude und ein Genuß, in diesem schönen Band den Beobachtungen, Erklärungen und Bedeutungen des Autors zu folgen. Manches ist zwar dem Leser bekannt, trotzdem erscheint alles in einem neuen, hellen Licht. Dieses Buch ist ein großer Gewinn. Leider

ist der sonst flüssige und sichere Schreibstil ab und an etwas holprig. Leider ist deshalb auch das sehr empfehlenswerte Buch nicht recht für Schüler geeignet. Eine überarbeitete Neuauflage könnte hier leicht abhelfen. Es wäre dem schönen Buch zu wünschen.

Richard Gäng

„Der Kaiserstuhl. Gesteine und Pflanzenwelt“.

2. Auflage 1977. Band 8 der Reihe „Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs“. Fotografien von Helga und Kurt Rasbach, Text von Otti Wilmanns, Wolfhard Wimmenauer und Gerhard Fuchs. – (Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 8) – 262 Seiten, 272 Schwarzweiß- und 64 Farbbilder, 1 Karte, 5 Tabellen. Leinen mit 4farbigem Umschlag. ISBN 3-88251-000-5. – Herausgeber: Landesanstalt für Umweltschutz in Baden-Württemberg, Karlsruhe. Im Buchhandel erhältlich. 241 S., 48.– DM.

Die Werkstatt der aus Wissenschaftlern und Fotografen in ersprießlichster Weise zusammengesetzten Arbeitsgemeinschaft war schon 1968 mit einem großartigen Werk über Farne an die Öffentlichkeit getreten („Die Farnpflanzen Zentraleuropas“, Quelle und Meyer, Heidelberg). Diesem mit herrlichen Aufnahmen und eingehenden Schilderungen über die interessante Pflanzengruppe ausgestatteten Werk ließ die gleiche Arbeitsgruppe 1974 den „Kaiserstuhl“ folgen, ein kostbares Geschenk für die zahlreichen Freunde dieser Landschaft. Zu dem bereits bestehenden Bündnis von Frau Prof. Dr. Wilmanns – und Dr. Kurt und Helga Rasbach – Glottertal als Botaniker und Fotografen war noch der Geologe Prof. Dr. Wimmenauer – Freiburg hinzugegetreten.

Vorgängerin dieses Buches war eine Veröffentlichung des Badischen Landesvereins für Naturkunde und Naturschutz vom Jahre 1933 über den Kaiserstuhl, die längst vergriffen ist. Das starke und stets wachsende Interesse weiter Kreise am Kaiserstuhl verlangte dringend nach einer Erneuerung. Das neue Gemeinschaftswerk füllte daher eine empfindliche Lücke im Schrifttum über unsere Heimatnatur aus. Es spricht sehr für die Güte des Buches, daß die erste Auflage schon nach drei Jahren vergriffen war und 1977 bereits die zweite, um vieles erweiterte Auflage erscheinen konnte. Sie ist um wertvolle fotografische Dokumente vermehrt und besonders hinsichtlich der starken Eingriffe, die diese Landschaft bis heute noch erduldet, auf den neuesten Stand der Wissenschaft gebracht.

Einer prägnanten Einführung über das Landschaftsbild aus der Feder von Frau Prof. Dr. Wilmanns folgt als erstes Hauptstück eine erschöpfende Darstellung der Geologie und Mineralogie des Kaiserstuhls. Prof.

Dr. Wimmenauer hat es verstanden, die überaus komplizierte Materie auch dem aufgeschlossenen Laien nahezubringen, der durch die ausführliche Beschreibung von 25 Aufschlüssen zu eigenem Studium der geologischen Vielfalt angeregt wird. Im zweiten Hauptteil behandelt Frau Wilmanns die weltberühmte Flora des Kaiserstuhls, wobei auch auf die Probleme des Weinbaus und der für diesen im Gang befindlichen Umgestaltung der Landschaft eingegangen wird; auch das leidige Kapitel des Rainabbrennens wird wissenschaftlich beleuchtet. Der botanisch interessierte Wanderer wird sich mit Vorteil von den sorgfältig ausgewählten Exkursionsvorschlägen leiten lassen. 281 vorzügliche Aufnahmen, davon 28 farbige, erfassen die wichtigsten geologischen Fakten und eine Vielzahl geschützter und charakteristischer Pflanzen. Zum Schluß nimmt Herr Hauptkonservator G. Fuchs – Freiburg ausführlich zu den schwierigen Problemen des Naturschutzes und der Landschaftspflege Stellung; es wird eingehend dargelegt, welchen stets wachsenden Gefährdungen und Verlusten Natur und Landschaft des Kaiserstuhls ausgesetzt ist: Änderungen in der landwirtschaftlichen Betriebsstruktur, Umwandlung wertvollster Trockenstandorte in Reben, Düngung, Schädlingsbekämpfung, Verbuschung aufgegebener Grünlandflächen, Zustrom von Menschen, Ausgraben von Seltenheiten usw.; auch das Wirken der Pflanzenfotografen erfährt herbe Kritik. Die langwierigen und erst spät zum Erfolg führenden Kämpfe um die Schaffung von Naturschutzgebieten werden geschildert, die z. B. beim wichtigsten, dem Badberg, nicht weniger als 57 Jahre gedauert haben. Der Leser erfährt, welche Grundlagen zur Unterschutzstellung auch der letzten Reste natürlichen Lebensraumes erarbeitet worden und welche Erfolge erzielt sind. Dazu wird besonders hervorgehoben, daß seit 1975 ein langjährig im Naturschutz bewährter Mann als vollbeschäftigter Naturschutzwart eingestellt werden konnte; sein Wirken erstreckt sich mit besonderer Intensität auf eine nicht unbedeutende, in jüngster Zeit vom Staat erworbene Fläche im zentralen Kaiserstuhl.

Das Buch kann dem Freund des Kaiserstuhls und seiner einzigartigen Natur nur wärmstens empfohlen werden und ist geeignet, der Landschaft noch weitere Freunde hinzuzugewinnen. Hans Kleiber

Wolfgang Scheurer: „O Welt, wie bisch?!“

Mit diesem Buch, das auf rund 125 Seiten etwa 240 hochalemannische Gedichte bringt, stellt sich dem Leser ein Neuling auf dem Gebiet unserer heimischen, alemannischen Dichtung vor. Die Arbeiten befassen sich, wie der Titel richtig verheißt, mit der Welt; dabei ist aber nur die heimische Welt, genauer

gesagt, die Dreiländerecke gemeint. Sie bringen das Gegenständliche, das Geistige wie auch das Künstlerische dieses Landes zur Darstellung. Ein gewaltiges Gebiet! Das gelingt dem Autor durchaus, oft in überzeugender Sprache und guter dichterischer Form. Das Buch, mit stürmischen und manchmal ungelungenen Eigentümlichkeiten eines Erstlings behaftet, bereichert, beglückt sogar gelegentlich. Es ist die Aufgabe des Dichters, die Sprache in Form, Rhythmus und Inhalt zu erhöhen und zu steigern. Auf diesem Weg befindet sich der Autor; es ist ihm auch vieles besonders gelungen. Das Buch ist ein getreues Abbild des

gegenwärtigen Lebens mit seiner Vielfalt, Undurchsichtigkeit und Verwicklung. Es ist mithin keine Blüemli-Bächli-Poetik, auch keine verwässerte Hebelnachahmung, sondern eine hoffnungsvolle Eigenwilligkeit, die aufhorchen läßt und packt. Es bleibt aber dem Dichter noch manches zu tun, z. B. von der August Ganterischen Idee, Witze zu verreiben, freizuwerden. W. Scheurer ist zu Größerem berufen. Das gut ausgestattete Buch, das für den Nichtalemannen 9 Seiten Worterklärung enthält, erschien bei M. Schauenburg in Lahr, trägt einen hübsch bedilderten Schutzumschlag; Preis 14,80 DM Richard Gäng

Ideen überzeugen. Ein Beispiel: Wir bringen Ihre Baufinanzierung ins Lot.

Für einen soliden Finanzierungsplan bieten wir Ihnen die besten Voraussetzungen: detailliertes Fachwissen und eine umfassende Auswahl an Kreditbausteinen. Jeder Finanzierungsfall hat seine eigenen Probleme. Unsere Berater erkennen sie schnell und finden die richtige Lösung. Ganz gleich, ob eine geringe monatliche Belastung oberstes Ziel ist, ob die Einkommensverhältnisse eine kurze Tilgungszeit erlauben oder ob die Finanzierung gegen die Risiken des täglichen Lebens abgesichert sein soll: Ein Gespräch mit uns verschafft Klarheit „in Sachen Bau“ und erspart viele Wege. In unserer Service-

Mappe „BauKreditProgramm“ lesen Sie die ersten wichtigen Anregungen; das persönliche Gespräch gibt dann die Sicherheit, richtig zu finanzieren. Senden Sie den Kupon an eine unserer Zentralen oder an unsere Niederlassung in Ihrer Nähe.



BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE BANK AKTIENGESELLSCHAFT

7000 Stuttgart 1, Kleiner Schloßplatz, Telefon (0711) 2094-1 - ehemals Württembergische Bank
7500 Karlsruhe 1, Friedrichsplatz 1-3, Telefon (0721) 140-1 - ehemals Badische Bank
7100 Heilbronn, Allee 11, Telefon (07131) 884-1 - ehemals Handelsbank Heilbronn AG

*88 Geschäftsstellen im ganzen Land

----- ✂
Kupon

- Senden Sie mir zunächst die Service-Mappe „BauKreditProgramm“ der Baden-Württembergischen Bank.
- Ich möchte mich von Ihrem Finanzierungs-Fachmann eingehend beraten lassen. Rufen Sie mich bitte an.

Name: _____

Straße: _____

PLZ/Ort: _____

Telefon: _____